UEBER VERSCHÖNERNDE GESICHTSBILDUNG.

Physiognomische

Plaudereien und Rathschläge

von

Ernst Schulz.

BERLIN, 1889.

VERLAG VON FREUND & JECKEL.

(CARL FREUND).

Ueber

verschönernde Gesichtsbildung.

Ueber verschönernde Gesichtsbildung.

Physiognomische

Plaudereien und Rathschläge

von

Ernst Schultz.

Berlin 1889.

Verlag von Freund & Jeckel.
(Carl Freund).

Vorwort.

Der Verfasser bittet zunächst, die vorliegende Arbeit nicht mit jenen „kosmetischen" Producten verwechseln zu wollen, die, zum Theil aus dem Französischen übersetzt, in Hunderten von Ausgaben auf dem deutschen Büchermarkte feilgeboten werden. Er hat in der That einmal den Versuch gemacht, das interessante und vielbeliebte Thema der Gesichtsverschönerung von einer anderen, so zu sagen, mehr „physiognomischen" Seite zu behandeln, und wenn er hin und wieder dennoch das Wort „kosmetisch" anwenden sollte, dann bemerkt er im Voraus, daß dasselbe nicht in dem gewohnten „klebrigen" Sinne gemeint ist.

Ueber den Werth der Schönheit noch ein einleitendes Wort sagen zu wollen, dürfte wohl überflüssig sein. Jedermann weiß, welches theure Gut die Schönheit ist und wie hoch dieselbe von aller Welt geschätzt wird. Ein angenehmes schönes Gesicht ist der beste Empfehlungsbrief, den ein Sterblicher auf seine Pilgerreise durch's Leben mitbekommen kann. Selbst das schmeichelhafteste Einführungsschreiben kann uns den Weg nicht so bahnen, die Portale des Gesellschafts- und Weltverkehrs nicht so leicht und schnell öffnen, als ein schönes, Vertrauen erweckendes Angesicht.

In den Augen Aller ist die Schönheit ein Glück und die Häßlichkeit ein Uebel; dies erklärt sich schon dadurch, daß die Schönheit im innigsten Zusammenhange mit der Gesundheit steht. Die erste physiologische Ursache der Schönheit ist zugleich das höchste Gut, welches sich der Mensch wünschen kann: die regelmäßige Thätigkeit aller Organe, mit einem Worte: völlige Gesundheit. Krankheiten prägen den Zügen den Charakter der Schwermuth auf, lassen das Gesicht abmagern und veranlassen ein leidendes, das Auge verletzendes Aussehen. Ja, einzelne Philosophen sind sogar so weit gegangen, zu behaupten: daß die Schönheit gut und die Häßlichkeit böse mache. Dies würde nicht nur den Satz von Lavater rechtfertigen, daß in einem schönen Körper meist auch eine schöne Seele wohnt, sondern uns auch die Aeußerung seines großen Gegners Lichtenberg nicht als bloßen Scherz hinstellen, wenn er sagt: „Selbst die sanftesten, bescheidensten und besten Mädchen sind immer bescheidener, sanfter und besser, wenn sie sich vor dem Spiegel schöner gefunden haben."

Es ist daher fast zu verwundern, daß die einschlägige Wissenschaft, und namentlich die Kunst der Aerzte, dem Gegenstande so gut wie gar keine Aufmerksamkeit zuwendet. Die Medizin hält es gewissermaßen unter ihrer Würde, der Sache näher zu treten. Wohl werden von der Orthopädie Säbelbeine gerade gerichtet, angehende Höcker vertrieben, und alle möglichen Difformitäten am Körper ins normale Verhältniß gebracht; eine schiefe Nase im Gesicht aber läßt man ruhig so sitzen und korrigirt sie ebensowenig, wie man oft durch rechtzeitige Entfernung ein paar überflüssiger Zähne mit leichter Mühe eine für Lebenszeit entstellende Mundbildung in Ordnung bringen könnte.

Wenn nun aber gar eine Dame (sie braucht gar nicht zu den Eitelsten ihres Geschlechts zu gehören) ihrem Haus-

arzte mit der Frage kommt: was sie wohl gegen ihren unreinen Teint, gegen die zu blasse oder zu rothe Gesichtsfarbe thun solle, dann wird sie in den meisten Fällen ein wenig ausgelacht. Wie aber diese Dinge unserer „schönen Welt" ja doch nun einmal am Herzen liegen, kann man jederzeit am besten aus den zahlreichen Anfragen ersehen, die in einem Theile unserer Wochen-Journale unter den bekannten Rubriken für Gesundheitspflege 2c. eine Hauptrolle spielen.

Und so geschieht es denn oft schon in Ermangelung von etwas Besserem, daß die Damen den ihnen nun einmal angeborenen Trieb „de corriger la beauté" auf einem andern Wege zu befriedigen suchen und zu jenen Tausenden von fragwürdigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, die ihnen oft für recht schweres Geld von Schwindlern und Marktschreiern dargeboten werden. Der Bedarf von Schönheitsmitteln, von Schminken und Puder, von allerlei Essenzen und Oelen, ist heute ein so kolossaler, daß er einen besonderen Industriezweig unterhält, welcher seine Existenz nur der Leichtgläubigkeit der Menschen zu danken hat.

Eine Seite der Gesichtsverschönerung ist bisher aber nicht nur nicht falsch oder verkehrt gepflegt, sondern so gut wie gar nicht beachtet worden, das ist: die physiognomische, die Bildung von Ausdruck und Miene. Die zärtliche Mutter ist eifrigst bemüht, dem hoffnungsvollen Töchterlein alle möglichen Regeln des Anstandes, der feinen Sitte und des guten Tons bis zu automatenhafter Präzision beizubringen. Man lehrt und lernt Gehen und Stehen und nach dem Takte der Musik die Beine setzen; man sucht die irrenden Hände unterzubringen, den Rücken gerade zu richten und ohne über die eigenen Füße zu fallen, das Zimmer zu verlassen; — selten aber, und fast nie, kommt es der liebenden Mama oder der strengen Gouvernante in den Sinn, das kleine Fräulein auch auf die Haltung des Gesichts, auf

sein häßliches, widerwärtiges Mienenspiel aufmerksam zu machen; und wenn wir ja einmal die Ermahnung hören: „aber Kind, was machst Du denn für ein Gesicht? Das kann Dir ja so stehen bleiben!" — dann ist die kleine prophetische Drohung meist doch nur im scherzhaften Sinne gemeint. Nun, es soll im Nachfolgenden Gelegenheit gegeben werden zu erfahren, wie weit eine solche kleine Reprimande im Scherz oder im Ernst zu nehmen ist.

Die Mienenbildung wird im Sinne der echten Kosmetik selbst in unseren besseren Gesellschaftskreisen so gut wie gar nicht gepflegt, weil man entweder nicht weiß oder es nicht beachtet, daß auch die Miene für die Schönheit erzogen werden muß. Was ist der schönste Kopf, die korrekteste architektonische Gesichtsbildung, wenn diese Bildung nicht zugleich durch ein schönes Mienenspiel, durch einen angenehmen physiognomischen Ausdruck belebt und vergeistigt wird?! — Man kann fest versichert sein, daß ein wirklich häßliches Gesicht seine Häßlichkeit stets mehr durch die Miene, als durch die Form manifestirt. An eine häßliche Form kann man sich gewöhnen, an eine häßliche Miene niemals; ein schönes Mienenspiel kann eine mangelhafte Form ergänzen, die schönste Form aber nimmer einen häßlichen Ausdruck verwischen.

Dr. Theodor Piderit führt in seinem bekannten Buche über Mimik und Physiognomik folgendes hübsche Gleichniß an: „Wie die Musik mit dem einfachen Material von 7 ganzen und 5 halben Tönen eine unendliche Fülle von Modulationen und Harmonien hervorzubringen vermag, je nachdem die Töne in verschiedener Weise sich folgen oder zusammenfallen, so erscheinen auch auf dem menschlichen Antlitze unendliche Variationen und Modifikationen des Mienenspiels, je nachdem die verschiedenen mimischen Züge neben- oder durcheinander, stärker oder schwächer auftreten."

Darnach ist unser Antlitz nun eigentlich ein musikalisches Instrument, nur mit dem Unterschiede, daß wir seine Musik nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen wahrnehmen. Wie aber wird dieses Instrument gespielt?! — Gewiß giebt es nur wenig Virtuosen darauf. Ich wage frei die Behauptung aufzustellen, daß wir mit nichts so arge Verstöße begehen, als mit unserem Mienenspiel; ja ich bin überzeugt, wenn jemand sich mit Worten, mit Armen und Beinen ähnliche injuriöse Dinge zu Schulden kommen ließe, als wir zuweilen mit unserem Gesicht verüben, man ihn aus jeder besseren Gesellschaft weisen würde.

Drei Punkte sind es hauptsächlich gewesen, die mich bei meinen Studien geleitet und immer wieder zu neuen Beobachtungen angeregt haben. — Erstens: ist es eine unbestrittene Thatsache, daß selbst notorisch häßliche Gesichter Momente haben, in denen sie durchaus nicht häßlich erscheinen, ja, im Gegentheil, einen ganz angenehmen, in nichts an ihre eigentliche Häßlichkeit erinnernden Eindruck machen. — Wo kommt diese augenblickliche „Schönheit" nun her? — wo hat sie ihren Sitz? — und warum sollte sie sich nicht fixiren lassen?!

Zweitens: wird wohl auch jeder andere schon die Wahrnehmung gemacht haben, daß Kinder, die in ihrer Jugend bildschön waren, sich in ihrer äußeren Erscheinung beim Heranwachsen nicht nur zum Nachtheil veränderten, sondern mit der Zeit geradezu häßlich wurden; während andere, weniger hübsche, ja, selbst häßliche Kinder sich mit den Jahren oft zu ganz hübschen und interessanten Erscheinungen entwickelten. Das erstere ist leider viel öfter der Fall, als das letztere. Mein Wanderleben bot mir zu solchen Beobachtungen mehr Gelegenheit, als jemand hat, der fest an einen Ort gebunden ist; dieser wird die Wandlungen,

die sich in den Jahren der körperlichen Entwickelung bei jedem Menschen vollziehen, zwar auch wahrnehmen, aber nicht so bestimmt, wie einer, der die Bilder ihm nahestehender Individuen nur in gewissen Zwischenräumen in seiner Seele fixirt. Bei Menschen, die wir sozusagen unter unseren Augen aufwachsen sehen, verwischt ein Bild das andere, so daß wir immer nur das letzte, das gegenwärtige, als wirklich identisch mit der Person in unserer Erinnerung führen; während wir von Menschen, die wir beispielsweise in den Kinderjahren gekannt und erst nach einem gewissen Zeitraume als Erwachsene wiedersahen, zwei ganz verschiedene Porträts in unserer Seele aufgenommen haben.

Die Metamorphose, die sich hier vollzieht, ist oft eine so erstaunliche, daß zwischen den zwei Bildern keine Spur von Aehnlichkeit mehr zu finden ist. Ich habe junge Mädchen gekannt, die selbst als Backfischchen noch die reizendsten Gesichter hatten, und welche Veränderung war mit ihnen vorgegangen, wenn ich sie nach einigen Jahren als Jungfrauen wiedersah! — Nicht die geringste Spur war mehr vorhanden von dem lieblichen Ensemble der einst so reizenden kindlichen Züge; ein ganz fremder garstiger Ausdruck hatte Platz genommen und die schönen Züge waren auseinandergefahren, wie — um wenigstens noch einen blumigen Vergleich zu wählen — die Blätter einer Flatterrose. Einen noch bedeutenderen Kontrast kann man beim männlichen Geschlechte wahrnehmen. Knabengesichter, die in ihrer Jugend als Modelle zu Raphael'schen Engelsköpfen hätten dienen können, nehmen mit den Jahren oft einen Schnitt und einen Ausdruck an, daß auch nicht die Idee von der vorherigen Schönheit mehr vorhanden ist. Und wenn der Jüngling dann noch den schüchternen Versuch macht, das neue Gesicht mit dem unfertigen Symbol der Männerwürde, d. h. mit

einem stoppelhaften Flaum von Bart zu verbrämen, dann kann allerdings ein physiognomisches Bild entstehen, dem gegenüber ein schlecht gerupftes Huhn ein erhebender Anblick zu nennen ist.

Diese besonders in der Entwickelungsperiode vom Knaben zum Jüngling und vom Mädchen zur Jungfrau auftretenden „physiognomischen Wandlungen" haben mich zuweilen fast in wehmüthige Stimmung versetzt, und nicht selten sind mir, wenn ich, das Kommende förmlich ahnend, einer schönen jungen Menschenblüthe kurz vor diesem Uebergangsstadium gegenüberstand, Heines prächtige Strophen eingefallen:

„Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' Dich an und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt Dir legen sollt',
Betend, daß Gott Dich erhalte
So rein, so schön und hold."

Der dritte Punkt meiner Beobachtungen ist die Wahrnehmung gewesen: daß Menschen von ganz normaler Konstitution, bei einem gesunden Körper und in den günstigsten Verhältnissen lebend, so auffallend früh zu altern beginnen und mit 30 Jahren oft schon ein verrunzeltes Gesicht zeigen; während andere bei viel weniger günstigen Bedingungen, ja selbst unter Krankheit und Leiden, bis in's späteste Alter in ihrer Physiognomie den Stempel der Jugend tragen.

Solche Fälle hat wohl jeder, der auch nur mit geringem physiognomischen Interesse ab und zu in seiner

Umgebung Umschau hielt, zu beobachten Gelegenheit gehabt. Unsere Aufgabe soll es nun sein, den Ursachen dieser bekannten Erscheinungen nachzuspüren, ihre Grundübel zu erforschen und, wenn nicht mit Besserem, dem freundlichen Leser wenigstens mit „gutem Rath“ zu dienen. Der bereits erwähnte „Vater der Physiognomik“ sagt irgendwo in seinen Schriften: „Es giebt kein noch so schönes Gesicht, das nicht der Entstellung, und kein noch so häßliches, das nicht der Verschönerung fähig wäre!“ An diesem letzteren Grundsatz wollen wir festhalten.

Man erwarte aber durchaus kein gelehrtes Buch; der Verfasser hat in den nachfolgenden „Plaudereien“ einfach nur das Resultat seiner langjährigen Beobachtungen niederzulegen versucht, für welche ihm sein praktischer Beruf als „reisender Physiognomiker“ und eine beinahe dreißigjährige Thätigkeit in diesem „Fache“ doch vielleicht einigen Anhalt bot. — Der geneigte Leser soll daher auch nicht mit gelehrten Auseinandersetzungen über die Physiologie der Gesichtsmuskeln und deren Aktion bei den Affekten ꝛc. behelligt werden, denn abgesehen von dem Umstande, daß solch' gelehrtes Beginnen dem Verfasser selbst wohl einige Schwierigkeiten bereitet hätte, wird es namentlich der verehrten Leserin völlig gleichgiltig sein, zu erfahren, daß sie z. B. ihr reizendes schelmisches Lächeln mit dem Risorius santorini ausführt, und ihre hochmüthig gewordene Jugendfreundin dagegen den impertinent-hochmüthigen Zug im Gesicht hauptsächlich mit dem Levator labii superioris alaequae nasi zuwege bringt.

Der freundliche Leser wolle auch nicht durchgehends direkte Vorschriften in diesem Buche erwarten, oder gar die Weisung: sich vor den Spiegel zu stellen und ein schönes Gesicht schneiden zu lernen. Die angestrebte

verschönernde Korrektion der Gesichtszüge wird gar oft nur auf Umwegen zu suchen und zu finden sein. So sind beispielsweise in dem ersten einleitenden Theile „des Gesichtes Schönheit" erst zum Schluß einige direkte Anweisungen enthalten, und doch ist derselbe nicht zu überschlagen, weil er hauptsächlich darauf berechnet ist, den Sinn für physiognomische Schönheit zu schärfen und den Blick sicher zu machen, damit der verehrte Leser in seiner Umgebung gleich auch die lebenden Illustrationen zu dem Buche finden kann.

Wie aber die Andeutungen und wohlgemeinten „Rathschläge" auch gegeben sein mögen, ob offen oder verhüllt, ob in oder zwischen den Zeilen — der geneigte Leser wolle stets versichert sein, daß sie ehrlich gemeint sind, selbst da, wo sie einmal unter der Maske des Scherzes erscheinen sollten.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.

Des Gesichtes Schönheit.

Zweiter Theil.

Die Bildung der Gesichtszüge.

Dritter Theil.

Ausdruck und Mienenbildung.

Vierter Theil.

Haupthaar und Bart.

Schlußwort.

Erster Theil.

Des Gesichtes Schönheit.

Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh' Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt!

Klopstock.

I.

Des Gesichtes Schönheit in Geschichte und Poesie.

Die Literatur aller Zeiten und aller Nationen ist überreich an dichterischen Ergüssen, welche das Menschenantlitz verherrlichen und seine Schönheit über alle Schönheit der Welt erheben.

Und in der That giebt es wohl Nichts auf der Erde, was einem schönen edlen Menschengesicht in seinem erhabenen Zauber auch nur entfernt an die Seite gestellt werden könnte. Die frisch aufgeblühte Rose ist gewiß schön, und ein Frühlingsmorgen in der neuerwachten Natur hat gewiß seine Reize, im Vergleich aber mit einem schönen Menschenangesicht treten sie bescheiden zurück. Es ist ein ganz anderes Gefühl, das uns beim Anblick eines schönen Antlitzes beschleicht, als die Empfindung, die unsere Sinne beim Betrachten irgend eines anderen schönen Gegenstandes — mag derselbe nun der Natur oder der Kunst angehören — gefangen nimmt; es ist, als ob wir einen Blick thäten in jene Werkstatt des ewig Schönen, aus welcher die Natur in tausendfachem Wechsel und harmonischer Entwickelung ihre Wesen hervorgehen läßt.

So haben denn auch schon die ältesten Kulturvölker dem Antlitz ihre Verehrung dargebracht. Gott der Herr erscheint Moses, den Erzvätern und den Propheten meist nur als ein Gesicht. „Ich habe das Gesicht des Herrn gesehen," heißt es nicht einmal, sondern verschiedene Male im alten Testament; — ein Beweis dafür, daß man sich das Höchste, das Gewaltigste, das Unerforschliche und Ewige nur in dem Bilde eines Menschenangesichts vorstellen konnte. Und wenn die Juden ihre Unterwürfigkeit, ihre tiefste Demuth vor dem höchsten Wesen ausdrücken wollten, dann „verhüllten sie ihr Angesicht vor dem Herrn."

Aber auch das Schreckliche, das Ungeheuere, das Böse und dem Menschen Feindliche suchte man in dem Gesammt-

bilde eines Gesichts darzustellen, wovon uns nicht nur die alten heidnischen Götzenbilder, sondern auch die Gottheiten der noch heute dem Götzendienst ergebenen Völker Zeugniß geben.

Am meisten aber hat man von den ältesten Zeiten her der Schönheit des Gesichts den Tribut dargebracht. Schon die altindische Literatur giebt Beweise davon, wie uns Friedrich Rückert in seinen Uebertragungen mehrfach gezeigt hat. Hier nur eine Probe aus dem herrlichen Epos „Nal und Damajante“:

„Da sah er vom Mägdetrosse
Umgeben die Widarba-Maid,
Glänzend, als wie ein Göttergeschmeid',
Das vom Himmel gefallen,
Erleuchtend irdische Hallen.
Die Glieder getaucht in Liebesreiz
Erweckten der Blicke Liebesgeiz;
Doch vor dem klaren Angesicht
Schämte sich Sonn'- und Mondenlicht.“

Nicht minder wurde bei den alten Hebräern die Schönheit gefeiert; wir finden im Hohen Liede Salomonis (Kap. 4, Vers 1—7) ein Schönheits-Ideal in folgenden Worten verherrlicht:

„Siehe, meine Freundin, du bist schön, siehe, schön bist du. Deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen. Dein Haar ist wie die Ziegenheerden, die beschoren sind, auf dem Berge Gilead.

Deine Zähne sind wie die Heerde mit beschnittener Wolle, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen, und ist keine unter ihnen unfruchtbar.

Deine Lippen sind wie eine rosinfarbene Schnur, und deine Rede lieblich. Deine Wangen sind wie der Ritz am Granatapfel zwischen deinen Zöpfen. u. s. f.“

In geklärtester Form finden wir dann den Schönheitssinn bei den Griechen ausgebildet. Die Verehrung der schönen menschlichen Gestalt war bei diesem Volke zum Kultus geworden. Niemals aber strebten die Griechen nach dem verweichlichenden Luxus anderer Völker; ihr Augenmerk war vielmehr auf gesunde und normale Körperentwickelung gerichtet, und Kraft; natürliche Schönheit des Körpers galt ihnen als die Hauptzierde der äußeren Erscheinung. Die Idee der Schönheit war den Griechen zugleich unzertrennlich von dem Begriff der Liebe und höchst sinnreich haben sie diese Vorstellung in ein- und demselben Götterbilde ausgedrückt. Es wurden der Göttin der Schönheit nicht nur Tempel errichtet, sondern es fanden sowohl in Sparta

als auf der Insel Delos öffentliche Feste statt, wo man an die schönsten der aus allen Theilen Griechenlands herbeigeströmten Jungfrauen Preise vertheilte. — Der alte Vater Homer besang die Kämpfe um ein schönes Weib und ließ die troischen Greise beim Anblick der schönen Helena also sprechen:

„Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achäer,
Die um ein solches Weib so lang ausharren im Elend!
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn.“

Es war aber nicht nur die Ausbildung eines schönen Körpers, welche die Griechen anstrebten, ein Hauptaugenmerk war bei ihrem Schönheitskultus auf das Gesicht gerichtet. Was wäre auch die schönste, tadelloseste Gestalt, wenn ihr durch ein schönes Angesicht nicht erst der Stempel der Schönheit aufgedrückt würde. Wir finden diese Thatsache nicht nur in den griechischen Bildwerken bestätigt, sondern auch die hellenischen Dichter haben die Schönheit des Gesichts vielfach verherrlicht. So leitet der alte Anakreon eine seiner prächtigen Oden mit folgenden Worten ein:

„Wohlan! male du unter den Malern der erste
Meister in der Rhodischen Kunst,
Male meine abwesende Geliebte
Genau, wie ich es dir sage:
Male mir zuerst weiche und schwarze Haare,
Und wenn's das Wachs erlaubt, laß sie auch von Salbe triefen.
Unter den dunklen Haaren
Aus der ganzen Wange heraus
Wölbe sich eine platte Stirn,
Glänzend weiß wie Elfenbein.
Die Haare zwischen den Augenbrauen
Trenne nicht zu merklich, noch lasse sie ineinander fließen.
Die gekrümmten Augenbrauen,
Der Augenlider schwarzer Rand,
Müssen sich bei dieser, wie bei jener
Sanft in einen Punkt verlaufen.
Das Auge mache genau aus Feuer,
Zugleich blau wie Minervens,
Schmachtend zugleich wie Cytherens Auge.
Male Nas' und Wangen
Rosenroth mit Milch vermischt,
Die Lippe sei wie die der Pytho
Zum Kuß einladend.
An dem Rand des weichen Kinnes
Um den marmorweißen Hals
Müssen alle Grazien sich lagern. —“

Auch bei den Römern fand die Ausbildung leiblicher Schönheit eine eifrig gepflegte Kulturstätte. Während aber einerseits die von den Griechen übernommene Gymnastik nach dem veredelnden pythagoräischen Prinzip durch eine rohe Athletik und Equilibristik verdrängt wurde, die schließlich sogar in öffentliche Kampfspiele zwischen Menschen und gereizten wilden Bestien ausartete und in Gladiatorenkämpfen auf Leben und Tod ihren Höhepunkt erreichte — sank andrerseits die Schönheitspflege des Gesichts zu einer rein äußerlichen, aber höchst raffinirten „Kosmetik" herab. Hunderttausende von Sesterzien wurden von den römischen Modedamen für Puder und Schminke, für Salben und Tinkturen verausgabt; ja, der phantasiereichste Dichter des augustäischen Zeitalters, Ovid, verfaßte sogar ein Buch: „Ueber die Schönheitsmittel für das Gesicht," welches er in seiner Ars amandi (Kunst zu lieben) den Schönen seiner Zeit selbst mit folgenden Worten empfiehlt:

„Ich schrieb etwas, worin für die Schönheit Mittel ihr leset,
Klein, doch, an Sorgfalt groß werdet ihr finden das Buch.
Auch in diesem holet euch Raths für verletzte Schönheit.
Nicht unbrauchbar ist, was ich gelehret für euch.
Doch nicht darf auf dem Tisch der Geliebte treffen die Büchsen;
Ohne daß dieser sie merkt, helfe den Reizen die Kunst."

Nicht minder reich ist die arabische und persische Literatur an Blüthen und Bildern, welche die Schönheit des Antlitzes verherrlichen. So lautet eine Stelle aus den Hesar Affan („Tausend Märchen" — bei uns bekannt unter dem Namen „Tausend und eine Nacht") u. A. wie folgt:

„Bei ihrem Lächeln glänzen die Zähne, so daß wir sie für einen Blitzstrahl halten können, der neben Sternen leuchtet. Von ihren kohlenschwarzen Haaren hängen Locken herunter, die den hellen Mittag in die Wolken der Nacht hüllen, zeigt sie aber ihr Angesicht in der Finsterniß, so beleuchtet sie alles von Osten nach Westen. Aus Irrthum vergleicht man ihren Wuchs mit dem schönen Zweig und mit Unrecht ihre Augen mit denen einer Gazelle. Wo sollte eine Gazelle ihren schönen Ausdruck hernehmen?"

Und in den „Liedern des Mirza Schaffy" lesen wir:

„O Mädchen, Dein beseligend Angesicht
Uebt größere Wunder, als das Sonnenlicht!
Die Sonne kann uns nicht mit Gluth erfüllen,
Wenn Nacht und Wolken ihren Glanz verhüllen,
Sie muß in ganzer Majestät sich zeigen
In uns die Gluth zu wecken, die ihr eigen.

Dich aber, Mädchen, brauch' ich nur zu seh'n,
Um ganz in Gluth und Wonne zu vergeh'n:
So strahlend lebt Dein Bild in meinem Innern,
Ich brauche blos mich Deiner zu erinnern."

Wie vielfach und begeisterungsvoll die Dichter aller Zeiten und Völker das Menschengesicht aber auch besungen haben mögen, ein schönerer Hymnus auf dasselbe dürfte wohl kaum wieder gefunden werden, als der, welchen uns Leopold Schefer in seinem „Laienbrevier" hinterlassen hat. Das herrliche Gedicht wirkt um so mächtiger, als es seinen Ursprung nicht der sinnlichen Liebe eines Einzelnen für sein erkorenes Ideal verdankt, sondern von der reinen, das All' umfassenden Menschenliebe diktirt worden ist, und lautet also:

„Wär' keine Sonn' am Himmel, wie viel fehlte!
Und dennoch wollt' ich leben, wenn man könnte.
Doch ohne Menschenantlitz wär' die Erde
Ganz einsam tödtlich finster. Heil'ges Antlitz
Des Menschen! schöner Lotus auf der Tiefe
Des Himmelsmeers am Strand der Erde blühend,
Weltspiegel, Geistermaske, Götterbildniß!
Du, Du erleuchtest Tag und Firmament
Erst klar! Dich, Dich erblickend ist kein Mensch
In Wüsten mehr allein; der ganze Himmel
Ist — wie die Welt zum Menschen — also nah
Und schön zum Kinde worden ... Gott steht vor uns
Anschauend hold in jedem Kinderantlitz.
Nichts wäre Seele, nichts selbst wäre Liebe
Und Wort und Weisheit ohne Dich, Du Schlüssel
Zur Welt ... wenn aus dem ringsbehaarten Haupt
Des Menschen selber Engelstön' erklängen!
O Schönheit, Dein, Dein ist der höchste Preis,
Und jedes Antlitz, das ein kindlich=reines,
Ein frommes Herz bedeckt — wie klares Wasser
Das Sonnenbild — ist schön. Das Menschenantlitz
Entdeckt die Wonn' erst, die im Innersten,
Geheimsten der Natur sich zuckend regt
Und überquillt — in Lächeln! Auf dem Antlitz
Erscheinet erst der tiefe große Schmerz,
Der die Natur im Heiligsten durchbebt;
Und wenn ein Kind geboren, wenn es lebet ..
Wenn rings der tausendblum'ge Frühling neu
Und jung geworden, ach, dann lebt erst Kind
Und Frühling auf des Menschen Antlitz göttlich,
Lebt auf, wie nirgend sonst. Als Sonnenuhr
Des Lebens zeigt es alle leichte Schatten:
Es zeigt die Jugend — die an Sternen nicht,
In Rosen nicht so reizend glaubhaft blüht;
Es zeigt das Alter — das kein morscher Baum,
Kein falber Herbst so rührend wahr bezeugt,

Als mit dem wieder blaß gewordnen Antlitz,
Dem Silberhaar, dem müden Aug' des Menschen.
Und selbst der Tod, der heilige, der ernste,
Erscheint in seiner wundervollen Würde
Nur auf dem Menschenantlitz! Und noch Eins:
Du siehst, wie durch den leicht gewebten Schleier,
Durch dieses Antlitz selbst die Seligkeit
Der Todten der dahin Gegangenen,
Wo aller Wesen stiller Urquell ist. —"

II.

Zur Definition der Schönheit.

Was aber ist es denn nun, das dem Menschenantlitz diese Schönheit, diesen Zauber und diese Reize verleiht?! —

Eine Antwort auf diese Frage ist bereits von dem gefeiertsten Genius der Nation, von Schiller, in klarster Form gegeben worden. In seiner Abhandlung über Anmuth und Würde hat er die Unterscheidung einer zweifachen Art von Schönheit, wie sie die äußere Erscheinung des Menschen in wohlgefälligster Weise hervorbringen und darbieten kann, durchgeführt; einerseits Schönheit im engeren Sinne als eine bleibende Eigenschaft der festen Gestalt, eine fertige unveräußerliche Gabe der Natur, dem einen Körper von Anbeginn verliehen, dem andern versagt; andrerseits: Anmuth oder Schönheit der Bewegung, welche zur bloßen Formschönheit hinzukommen muß, um ihr einen lebendigeren Reiz zu verleihen oder durch diesen selbst den Mangel an Schönheit der Form zu ersetzen. Diese ist als Eigenschaft eines stets wechselnden Vorganges auch selbst nicht beständig und ein für alle Mal fertig, sondern in stetem Wechsel immer sich erneuernd; zugleich ist sie als ein Ausfluß der Wirkung des Willens auf den Körper dasjenige, was ihn als Sitz und Organ des Geistes zu erkennen giebt. Die Schönheit der Form läßt sich in ihrer abgeschlossenen Gestalt leichter auf feste Regeln zurückführen, die Schönheit oder Anmuth der Bewegung läßt sich als eine Wirkung geistiger Impulse leichter verstehen. Die reine Formenschönheit als solche, die noch an dem entseelten Körper erhalten, in Stein vollkommen nachgebildet werden kann, weckt mehr nur kalte Bewunderung, die Anmuth, die mit dem Leben erlischt, ist im Leben das, was auch

Leben, theilnehmendes, verständnißvolles Miterleben der inneren Regungen, denen sie entstammt, hervorbringt.

Ein begeisterter Verehrer der Alten, Winkelmann, behauptet, daß sich die Schönheit am vollkommensten im Zustande der Ruhe offenbare: „wenn kein Affect die Klarheit der Seele trübt, wenn das Zünglein der Wage weder zum Schmerz, noch zur Fröhlichkeit hinneigt und der Geist sich in die tiefe Stille selbstvergessener Befriedigung und Sammlung zurückgezogen hat." Dem ist aber nicht ganz so, wie der Dr. Piderit*) meint, „der Geist ist erhabener als die Form, und ein Antlitz, aus dem ein tiefes Seelenleben spricht, wird immer erhebender und ergreifender auf den Beschauer einwirken, als ein Gesicht, welches nur den Stempel marmorner Ruhe trägt."

Eine ähnliche Ansicht vertritt auch Emerson, wenn er in seinem interessanten Buche „die Führung des Lebens" sagt: — „Nichts, was vollkommen, oder starr, unveränderlich ist, kann in der lebenden Natur Interesse für uns haben, sondern nur, was mit dem Leben strömt, was im Bestreben oder Versuchen ist, etwas Höheres zu erreichen. — Schönheit ist eine Uebergangsperiode, wie wenn die Form eben bereit wäre, in andere Gestaltungen überzufließen. Jeder Stillstand, jede Ansammlung und Konzentration auf einen Zug, — eine lange Nase, ein spitzes Kinn, Hängebacken — sind Gegensätze zu diesem Fließen und deshalb Mißgestaltungen. So schön die Einzelform auch ist, wenn sie mit dem Ganzen übereinstimmt, so suchen wir doch immer nach einem schöneren, vollendeteren Gleichklang. Die Störung des Gleichgewichts veranlaßt das Auge, die Wiederherstellung der Symmetrie zu wünschen und die Stufen zu beobachten, durch welche sie erreicht wird. Darin liegt der Reiz des fließenden Wassers, der Meereswogen, des Vogelfluges und der Fortbewegung der Thiere. Dies ist die Theorie des Tanzes, in fortwährender Bewegung das verlorene Gleichgewicht wiederzugewinnen, aber nicht durch eckiges und hastiges Fortschreiten, sondern durch liebliche Wendungen und Biegungen des Körpers."

Vereinigen sich nun in einem Gesicht Formenschönheit und Schönheit der Bewegung (des Mienenspiels), dann entsteht natürlich der unvergleichliche Reiz, dem wir niemals widerstehen können und von dem wir uns so gern berauschen lassen. Wenn aber körperliche Schönheit nur allein vorhanden

---

*) „Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik."

ist, wenn ein Gesicht nichts sagt und auch nichts zu empfinden scheint, wenn die schönen, regelmäßigen Züge sich nur apathisch und wie auf Kommando bewegen, wenn selbst ein Lächeln erzwungen oder mit Bewußtsein ausgeführt wird — dann kann uns selbst die höchste Schönheit kalt lassen. Sie wird uns vielleicht auf einen Augenblick anziehen, aber für die Dauer unsere Sinne ebensowenig erwärmen, wie eine Wachsfigur. Im Gegentheil kann uns viel eher ein Gesicht sympathisch werden, welches sozusagen aller architektonischen Schönheitsformen baar ist und nur durch geistigen Ausdruck und ein beredtes Mienenspiel zu unserer Seele spricht.

Wir finden Gesichter — und gewiß Jedem, der sich mit offenen Augen in seiner Umgebung umschaut, sind sie bekannt, — die im ersten Augenblick durch nichts für sich einnehmen; — sie sind unschön in ihrer Form, weder Augen, Nase, Mund, Kinn, noch andere einzelne Theile scheinen recht zu einander zu passen, und machen auf uns beim ersten Begegnen entweder gar keinen oder nur einen untergeordneten Eindruck, ja, solche Gesichter können beim ersten Anblick sogar eine gewisse Abneigung in uns erzeugen. Sind wir dann aber einige Zeit mit ihnen bekannt, haben wir den Ton der Stimme gehört und in der Unterhaltung das Mienenspiel beobachtet, dann geht zunächst in unserer Empfindung und später in unserem Urtheil eine gewaltige Veränderung vor, ja wir können schließlich das Gefühl haben, als müßten wir dem Träger einer solchen Physiognomie Abbitte leisten, daß wir ihm dieselbe so falsch beurtheilten. —

„Selbst in dem Angesichte eines Häßlichen“ — sagt Adalbert Stifter — „ist oft eine innere Schönheit vorhanden, die wir nicht auf der Stelle von seinem Werthe herzuleiten vermögen, während uns oft die Züge eines Andern kalt und leer sind, von denen alle sagen, daß sie die größte Schönheit besitzen. Ebenso fühlen wir uns manchmal zu einem hingezogen, den wir eigentlich gar nicht kennen, es gefallen uns seine Bewegungen, es gefällt uns seine Art, wir trauern, wenn er uns verlassen hat, und haben eine gewisse Sehnsucht, ja eine Liebe zu ihm, wenn wir oft noch in späteren Jahren seiner gedenken: während wir mit einem andern, dessen Werth in vielen Thaten vor uns liegt, nicht in's Reine kommen können, wenn wir auch Jahre lang mit ihm umgegangen sind.“

Das Geheimniß der Häßlichkeit beruht weniger in unregelmäßigen, als in uninteressanten Zügen. — Ich

habe in meiner Jugend einen Gymnasial-Direktor gekannt, dessen Gesicht geradezu ein Muster von Häßlichkeit war und ohngefähr aussah, als ob jeder einzelne Theil desselben aus einer anderen Fabrik bezogen worden wäre — und doch lag in der Gesammt-physiognomie des Mannes etwas so Herzgewinnendes und ein so edles Gemüth, eine so biedere Aufrichtigkeit der Seele, gepaart mit einem klaren Verstande, sprach aus seinen Zügen, daß man sich unwiderstehlich angezogen fühlte. Der Mann war in der That auch ein Muster von Edelmuth und Gerechtigkeitsliebe, und selbst die wildesten und rohesten Jungen seiner Anstalt erkannten dies an und hatten selbst keinen Groll gegen ihn, wenn sie von ihm gestraft wurden — was allerdings stets mit Milde und das Ehrgefühl des Sträflings schonender Rücksicht geschah. — Auch Frauen sind mir vorgekommen, und wiederholt, die ich als Beispiele zu diesem Faktum anführen könnte. So erinnere ich mich einer älteren Dame, einer Frau v. Z., die in ihrer Physiognomie allen Regeln der Schönheit geradezu Hohn sprach, und dies auch wußte und sogar davon redete und gern erzählte, wie schwer es ihr geworden sei, einen Mann zu bekommen; wie sie schließlich aber dennoch „einen ganz kleinen" erwischt habe und mit demselben bis an sein Lebensende eine höchst glückliche Ehe geführt. Wer aber auch nur kurze Zeit mit dieser alten Dame Umgang hatte, konnte dies begreifen. Sie war überhaupt ein Original und hatte eine Tugend, die man unter älteren Damen sonst gerade nicht so häufig antrifft, nämlich: — von allen Menschen Gutes zu reden; in diesem edlen Drange ihres Herzens ging sie sogar so weit, Jemandem, von dem sie zufällig nichts Gutes wußte, etwas Gutes anzulügen. Natürlich drückte sich dieses edle Gemüth auch in ihren Zügen aus und machte die weniger schönen Formen des Gesichts total vergessen.

Aus alledem ersehen wir also, daß von den zwei Hauptmomenten, welche die Schönheit ausmachen, proportionirte Form und seelischer Ausdruck, dem letzteren der Vorzug gebührt. Wie oft finden wir, sowohl bei Männern als bei Frauen, Gesichter, die uns durch ihr Ebenmaß, durch ihre Schönheit der Form, im ersten Augenblick anziehen, ja selbst berücken; auf die Dauer werden sie uns aber nicht nur gleichgültig, sondern können sogar das Gefühl in uns erwecken, sie zu meiden. So ist es denn erklärlich, daß wir nicht selten eine sogenannte „Schönheit" bei ihrem ersten Erscheinen in der

Gesellschaft von einer Schaar von Anbetern umworben sehen, die aber schon nach kurzer Zeit, einer nach dem andern, wieder „abspringen“ und die belagerte Festung unerobert lassen, eben: weil sie wohl die Entdeckung machten, daß dieselbe nichts einschloß, was der Eroberung werth gewesen wäre. — Anmuth und Geistesadel sind es also, die selbst weniger schönen, unproportionirten Formen den Stempel der Schönheit aufdrücken, und diese Schönheit hat zugleich den Vorzug, daß sie sich bis in's höchste Alter erhält und selbst noch durch hundert Runzeln hindurch ihr Recht behauptet, während bloße Formen-Schönheit allein gar bald den Frühling des Lebens hinter sich hat und dann, wie eine vertrocknete Blume am Wege unbeachtet bleibt.

„Es giebt keine „Schönheit“ für Menschen, an welcher nicht Körper und Geist gleichzeitig betheiligt wären,“ — sagt Dr. Reclam. — „Jede Frau, jedes Mädchen kann „schön“ werden, wenn sie es will und mit den rechten Mitteln darnach strebt: ihre volle Eigenthümlichkeit zu wahren und zu entwickeln, — wenn ihr Verhalten und ihre äußere Erscheinung allseitig naturgemäß sind.“ Wo dies nun in der richtigen Weise geschieht, wo die äußere Form durch innere Kultur der Gedanken und Empfindungen, durch Bildung des Geistes und des Herzens, durch Veredelung der Gesammtstimmung des Menschen gleichsam durchleuchtet wird, da erscheint dann jene majestätische Anmuth, vor welcher sich auch der Stärkste, wenn er nicht ein wilder Barbar ist, in Demuth neigen muß.

„Die innere Schönheit ist der äußeren Unterpfand.“

III.

Vom Ideal der Schönheit.

Bedeutende Schwierigkeiten dürfte es haben, das Ideal der Schönheit feststellen zu wollen, da dasselbe bei allen Natur- und Kulturvölkern stets ein sehr verschiedenes gewesen ist. Was die Aegypter als schön bezeichneten, mag bei den Griechen und Römern unschön erschienen sein, und die schönen Frauen eines Dürer und Rubens würden für uns gleichfalls nicht

mehr den Typus der Schönheit bilden. Noch heutigen Tages ist, was der Britte schön findet, nicht der Geschmack des Italieners, und die Slavin entspricht nicht immer dem Schönheitsbegriff des Germanen. Ja, selbst innerhalb eines und desselben Volkes ist die Definition nach Stand, Bildung und Geschmack abweichend; was in den Augen des Bauern und des Handwerkers für Schönheit gilt, das ist sie oft nicht vor dem Urtheil des Aristokraten, des Künstlers und überhaupt des Gebildeten; kurz, es ist der Begriff der menschlichen Schönheit etwas nach Zeit, Land und Volk wechselndes, subjektives. — Wir nennen schön, was uns anmuthet und gefällt, unseren Anforderungen an Grazie oder Harmonie, an Natürlichkeit oder pikantem Reiz, an lebensvollem Realismus oder idealem Schwung entspricht, je nach unserer persönlichen Stimmung und Anschauung.

Daher ist auch nichts so schwer zu definiren als die Schönheit. Wo sie in Erscheinung tritt ist sie da als ein beglückendes Wunder, als eine göttliche Offenbarung, vor welcher Physiologie und Metaphysik im Gefühle ihrer Unzulänglichkeit die Waffen strecken. „Auch das Evangelium der Schönheit muß geglaubt werden," sagt ein beliebter moderner Schriftsteller*) „es läßt sich nicht rationalistisch beweisen, und vor den Wundern, Offenbarungen und Dogmen der Kirche hat es das voraus, daß es auch den nüchternsten Skeptiker zum Glauben und zum inbrünstigen Bekenntniß dieses Glaubens zwingt. Auch ihre Märtyrer hat die Schönheit, und wenn diese auch nicht wie früher die Blutzeugen des Glaubens auf flammenden Holzstößen ihr Bekenntniß mit dem Tode besiegeln, so sterben sie doch auch den Flammentod durch das von innen heraus wühlende, sie verzehrende Feuer der Leidenschaft."

So sehr sich die Kunstrichter aller Zeiten bemüht haben, den Begriff der Schönheit festzustellen, so sind sie doch niemals zu einem befriedigenden Resultate gelangt. Die bewährtesten Meßkünstler können tagelang die Formen der Venus von Milo ausmessen und das Verhältniß von Mund und Nase und Augen ziffermäßig notiren, es fruchtet doch nichts. Ja, ein Breslauer Anatom, Professor Hasse, hat sogar herausgefunden, daß die Formenverhältnisse am Kopfe der berühmten Venus nicht einmal regelmäßige sind. Der ganze unterhalb der Nase gelegene Gesichtsabschnitt des Bildwerkes, und zwar Mund, Lippen und Kinn

*) Balduin Groller.

sind — nach Professor Hasse — streng normal; der ganze oberhalb dieser Grenze gelegene Kopftheil aber ist unregelmäßig. Das linke Ohr steht höher als das rechte; die linke Schädelhälfte ist breiter als die rechte, außerdem aber erscheint eine bemerkenswerthe Unregelmäßigkeit der für den seelischen Ausdruck so wichtigen Augengegend; die linke Seite steht höher als die rechte, und obenein ist jene der Medianebene mehr genähert als diese. In der Ueberzeugung, daß die Venus von Milo streng nach einem vollendeten Modell anatomisch richtig gearbeitet ist, ging Hasse nun daran, bei gut regelmäßig und kräftig gebildeten Männern und Frauen die beiden Gesichtshälften genau auszumessen und die gefundenen Maße mit einander zu vergleichen. Dabei bestätigt sich, daß beim Menschen in Wirklichkeit beide Gesichtshälften gemeinhin nicht regelmäßig sind, sondern gerade in dem Sinne unregelmäßig, wie es an der Venus von Milo dargestellt ist. Es erweckt, sagt Hasse, Erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Genauigkeit, ihm selber unbewußt, ein vollendeter Meister der Natur nacharbeitet.

Nur im Allgemeinen ist es im vorigen Jahrhundert dem holländischen Arzte und Physiognomiker Peter Camper gelungen, eine Art Maßstab für die idealen Verhältnisse von Kopf und Gesicht aufzustellen. Er zog nämlich an der Profilansicht eines Kopfes eine Linie von dem Ohrloche bis zur Spitze des oberen Randes des Oberkiefer-Knochens und von diesem Punkte eine andere Linie zum hervortretendsten Punkte der Stirnwölbung. Den zwischen diesen beiden Linien liegenden Winkel nannte er den Gesichts- oder Schönheitswinkel und behauptete zugleich, daß die geistige Bedeutung eines Menschen an der Stellung dieses Winkels zu erkennen sei. Der Gesichtswinkel der menschenähnlichsten Affen erreicht nämlich nur 42 Grad, der des Negers 70, der des civilisirten Europäers aber 80 Grad und darüber. An den idealisirten Statuen der alten Griechen, z. B. an dem Kopfe des Apollo Pythius findet man sogar, als Ausdruck höchsten Geistes-Adels, einen Winkel von 100 Graden.

Ohne uns überschwänglicher Eigenliebe schuldig zu machen, können wir nach diesen Regeln wohl mit Recht annehmen, daß der kaukasische Menschenstamm, dem wir angehören und der, von Vorder-Indien her über die Hochebenen Persiens und den Kaukasus kommend, vom größten Theile Europas Besitz genommen hat, auch den schönsten Menschentypus aufweist. „Diejenigen Länder,“ sagt schon ein älterer Schriftsteller*) in einer Abhandlung über

*) Karl Grosse: Physikalische Abhandlungen (S. 17).

die Menschenracen, „wo Körper und Seele mit einander in die einstimmigste Wirksamkeit treten und die Menschennatur klimatisch zu dem sich entwickelt, was wir höchste Moralität, vollständigen Gebrauch menschlicher Fähigkeiten heißen, müssen daher auch der Sitz bildlicher Vollkommenheit sein, da nur der Geist in seinen leisesten Regungen, in der ungestörten Gleichheit der Gefühle, in dem himmlischen Schweben zwischen Gedanken und Empfindung die Züge zu dem reizenden Ganzen blühender Schönheit entfaltet. Und dieser Erdstrich muß sich unter einem milderen Himmel befinden, vom heißen und kalten gleich entfernt. Der Pol verkürzt seine Zöglinge und zieht Geist und Körper zur engsten Kleinheit zusammen; der Aequator dehnt Größe zur Unbehülflichkeit aus, löset die Säfte in flüssige Dünste auf, sowie unter ihm Idee und Empfindung auch nur zur vergänglichen, schnell abblühenden Blume wird; der milde Himmelsstrich hingegen verzögert zwar die Reife seiner Geburten, aber erzieht sie leise dafür zum schönsten Zusammenhang der entwickelten Anlagen. Daher hier der Sitz höchsten körperlichen Reizes."

Zum Glück haben wir nun auch von diesen Ländern Begriffe bildlicher Vollkommenheit erhalten, oder die uns angestammten vielmehr durch ihre Vermittelung zu weiterer Blüthe entfaltet. Griechische Ideale sind noch heute die Muster unserer bildenden Künste, und wenn von edler Schönheit die Rede ist, schwebt uns unwillkürlich das in den Bildwerken der Griechen und Römer ausgedrückte Schönheits-Ideal vor Augen.

Wer mit diesen Grundgesetzen und Thatsachen nun an die Kritik der Neger- und Mongolen-Race geht, wer die flach zurückliegende und mit dem Nasenbein verfließende Stirnlinie, die breitgequetschten Nasenlöcher und das hinter dem weiter oben beschriebenen „Camper'schen Gesichtswinkel" zurückweichende Kinn revidirt, wird bald wissen, worin der Unterschied zwischen der Kopfform der kaukasischen und der anderen Racen besteht. An den schönsten und entwickeltsten Thieren verläuft sich die Stirn in die Nase, die Nase in's Maul, und diesem selbst fehlt der Gegensatz des Kinnes. Am Menschen aber ist nicht nur der Gegensatz der beiden Geschlechter am entschiedensten, sondern auch jedes körperliche Organ so selbstständig entwickelt, als es die Harmonie des ganzen Leibes irgend zulassen will. Im menschlichen Gesicht sehen wir Stirn und Nase bestimmt geschieden, den Mund durch die Oberlippe von der Nase getrennt

und die Unterlippe durch einen Absatz zwischen ihr und dem Kinn von diesem emanzipirt.

Eine dem kaukasischen Schönheitsgeschmack entsprechende Gesichtsform soll zunächst ein schönes, nicht zu verlängertes oder zu verkürztes eiförmiges Oval zeigen, die Stirn soll frei und gewölbt und die Augen, von einem leichten Bogen überschattet, weit und horizontal geschlitzt sein. Die Nase soll gerade oder sanft gebogen, mäßig vorstehend, nicht platt und im Rücken nicht eingesunken sein. Die Wangen sollen in sanfter Erhöhung die zwischen dem Backenknochen und dem Unterkiefer vorhandene Höhlung angenehm ausgleichen. Der Mund soll mit der ein wenig überstehenden Oberlippe eine sanfte Wellenlinie bilden, nicht gewulstet sein und beim Sprechen gewinnen. Das Kinn soll oval sein und soviel vorstehen, daß es mit der Oberlippe eine senkrechte Linie bildet. Das Ohr soll nicht groß und abstehend und der Stand der Schneidezähne kein schräger sein; — ein Zustand, der den Camper'schen Winkel sofort aufheben und die Gesichtsbildung derjenigen der niederen Racen nahe bringen würde.

Allerdings finden wir, wenn wir in unserer Umgebung Umschau halten, das kaukasische Gesicht nicht immer in dieser Idealform wieder. Gar häufig werden wir durch geschlitzte Augen und eckige Backenknochen an die mongolische, durch wulstige dicke Lippen mit vorspringenden Kiefern an die äthiopische, durch breite Nasen und Schiefstand der Zähne an die malayische und andere unedle Racen erinnert. Ja, es ist mir zuweilen vorgekommen, als müßte es gar nicht schwer halten, aus einer größeren Menge europäischer Typen die genügende Anzahl Individuen herauszufinden, um ein ganz stattliches ethnologisches Museum herzustellen. Das Einzige, was nicht übereinstimmen würde, wäre ja nur die Hautfarbe und das Kopfhaar, dem sich aber mit ein wenig Schminke und einigen Perrücken leicht abhelfen ließ. —

Wiederum finden wir nun aber auch unter den Physiognomien der „Nacht- und Dämmerungsvölker", wie Carus in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" die außereuropäischen Racen zu nennen beliebt, Typen, die, bis auf die Hautfarbe vielleicht, der europäischen Bildung nahe kommen, ja in ihrer Eigenart selbst unseren Begriffen von Schönheit entsprechen können. Ich habe im Jahre 1867 auf der Pariser Weltausstellung ein paar Japanerinnen gesehen, die trotz ihrer geschlitzten Augen und des

rein mongolischen Typus ihrer Gesichtsbildung Männer wie Frauen durch ihre Schönheit entzückten. — Noch einen andern interessanten Fall dieser Art habe ich vor einigen Jahren im Dresdener zoologischen Garten bei Ausstellung einer Truppe sudanesischer Nubier beobachtet; darunter waren ein paar Gestalten, die man mit Recht „Prachtexemplare" nennen konnte, und die sowohl durch ihre intelligenten Gesichter, als durch ihre schönen ebenmäßigen Körperformen allgemeines Aufsehen erregten, und da sich diese, nur zu einem knappen Drittheil des Körpers bekleideten, kaffeebraunen Adonisse auch anfassen ließen, so machten namentlich einzelne „Damen" zur Bereicherung ihrer ethnographischen Kenntnisse Gebrauch von dieser Erlaubniß und betasteten die sammetweichen Körper mit Wohlgefallen. — Interessant waren dabei die Gesichter, welche die geschmeichelten Söhne Afrikas dazu machten, und noch interessanter jedenfalls die Bemerkungen, die sie einander lachend und ihre herrlichen Zähne zeigend in ihrer Landessprache zuriefen, die man leider aber nicht verstehen konnte.

IV.

Männliche und weibliche Schönheit.

„Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib."
(Schiller.)

Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die Schönheit des Mannes nicht die des Weibes ist. — Die Gesichtszüge sind beim Manne, welcher sein Geschlecht repräsentirt, hart, scharf und bestimmt; Kraft und Energie ersetzen bei ihm gar oft den Mangel an Schönheit — während Anmuth und Liebenswürdigkeit die unzertrennlichen Attribute von wahrhafter Frauenschönheit sind. Die männliche Schönheit — sagt ein bekannter Aesthetiker — mag charaktervoller, erhabener, gewaltiger sein, als die weibliche; die letztere hat aber, als die seelenvollere, einen größeren Reichthum von Motiven und Configurationen. Das Thema der Menschenschönheit ist in den Frauengesichtern, und ganz besonders in ihren Augen, viel

melodiöser, viel sinniger und variirter als bei den Männern, deren ganze Erscheinung das Prinzip der Kraft manifestirt.

Die Physiognomie des Weibes trägt in ihrer vollkommenen Reinheit einen Stempel der Heiligkeit, der selbst den rohesten Mann zur Ehrfurcht zwingt; verschwindet dieser Stempel, so darf man schließen, daß auch die edelsten Eigenschaften der Seele zugleich mit verschwunden sind; nie aber wird die Physiognomie des Mannes eine so abschreckende Häßlichkeit erlangen, wie die des entarteten Weibes.

Ein bekannter Frauenarzt (W. H. Busch in Berlin) sagt über den Unterschied zwischen Mann und Frau Folgendes: — „Die äußere Gestalt des Weibes stimmt mehr als die des Mannes mit den Gesetzen des Schönen überein und ist daher dem Auge (natürlich des Mannes) angenehmer und gefälliger. Die Formen sind anmuthiger und gerundeter, die des Mannes eckig und abstoßend (nur nicht in den Augen der Frauen). Der Kopf des Weibes ist runder, zeigt weniger Hervorragungen und ist mit starkem Haarwuchs, der dem Weibe zu vorzüglicher Schönheit wird, versehen. Auch das Gesicht ist kürzer und die einzelnen Theile gehen leicht ineinander über, so daß sie in sich weniger gesondert erscheinen; daher ist auch der Ausdruck des Gesichts beim Weibe weniger bestimmt. Die Stirne ist nicht so hoch, als die des Mannes, die Nase kleiner, sowie auch der Mund; das Kinn ist weniger spitz und nicht mit Haaren bedeckt, so daß auch das Gesicht rundere und kleinere Form annimmt."

Ein Mann hat in der Regel zu stark markirte Züge und zu wenig Harmonie in den verschiedenen Gesichtstheilen, um im Sinne der Kunst schön zu sein. Ein Mannesgesicht mit vollkommen regelmäßigen Zügen, proportionirten und feinen Modellirungen, mit einem weiblich fein geschlitztem Munde und einer Nase, die eher zu klein als zu groß ist, wird selten einem Manne gehören, der sein Geschlecht würdig vertritt. Und sonderbar — die Frauen finden dies instinktmäßig heraus und haben für sogenannte „bildschöne Männer" bei weitem nicht die Zuneigung, die diese in ihrer Eitelkeit — und eitel sind schöne Männer auch gar sehr — oft voraussetzen. Ein reizendes Beispiel dafür, wurde mir kürzlich von einem Offizier, der den französischen Feldzug mitgemacht hatte, mitgetheilt. Derselbe erzählte, daß er einst mit mehreren Kameraden in einem vornehmen Privathause, im Departement Haute-Marne einlogirt war, in welchem eine bildhübsche junge Verwandte des Hauses die Honneurs machte.

Natürlich waren die kühnen „Söhne des Mars“ sofort sämmtlich in die graziöse Erscheinung „verschossen“, namentlich aber der eine, der seines schönen und stattlichen Aeußeren wegen überall sofort Aufsehen erregte und sich selbst auch für einen ausgemachten Apollo hielt, in diesem Falle aber auch nicht die Spur von Gegenliebe fand. Die angebetete Donna blieb unempfindlich und begegnete jeder Annäherung ihres Verehrers mit kalter, aber höflicher Zurückweisung. Da ertappte mein Gewährsmann die kleine Spröde eines Tages im zärtlichsten tête-á-tête mit einem Kameraden, der im Gegensatz zu dem verschmähten Nebenbuhler eigentlich ein „häßlicher Knabe“ war, wenigstens war er in seinem Aeußeren der Unbedeutendste der ganzen Einquartierung. — Als der Störer des Rendezvous einige Tage später nun die kleine Schöne einmal allein traf und sie in väterlicher Weise zur Rede stellte, warum sie sich gerade den häßlichsten seiner Kameraden ausgesucht und den stattlichen Ritter verschmäht habe, sagte sie mit geneigtem Köpfchen: „Il est trop beau“ (er ist zu schön). — Es liegt in dieser kleinen Erzählung etwas Natürliches und für alle Männer, die die Natur weniger verschwenderisch mit äußeren Reizen ausgestattet hat, zugleich etwas Tröstliches.

Das Privilegium der Schönheit gehört also dem Weibe! — Und darüber sind wohl auch alle Aesthetiker, alle Dichter und Philosophen stets einig gewesen. Nur einen Erzketzer hat es gegeben, der dies nicht anerkennen wollte, und dieser war — Schopenhauer, der es ja überhaupt niemals versäumte, wo es nur irgend anging, den Frauen etwas am Zeuge zu flicken. Meine Feder sträubt sich, das Aergste hier niederzuschreiben, was er über das schöne Geschlecht geäußert hat, und nur die Voraussetzung giebt mir den Muth, es dennoch zu thun, daß jede verehrte Leserin den Passus mit gerechtem Protest überschlagen wird. Die entsetzliche Stelle lautet also: „Das niedriggewachsene, schmalschulterige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellect: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit. Mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen.“

Wie ganz anders haben sich dagegen von jeher wirkliche Frauenkenner über die Schönheit des Weibes ausgesprochen; — so singt schon Walther von der Vogelweide:

„Wenn man ein schönes Weib erschaut; das kann den Sinn erquicken,
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Liebe ihr süßer rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mannes Herzensgrund.“

Aber nun gar erst unsere neueren, die Feder führenden Frauenverehrer! — So leitet Balduin Groller eine Betrachtung über „Frauenschönheit“ mit folgenden schwungvollen Worten ein:

„Und wenn das Weltmeer ein ungeheures, bis zum Rande gefülltes Tintenfaß wäre, und wenn der Sand am Meere lebendig würde und aus jedem Sandkorn ein Schreiber entstünde, und wenn alle Schreiber dann ihre Federn eintauchten in das große Tintenfaß und sie alle schrieben vom Morgen bis zum Abend, so fort an die hundert Jahre — sie schrieben es doch nicht aus, das große Geheimniß von der Schönheit des Weibes. — — Auch wir werden es nicht ergründen und nicht ausplaudern, das große Geheimniß, aber niemand wird es uns wehren, mit redlichem Fleiße den Spuren des Geheimnisses nachzugehen. Wahrlich, ein großes Weltenräthsel ist die Frauenschönheit. Nehmt sie der Welt, und das Universum steht kalt und kahl und öde da, als wäre ihm das liebe Licht der Sonne genommen worden. Seit dem trojanischen Kriege hat sich die Frauenschönheit als einen weltbewegenden Motor behauptet, und seit Sulamith und dem Hohenlied von der Liebe als den ewig unerschöpflichen Born der Weltliteratur. Was wären die Literaturen aller Völker und aller Zeiten, wenn ihnen dieser Born nicht gefluthet, was alle Künste, wenn ihnen dieser Quell nicht sein ewiges Lied gerauscht hätte? Es ist nicht zum Ausdenken. Plato's tiefsinnige Philosophie, Phidia's leuchtende Gebilde, Petrarca's süße Weisen, Dante's von der Erde durch die Hölle zum Himmel strebender Gesang, Raphael's gemalte Hymnen, Shakespeare's titanische Kraft und Goethe's klingende Weisheit — sie alle hätten der Welt nicht getönt und geleuchtet, wenn sie nicht gewesen wäre, die hehre Schönheit der Frau.“

Sollen wir hier auch noch das Urtheil eines Mannes anführen, der das Weib zu seinem besonderen Studium erkoren und sogar eine „Naturgeschichte der Frauen“ geschrieben hat? — Ich meine Bogumil Goltz, der in dem erwähnten Buche über die Schönheit der Frauen Folgendes sagt:

„Was Meer und Gebirge nicht verkünden, was Gott nicht in Wettern, in Jahres- und Tageszeiten zu offenbaren vermag, das ergreift uns in einem Menschen-Antlitz; aber in den Frauen

sind alle Naturgewalten verkörpert und zu himmlischen Genien verklärt. Wie dürftig erscheint die Mannigfaltigkeit der ganzen Natur im Vergleich zu dem Reichthum, den die Schöpfung in den Frauen offenbart! — Was ist ein Blumenbeet für ein leerer, dummer Anblick, wenn man Sinn und Verstand besitzt für die reizende Skala weiblicher Schönheit, in einem Salon, auf einem Ball, und wie kann die auserlesenste Gesellschaft mehr als ein Sträußchen von dem Frauenflor sein, durch den sich die Menschen-Schönheit in Eva's Töchtern von Geschlecht zu Geschlecht auf der ganzen Erde inkarnirt! Wie sollte es der tiefsinnigste Denker, der empfindungsvollste Dichter anfangen, um diesen Reichthum seinem Geist zu enthüllen, um Frauen-Schönheit nur an einem einzigen Weibe zu begreifen; um nur einen Blick aus diesen hellen und dunkeln Augen-Seelen zur Rede zu stellen! Und was ist denn begriffen, was ist zum Bewußtsein gebracht, wenn man nicht weiß, wie einer gewissen Menschen-Seele mit einem Blick aus blauen, braunen und schwarzen Augen geschieht, und ein ehrlich graues thut es auch. Dazu müssen sie noch so verrätherisch hinter langen Wimpern versteckt, im Jugendduft, im Morgenthau der Liebe gebadet, von Seele und Divination verdunkelt und dann wieder von Lebensmuth und Lebenslust so durchlichtet sein, daß der Geist des Mannes mit der Natur-Seele des Weibes die Mysterien des Himmels und der Erde durchbuhlt. Und was die Augen sich nicht enträthseln und aus dem Paradiese entwenden können, das hört das Ohr aus der Melodie der Stimme, das empfinden alle Sinne aus der wundervoll modellirten Harmonie der Gesichtszüge heraus."

Darf man es daher der Welt verargen, wenn sie ein schönes Weib zu ihrem Abgott macht? Darf man es den Frauen übel deuten, wenn schön zu sein und schön zu heißen ihr höchstes Streben, ihren höchsten Ehrgeiz bilden? Und wenn Madame de Girardin auch von „dem Unglück" spricht, schön zu sein — „le malheur d'être beau" — so würde sie dieses Gut doch gewiß um keinen Preis der Welt hingegeben haben. — Die Schönheit herrscht mühelos, sie entzückt und bezaubert ohne Anstrengung und ohne Kunst, sie zeigt sich blos und alle Welt fällt ihr zu Füßen und huldigt ihr wie einer Königin.

So fehlt es denn auch nicht an Siegen, welche die weibliche Schönheit zu verzeichnen hat — hunderte von Beispielen ließen sich dafür anführen. Wie viele Könige und Fürsten haben seit der Geschichte der schönen Esther der souveränen

Herrscherin Schönheit nicht ihre Kronen zu Füßen gelegt; Helden sind von ihr besiegt worden und Weltweise haben sich ihr wie Sklaven unterworfen. Ein einziger Blick aus einem schönen Frauengesicht hat oft Revolutionen nicht nur in der Gesellschaft, sondern in der Geschichte, im Leben der Völker hervorgebracht, und es giebt wohl keinen Hof und kein Höfchen, wo nicht wenigstens ein Beispiel dieser Art zu verzeichnen sein dürfte. Werfen wir aber auch nur einen Blick auf das uns umgebende tägliche Leben, und wir werden immer die Bestätigung finden, daß die Schönheit eine Macht ist, der so leicht nichts widerstehen kann und daß der große Dichter recht hat, wenn er sagt:

„Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt.“

V.

Internationale Schönheits-Revue.

„Und wo ist nun das Vaterland der echten Frauenschönheit? Giebt es einen Punkt auf der Erde, welchem in dieser Hinsicht die Palme gebührt?“ —

Diese Frage möchte schwer zu beantworten sein; denn wie die Natur die ganze Erde, mit Ausnahme der nördlichsten Distrikte und der heißesten Zonen vielleicht, mit schönen Blumen versehen hat, so gedeihen auch überall, namentlich aber in den gemäßigteren Zonen, schöne Frauen. Ganz besonders aber werden als günstiger Boden dafür Persien, die benachbarten Gegenden des Kaukasus, insbesondere Circassien und Georgien, die europäische Türkei, Italien, das nördliche Spanien, Frankreich, England, Deutschland, Polen, Dänemark, Schweden und ein Theil Norwegens und Rußlands angesehen.

Wenn die Schönheit nur einen einzigen Typus hätte und wenn es einzig nothwendig wäre, daß ein Weib, um schön zu sein, durchaus in jedem Punkte der medicäischen Venus gliche, so würde es auch leicht sein, die Verhältnisse festzustellen und eine Definition der Schönheit zu geben. Dem ist aber nicht

so — die Schönheit ist unendlich in ihren Gebilden und variirt bis in's Tausendfache, wie wir jetzt durch eine kurze Revue internationaler Frauenschönheiten darthun wollen.*)

Seit alten Zeiten her ist das sonnige Italien das Vaterland klassischer Schönheit gewesen, und welche Verschiedenheit herrlicher Frauentypen bringt das Land mit dem „ewig blauen Himmel" zugleich hervor! — Da ist die feingliedrige, schlanke Florentinerin mit dem bernsteingelben Teint und dem geistvollen, interessanten Gesicht, die behende, dunkle Neapolitanerin, die bewegliche, energische Genueserin mit der biegsamen Gestalt und dem tief brünetten Antlitz, und hier wieder die edel gestaltete Lombardin mit wunderbarem Ebenmaß der groß gewachsenen Formen und länglichen, klassisch schönen Zügen, in denen etwas Ernst-Sinnvolles zum Ausdruck kommt. Der Preis der Schönheit aber wird nach anerkannten Aesthetikern doch der Römerin zuertheilt. In Rom und im römischen Gebiete, im Allgemeinen in den Gegenden, welche Winkelmann die „schönen Provinzen Italiens" nennt, ist, wie er sagt, die hohe vollendete Schönheit gewissermaßen heimisch und ein Erzeugniß des sanften Himmels. Es finden sich in diesen Ländern, wenig halbentworfene und unbedeutende Züge des Gesichts, wie häufig jenseits der Alpen, sondern sie sind theils erhaben, theils geistreich, und die Form des Gesichts ist meist groß und voll, die einzelnen Theile desselben in größter Uebereinstimmung untereinander. Das Profil der Römerin ist oft von klassischer Reinheit, die Nase edel geschnitten, das große dunkle Auge von tiefem, verzehrendem Feuer, der Mund klein und voll, das Kinn rund, die gewölbte Stirn bedeckt von leicht gewelltem, rabenschwarzem Haar, die Haltung stolz, selbstbewußt und dabei ungezwungen, so daß Rom mit Recht noch heutzutage die Metropole der weiblichen Schönheit genannt werden kann. Diese vorzügliche Bildung ist so augenscheinlich, daß der Kopf des geringsten Mannes in dem erhabensten historischen Gemälde könnte angebracht werden, und unter den Weibern dieses Standes würde es nicht schwer sein, auch an den geringsten Orten ein Bild zu einer „Juno" zu finden."

---

*) Der Verfasser ist hier neben seinen eigenen, zum Theil an Ort und Stelle gemachten Studien, mehrfach den Aufzeichnungen gefolgt, die hervorragende Schriftsteller auf diesem Gebiete, wie Ploß, Bogumil Goltz, von Schweiger-Lerchenfeld, Rosenthal-Bonin und verschiedene andere gegeben haben.

Einen nicht minder bedeutenden Ruf genießen hinsichtlich ihrer Schönheit die Spanierinnen, wie uns schon der indiskrete Leporello mit seinem bekannten Refrain: — „in Spanien waren's tausend und drei!" andeutet. Hierzu mag wohl u. a. die Mischung des Blutes etwas beitragen, indem die keltisch-iberischen Ureinwohner einen Theil von römischen, dann aber auch von maurischen Elementen in sich aufnahmen; und der fruchtbare Boden der iberischen Halbinsel förderte gewiß auch die eigenthümliche Anmuth des weiblichen Körpers. Durch die Schönheit des Gesichts aber zeichnen sich namentlich die Süd-Spanierinnen aus. Der brünette, sammetne Teint, die mandelförmigen dunklen Augen mit den breiten, schweren Lidern, die niedrige, feingebaute Stirn, umgrenzt von tiefschwarzen Haaren, die scharfe, kühn geschnittene Nase und das markige, etwas spitze Kinn, dazu die schlanke, zierliche und doch volle Figur und jenes seltsame Wesen, das zwischen Trägheit und heftiger Leidenschaftlichkeit zu schweben scheint, — alles dies zusammengenommen gewährt der Südspanierin einen entzückenden Reiz.

Ein Urtheil von Obersteiner über die berühmten Reize der andalusischen Frauen lautet wie folgt: „Daß es hier (in Sevilla) so hervorragende Schönheiten giebt, wie sie in dieser Welt anderswo kaum zu finden sein dürften, unterliegt keinem Zweifel. Insonderheit die Augen — und das gilt ziemlich allgemein — sind hier von einer Gluth und einer Tiefe, daß sie durch diese Eigenschaft allein schon die Andalusierin verrathen. Ihren Teint wissen die Damen in merkwürdiger Weise zu erhalten, trotzdem man außer dem Fächer weder Hut noch Sonnenschirm als Schutzmittel gegen die brennende Sonne bei ihnen sieht, ja es ist anzunehmen, daß diese blendende Weiße der Haut oft auf Rechnung künstlicher Mittel zu setzen sei. Zählt man zu alledem nun noch die kleidsame Tracht der Mantilla, die grellfarbige Blume in dem sehr üppigen dunklen Haar, die auffallende Kleinheit der Hände und Füße, die lebendige Grazie des Ganges und das ausdrucksvolle Spiel mit dem nie fehlenden Fächer, so ist es kein Wunder, daß manche Reisende über die Schönheit der Andalusierinnen gar nicht zur Ruhe kommen können."

Ueber die Bewohnerinnen von Granada sagt von Schweiger-Lerchenfeld in seinem „Frauenleben der Erde" Folgendes: „Den phantastischsten, bezaubernsten Eindruck macht unzweifelhaft die Granadierin. Welch' eine Meisterschaft in der Art, die Mantilla zu falten oder zu lüften! Welch' ein beredtes Mienenspiel, wenn

sie aus dem niedlichen Vogelkäfig blickt, den man im andalusischen Damaskus „Balkon" nennt! Wie die Purpurrose in ihrem Haar, so glühen diese Lippen, wenn sie dem Geliebten im Menschengewühle der Straßen zulächeln, und der Schleier umkost wie ein Zauberschatten das leichtbronzirte Gesicht mit dem unvergleichlich funkelnden Augenpaar. Ein altspanisches Sprüchwort sagt: „A quien Dios le quiso bien, en Granada le dio de comer" (wen Gott liebt, dem gestattet er, in Granada zu verweilen)."

Ueber die Schönheit der portugiesischen Frauen äußert sich der eben genannte Autor wie folgt: — „Die Portugiesin unterscheidet sich wesentlich von der Spanierin. Sie ist weniger mobil und lebensfreudig, weniger aufgeweckt und von der Lust beseelt, ganz und gar im öffentlichen Leben aufzugehen. — Vornehm-prächtig, wie die Capitale Lissabon, ist auch ihre Gesellschaft. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß Lissabons schöne Welt den Stempel des Verblühens, des Vergehens anhaften habe. Das wäre bezeichnend für den Rückgang, der sich auch hinsichtlich der Capitale, so großartig sie sich noch immer präsentirt, nicht leugnen läßt. Jedenfalls sind die Frauen Lissabons die schönsten des Landes zwischen Minho und Algarve. Der Schimmer des Vergehens, der sie streift, giebt ihnen einen Reiz, der viel Aehnlichkeit mit dem hat, den uns ein verblassendes Kunstwerk, ein durch die Jahrtausende verwitterter antiker Prachtschmuck einflößt.... Eine geläuterte Phantasie erlabt sich auch an diesem verglimmenden Glanze. —"

Nicht leicht ist es, von dem Typus der Französin ein bestimmtes Bild zu geben. Schon die südlichen und nördlichen Gebiete Frankreichs unterscheiden sich wesentlich von einander in der Hervorbringung weiblicher Schönheiten. Von den Bewohnerinnen des Südens sagt Rosenthal-Bonin u. a: — „Zwar eigentlich regelmäßig schön sind diese Frauen und Mädchen von Bayonne, Toulouse, Montpellier und Nimes nicht; ihr Wuchs ist mehr zierlich als voll und kräftig, ihre Gesichtsfarbe zu braun, aber in diesen großen, meist braunen Augen lebt eine feurige, edler Empfindungen fähige und kühne Seele, die Nase zeigt eine feingeschwungene Linie, die Stirn ist edel und hoch und der Mund ist lieblich und beredt, auch wenn er nicht spricht; er redet von brennenden Küssen und guten Herzen." — Weiter nach Norden hin wird, nach demselben Autor, die Gesichtsfarbe heller, die Formen werden voller, runder und der Wuchs statt-

licher. Klugheit liegt auf allen Gesichtern, die reine, nicht sehr hohe Stirn zeugt von Nachdenken und der volllippige Mund erscheint beredt und lieblich. Die kühne Linie der südlich gebogenen Nase macht der pikanten Stumpfnase Platz. Das krause Haar geht allmählich in glänzendes, schlichtes, dunkles über, das Auge blickt keck und ungenirt, „und doch sind diese Frauen durchaus tugendhaft, in demselben Grade wie unsere deutschen.“

Was nun die eigentliche Schönheit der Erscheinung anbetrifft, so mangelt der Französin sowohl die gesunde, blühende Gesichtsfarbe der germanischen Rasse, als das dunkle Feuer ihrer spanischen und italienischen Halbschwestern. Auch ist ihre Gestalt weniger schön entwickelt; in der Jugend mager, wird sie bei vorgerückten Jahren zu stark und der Grundzug der Genußsucht, namentlich im Essen und Trinken, der den Französinnen eigen, macht sich in ihrem Antlitz geltend. Dafür entschädigt sie aber durch Munterkeit des Geistes, Grazie und fein durchdachte Koketterie, die oft zur Höhe einer wahrhaft künstlerischen Wirkung erhoben erscheint, und durch die Liebenswürdigkeit, welche ein gutes, edles Herz zur Grundlage hat. Die französische Frau besitzt durch alle diese Eigenarten und Eigenschaften eine zwar spezifisch nationale, aber dennoch hervorragende Schönheit.

In Bezug auf die griechischen Frauen äußert sich ein bereits mehrfach genannter Autor wie folgt: — „Es ist bekanntlich eine mißliche Sache, von einem berühmten Vater abzustammen. Bei Trägern gefeierter Namen pflegt man in der Regel nach irgend einem leuchtenden Vorfahr den geistigen Maßstab anzulegen, und wenn dann der bescheiden geartete und nicht minder bescheiden beanlagte Epigone den hohen Erwartungen nicht entspricht, dann bricht man über ihn den Stab, wenn er im bürgerlichen Leben auch einen ganz tüchtigen Durchschnittsmenschen abgiebt. Die Welt hat sich in gewisse Vorstellungen eingelebt und opfert nur ungern die gewonnene Illusion; sie rümpft im Falle der Täuschung hochmüthig die Nase und sagt: „Welch' trauriges Mißverhältniß!“

Unter diesem Vorurtheil haben nun ganz besonders die Griechinnen zu leiden, ja einzelne Geschichtsforscher und Ethnographen wollen sogar behaupten, daß in den heutigen Griechinnen kein Tropfen hellenischen Blutes mehr fließe. Dieser Annahme schließt sich auch Adolph Bötticher an, wenn er sagt: — „Der Anblick einer schönen Frau ist im Innern Griechenlands etwas so außerordentlich Seltenes, daß er jedesmal überraschend wirkt.

Die Frau wird sehr früh reif und ist oft mit 13—14 Jahren schon Mutter. — Wer die Frauen Griechenlands nur nach dem Aufenthalte in Athen beurtheilen wollte, würde sehr fehl gehen. Dort freilich am Strande des Phaleron lustwandelt um die kühlere Abendzeit nach dem erfrischenden Wellenbad eine reiche Schaar schöner Frauengestalten. Hört man hier die Namen Penelope, Helena, Aspasia rufen, so wird man nicht enttäuscht, wenn man nach dem Antlitz der Trägerinnen derselben forscht. Gleichen sie mit dem dunkel umrahmten, feinen Oval des Gesichts, der leicht gebogenen Nase, den vollen Lippen und großen, glänzenden Augen auch nicht dem attischen Bildhauer-ideale der klassischen Zeit, so dürften sie sich doch italienischen Schönheiten getrost an die Seite stellen und haben vor diesen noch den Vorzug der Haltung und die Wohlgeformtheit des Fußes voraus, eines Fußes, den — ich weiß keine Uebersetzung — die Franzosen „un pied bien cambré“ nennen. Aber diese Damen gehören der einem behaglichen Nichtsthun lebenden Geld- und Geburtsaristokratie an oder der hier nur spärlich vertretenen Klasse der Lilien auf dem Felde, die nicht säen und nicht ernten, und die der Vater im Himmel doch nährt.“ — Von den in den klimatisch gesundesten Gegenden wohnenden Griechinnen äußerte Sonnini: — „Sie habens chöne Natur und Haltung, offene Physiognomie, sehr lebhafte Augen; sie tragen den Kopf hoch, den Körper grade und etwas nach hinten geneigt, sie haben noble, dabei leichte Haltung und Gang. Diese Frauen haben im Allgemeinen une taille noble et aisée, „un port majesteux,“ sehr schöne Züge voll Würde, aber ohne kalten Ernst, vielmehr mit lebhaftem und geistvollem Ausdruck.“

Ein ähnliches günstiges Zeugniß stellt Hans Barth auch den in Smyrna lebenden Grichinnen aus und sagt, nachdem er vorher die Levantinerinnen beschrieben hat: — „Der levantinischen Venus steht im Großen und Ganzen eine griechische Psyche entgegen, — der üppigen Körperfülle eine schlanke, mädchenhafte Gestalt, und nicht selten sogar helle Haare; alles erinnert an die Ingeborg des Nordens. Das altgriechische Profil hat sich fast vollständig rein erhalten und vereinigt sich dann mit dem Ebenmaß der Glieder oft zum herrlichsten Typus der klassischen Statue. Das von Homer „kuh-“ resp. „hundsäugig“ genannte Auge — „Reh-Auge“ möchten wir es nennen — mit seinem da und dort aufblitzenden, plötzlich hervorleuchtenden und

ebenso rasch in Nacht verschwindenden Diamantflimmer ist unendlich seelenvoll."

Daß es in den Ländern des Harems nicht an schönen Frauen fehlen kann, ist wohl selbstverständlich. Allerdings würde die türkische Frauenschönheit nicht immer unsern abendländischen Begriffen entsprechen. Zumeist sind es etwas wohlbeleibte Schönheiten, denn das türkische Frauen-Ideal geht stark „in's Gewicht". Aber der dünne Schleier verräth mitunter zauberhaft schöne Gesichter, die dann freilich nicht Türkinnen zu Eignerinnen haben, denn vielmehr Tscherkessinnen und Georgierinnen. Während die dunklen Augen berückend aufleuchten, läßt das mehr als durchscheinende, duftartige Gewebe den Zug des Mundes, die korallenrothen Lippen und die feinen Nasenflügel in ihrer ganzen Vollkommenheit ahnen. Die Gesichtsbildung der Türkin ist die kaukasische; ihr stets fragendes, stets neugierig kindliches Auge zeigt den typischen mandelförmigen Schnitt. Die darüber sich hinziehenden Augenbrauen sind mittelst Rasirmesser und Farbe bis über die Nase gewölbt, die Augenwimpern sind lang und sanft, der Teint von blendender Weiße, aus der sich die meist roth getünchten Lippen jugendfrisch hervorheben. Die Frauen der niedern Stände lieben noch die Sitte, die Fingernägel wie das Hohle der Hand mit Henna zu färben — die höheren Klassen haben dem indessen längst zu Gunsten des fränkischen Glacéhandschuhs entsagt.

Es ist bereits weiter oben angedeutet worden, daß gewisse Gegenden des Kaukasus, insbesondere Circassien, Georgien und Mingrelien als das Eldorado weiblicher Schönheit gepriesen werden; namentlich waren dieselben in früherer Zeit, wo sie die trefflichste „Haremwaare" nach Konstantinopel lieferten, berühmt. Man sagte, daß diese Weiber mit den regelmäßigsten Zügen und dem reinsten Blute die ausgebildetsten Formen verbinden. Einen besonderen Vorzug genossen dabei stets noch die Georgierinnen. Wer würde sich aber auch nicht bezaubert fühlen, wenn er unvermittelt diesem morgenländischen Frauenbilde entgegenträte, das Anmuth und Adel in jeder Hinsicht verräth! Das blauschwarze Haar und das lichtblaue Auge mit einer wunderbaren Mischung von Sinnlichkeit und kindlicher Unbefangenheit im Blicke, — der blendend weiße Teint, die hohe Stirn, an der kostbares Geschmeide funkelt, und die schlankhüftige Gestalt, welche die weiße Umhüllung, die „Tschadra", neidisch

dem Blicke des Beobachters entzieht! .... Mit Recht singt Mirza-Schaffy:

„Schlag' die Tschadra zurück! Was verhüllst Du Dich?
Verhüllt auch die Blume des Gartens sich?
Und hat Dich nicht Gott, wie der Blumen Pracht
Der Erde zur Zierde, zur Schönheit gemacht?
Schuf er all diesen Glanz, diese Herrlichkeit,
Zu verblühen in dumpfer Verborgenheit?

„Schlag' die Tschadra zurück! Laß alle Welt seh'n,
Daß auf Erden, wie Du, Kind, kein Mädchen so schön!
Laß die Augen herzzündende Funken sprüh'n,
Laß die Lippen im rosigen Lächeln glüh'n,
Daß Dich, Holde, kein anderer Schleier umschwebt,
Als mit dem sich das Dunkel der Nächte umwebt!

„Schlag' die Tschadra zurück! Solch ein Antlitz sah
Nie zu Stambul der Harem des Padischah —
Nie säumte zwei Augen so groß und so klar
Der langen Wimpern seidenes Haar —
Drum erhebe den Blick, schlag' die Tschadra zurück!
Dir selbst zum Triumphe, den Menschen zum Glück!"

Nicht minder schön und von hervorragendem Reize sind nach dem französischen Reisenden Chardin die Circassierinnen. Er schildert ihre Stirn hoch, ein Faden von der feinsten Schwärze zeichnet anmuthig ihre Augenbrauen; die Augen sind groß, liebreizend und voller Feuer; die Nase schön geformt, der Mund lachend und rein; die Lippen rosenroth, und das Kinn so, wie es sein muß, um das Eirund des vollkommensten Gesichtsovals zu begrenzen. Dazu kommt die schönste, frischeste Haut, welche die Sklavenhändler zu Kaffa ungescheut Proben bestehen ließen, um zu zeigen, daß der Käufer nicht etwa durch aufgelegtes Kolorit getäuscht werde. Ein ähnliches Bild entwirft Chardin auch von den Mingrelierinnen.

Die Araberin ist, wie Maltzan treffend bemerkt, nur kurze Zeit, in ihrer ersten Jugend, vollendet schön; aber in dieser Zeit ist sie würdig, eine „Braut für Göttersöhne" zu sein — sie ist ein Stück Wüstenpoesie. Den Goldton ihres herrlichen Inkarnats preist Viktor Hugo mit den Worten:

„Tu n'es ni blanche ni cuivrée,
Mais on dirait qu'on t'a dorée
Avec un rayon du soleil! —"

Rechnet man dazu die phosphoreszirende schwarze Haarfluth mit dem schönen Stich in's schillernde Blauschwarz — den tiefdunklen, sehnsuchtumhauchten Blick mit der sammetnen Wimpern-Gardine und nicht zuletzt die geschmeidig-edle, wohlgerundete Gestalt: so hat man Reize, wozu es nicht des Kulturmenschen bedarf, um einen würdigen Kenner aufzutreiben. Wie sehr der Nomade selbst all' diese Eigenschaften zu schätzen versteht, das entnimmt man am besten aus jenen Rhapsodien, die speziell dem Weibe gelten. So singt ein ungenannter Wüsten-Troubadour:

„Es schmückt ihr Haupt die reinste Seide,
In wallendem Gelock befreit sich draus
Ihr schwarzes Haar, von Bisam duftend
Und von dem Ambra von Tunis.
Die Zähne, Perlen sind sie zu vergleichen,
In hochrothen Korallen eingerahmt;
Ihr Augenpaar, durchglüht von heißem Blut,
Verwundet, wie die Pfeile
Der Wilden, welche Bornu bewohnen."

Ueber die äußere Erscheinung der ägyptischen Araberin läßt sich wenig Bemerkenswerthes mittheilen. In Sachen orientalischer Frauenschönheit gehen nämlich die Ansichten ziemlich auseinander. Strenge Schönheitsrichter, denen auf Schritt und Tritt das althellenische Schönheitsideal vorschwebt, legen mit Vorliebe — wie wir bereits weiter oben angeführt haben — an alle Gesichter, die ihnen vorkommen, den klassischen Maaßstab an und finden dann natürlich allerlei auszusetzen. Aber mit dem Camper'schen Gesichtswinkel oder dem übrigen anthropologisch-ästhetischem Apparat ist der Sache blutwenig gedient. Es braucht ein Antlitz nicht sonderlich ideal geschnitten zu sein und kann dennoch einen Reiz besitzen, der alle normalen Schönheitslinien des althellenischen Typus übertrifft. Dies gilt ganz besonders von den arabischen Frauen Aegyptens, deren Köpfe selten nach einem bestimmten Modell geschnitten sind — obgleich der Gesammteindruck immer ein vortheilhafter bleibt. Fast alle Aegypterinnen haben feingeformte, zierliche Hände und Füße; ihr Gang verräth angeborene Grazie, wenn auch vielleicht jene eigenthümliche Schwingung der Hüften, welche die Araber „Ghung" nennen, nicht allen Weibern wohl ansteht. Bezaubernd ist das tiefdunkle, zuweilen mystisch bannende, dann wieder mild anziehende Auge, dem häufig ein feuchtes Lustre eigenthümlich ist. Dies Auge kann ebenso fieberisch glühen, als umschleiert schmachten, und dieses Wechselspiel kommt um so frappanter zur Geltung, wenn die

Verschleierung eine vollkommene, daß heißt: der Yaschmack nicht so dünn ist, daß man durch dessen zartes Gewebe jeden Gesichtszug deutlich erkennt.

Die persische Frau, sagt Pollack, ist von mittlerer Statur, weder mager noch fett. Sie hat große, offene, mandelförmig geschlitzte, von Wollust trunkene Augen und feingewölbte, über der Nase zusammengewachsene Brauen; ein rundes Gesicht wird hochgepriesen und von den Dichtern als Mondgesicht besungen. Ihre Extremitäten sind besonders schön geformt; Brust und Hüften sind breit, die Hautfarbe etwas brünett; die Haare sind dunkelkastanienbraun, der Haarboden sehr üppig. Man trachtet allerdings durch künstliche Mittel (Schminken, Schwärzen der Brauen u. s. w.) die Körperschönheit zu erhöhen. In Haltung und Bewegung ist die Perserin graziös, ihr Gang ist leicht, frei und flüchtig.

In Bezug auf russische Frauenschönheit äußert sich von Schweiger-Lerchenfeld in seinem „Frauenleben der Erde" wie folgt: — „Es kommt viel darauf an, ob man diesfalls an den Typus einer Groß-Russin, oder an den einer Klein-Russin, oder vollends an den einer, in das Raffinement der Toilette und Selbstverschönerung eingeweihten Dame der vornehmen Gesellschaft festhält. Die Klein-Russin, dem Temperament nach viel lebendiger und feuriger als ihre nördliche Schwester, trägt auch äußerlich die Merkmale einer mehr südlichen Race. Sie ist groß, schlank, hat dunkle, ausdrucksvolle Augen und schwarze Haare, welche kokett durch ein fingerbreites goldenes Stirnband emporgehalten werden. — Die Groß-Russin ist, obwohl kleiner von Gestalt, viel derbknochiger als ihre südliche Stammverwandte, und ihre Körperformen besitzen die ausgesprochene Neigung zu übermäßiger Abrundung. Das Auge ist hell und besitzt einen freundlichen Ausdruck; eine sorglose Munterkeit ohne Schwärmerei spricht aus ihm, aber man vermißt auch die warme Empfindung, oder vollends die schwüle Leidenschaft, die mitunter die Seele der Süd-Russin durchwühlt. Neben den blauen Augen gemahnt auch noch das lichte, meist aschblonde Haar an die nördlicheren Heimsitze, denen die Groß-Russin angehört .... Im Großen und Ganzen macht sie auch keinen unvortheilhaften Eindruck, will man von dem etwas breitknochigen, nicht sehr fein modellirten Gesichte absehen.

Die Polin zählt anerkanntermaßen zu einem der ersten europäischen Schönheits-Ideale. Ihre Erscheinung besitzt in der

That etwas Blendendes, namentlich durch den ruhigen, fast klassischen Schnitt der Gesichtszüge. Sie ist viel graziöser als die Russin und ihre Eleganz verräth jedenfalls mehr Geschmack, als wir bei dieser wahrzunehmen in der Lage sind. Dabei ist sie durchschnittlich viel zarter gebaut, der Teint ist durchsichtiger und feiner, das dunkle Auge verräth große Lebhaftigkeit, ohne allerdings jenen sinnlichen Schmelz zu besitzen, der beispielsweise an den blauen Augensternen der Nord-Russin haftet. Alles in allem präsentirt sich die polnische Dame als ein Bild von hervorragender Racenschönheit, zu der sich eine natürliche Anmuth gesellt, die man sonst nur bei romanischen Frauen anzutreffen pflegt .... Nicht mit Unrecht nannte Bogumil Goltz daher die Polinnen die „Spanierinnen des Nordens" und sagt außerdem von ihnen: — „Sie haben dunkle, schönbewimperte, schmachtende, liebetrunkene, feucht verklärte Augen, welche sie in italienische, arabische und alle andern Augen umzuwandeln vermögen, und mit denen sie eben so leicht Guido Reni's Magdalenen portraitiren können, als racheschnaubende Megären, als Aspasien, Heloisen und Chlorinden."

Eine in gleicher Weise anerkannte und anziehende Erscheinung ist die ungarische Frauenschönheit; dennoch aber ist es schwer, ja fast unmöglich, in kurzen Worten ein charakteristisches Bild von ihr zu entwerfen. Man kann — wie Conrad Alberti sich in diesem Punkte äußert — nicht sagen: Die Ungarin hat eine solche Gestalt, solche Haar- und Augenfarbe, ihr Temperament ist derart und ihr sonstiges Wesen solchergestalt. Was aber im Allgemeinen zu konstatiren wäre, dürfte Folgendes sein: Das Profil der Ungarin ist scharf geschnitten, ohne jedoch häufiger die „Adlernase" aufzuweisen, die man ihr so oft zuerkennt. Das Haar ist zumeist dunkel, wenn auch nicht gerade schwarz, bisweilen hat es auch die Farbe der die Hauptstadt durchströmenden „blonden Donau", wie man in Pest den schönen Fluß zu nennen beliebt. Das Antlitz hat zumeist regelmäßige, ovale Form, zieht sich aber selten so lang und spitz, wie wir es oft bei deutschen Frauen beobachten. Die Wangen sind voller und breiter, die Backenknochen treten um ein ganz klein wenig stärker hervor. Die Lippen sind voll und roth, aber nicht so klein wie die einer Französin; die Gesichtsfarbe zeigt fast stets das bräunliche Incarnat der Gesundheit. Was aber dem Antlitz der Ungarin den unwiderstehlichsten Zauber

verleiht, das sind die Augen. Man kann von ihnen nur sagen, daß sie wunderschön sind, denn die Sprache ist zu arm, um kundzugeben, wie sie blitzen und schmeicheln, zürnen und kosen, lachen und weinen, Neid und Haß, Eifersucht und Zorn, glühende Liebesleidenschaft, heiße Sehnsucht und gestilltes Glück ausdrücken und erwecken. — Bei der Deutschen soll die schönste Partie des Kopfes die Wange sein, bei der Engländerin das Haar, bei der Französin die Nase, bei der Italienerin der Mund; bei der Ungarin aber ist es entschieden das Auge. Und diese Schönheit erhält sich bei ihr oft, weil sie zugleich seelischen Ursprungs ist, bis zum Matronenalter; es dürfte daher einigermaßen in Zweifel zu ziehen sein, daß, wie so oft behauptet wird, die ungarischen Frauen früher altern sollen, als die Frauen anderer Nationen.

Eine recht günstige Meinung erhalten wir auch von der Schönheit der Serbinnen. So schreibt der bekannte Kunst- und — Frauenkenner Ludwig Pietsch in einem Artikel „In König Milan's Reich“ u. a. Folgendes über sie: „Mich dünkt, ich hätte nie auf so verhältnißmäßig geringem Raum so viele, mit der herrlichen Gottesgabe der Schönheit gleich reichlich geschmückte Frauen und Mädchen beisammen gesehen, wie hier in Belgrad. Nicht nur solche von jenem klassischen serbischen Typus, welcher dem echt römischen, den man heute in Rom so selten trifft, sehr ähnlich ist, sondern fast eben so häufig andere von mehr germanischem Charakter des Gesichtsschnitts und von zarten blühenden Farben — reizende Produkte der sich in diesen Grenzlanden seit Jahrhunderten vollziehenden Racenmischung — und eingewanderte Oesterreicherinnen oder Töchter von solchen. Dieser Strauß belgradischer Frauen- und Mädchenschönheit setzt sich eben aus sehr mannigfach gearteten Blumen und Blüthen zusammen. Für die echten Serbinnen von reiner Race mit dem tiefschwarzen, glänzenden Haar, den scharf und klar, mehr horizontal gezeichneten als bogenförmig geschwungenen schwarzen Brauen, den ernsten, tiefen, mehr streng als freundlich oder gar zärtlich blickenden, großen dunkeln Augen, den mehr breiten als hohen Stirnen, den mäßig gebogenen, im schönsten Sinne „römisch“ geschnittenen Nasen, den fest gezeichneten Lippen über dem vollen Kinn, dem stolzen Sitz des Kopfes auf dem Halse und des Halses auf den Schultern, der ganzen freien, aufrechten statuarischen Haltung und dem ruhevollen Gange, paßt das von den wohlhabenden Ständen noch vielfach getragene nationale Kostüm der Städterinnen ganz vorzüglich.“

Die Rumäninnen aller Stände findet Franzos hübsch, von üppig stolzem, doch schlankem und schmiegsamem Wuchse; die Farbe ihrer Haut spielt in's Bräunliche, Augen und Haare sind schwarz. Nach Kanitz haben die Rumäninnen in Serbien weichere und rundere Formen als die Serbinnen, schlanken, elastischen Bau, schöne anmuthige Gestalt und Bewegung; feurige Augen, meist dunkle und lange Wimpern und dichte Brauen. Kopf, Gesicht, Nase und Mund mahnen an antike Statuen. — Die Bulgarinnen sind nach Kanitz gleichfalls nicht selten schön, haben tiefe Farbe, frisches Aussehen, doch welken sie früh.

Wir dürfen den Kontinent nicht verlassen, ohne nicht auch den schönen Kindern des Nordens, den Schwedinnen, einen flüchtigen Besuch gemacht zu haben. Den Preis der Schönheit scheinen unter ihnen die Darlekarlierinnen zu verdienen. Du Chaillu, ein berühmter Reisender, sagt von ihnen: „Man findet unter diesen Frauen zahlreiche stattliche Erscheinungen, und die jungen Mädchen besitzen jene eigenartig schwedische Gesichtsfarbe, welche an Frische, Reinheit und Durchsichtigkeit in keinem andern Lande ihresgleichen findet, in allerhöchster Vollkommenheit. Eine in Milch schwimmende Apfelblüthe — dies ist der einzige Vergleich, den ich für die zarte Rosenfarbe ihrer Wangen zu geben vermag. Die Schwedinnen allein dürfen sich rühmen, jenen wunderbaren Rosenschimmer zu besitzen, der wie ein matter Anhauch leise und allmählich in das entzückende Weiß der Haut übergeht und ihnen einen so eigenartig wirkenden Reiz verleiht. Vereinigen sich nun — wie bei den Mädchen von Orsa, einer Pfarrei in Darlekarlien — mit so tadellosem Teint tiefblaue Augen, kirschrothe Lippen, schöne, durch das Kauen der Kåda (Fichtenharz) blendend weiß erhaltene Zähne und blondes, seidenweiches Haar, so stellt sich uns ein Bild weiblicher Schönheit dar, wie man es in solcher Vollendung unter keinem andern Himmelsstriche antrifft."

Durchschiffen wir nun den Kanal, um an den frischgrünen Gestaden Albions zu landen, so befinden wir uns einem Frauentypus gegenüber, der für die Menge, sozusagen, einiger Erklärung bedarf. Man hat der angelsächsischen Rasse häufig das Prädikat der Schönheit absprechen wollen, weil derbe Gesichtszüge bei zu starkem Knochenbau nicht eben günstige Attribute dafür sind. — Was aber ersetzt die Tochter Albions dabei nicht durch die herrliche, weiße, fast durchsichtige Haut, durch das lichte, schön gewellte Haar, die rosige, leicht hingehauchte Wangenröthe, den

frischfarbigen, wohlgeschnittenen Mund und das große, weitblickende blaue Auge, in dem sich, wie die Dichter sagen: Erde und Himmel spiegeln! — Rechnet man dazu ein gewisses Selbstbewußtsein, mit dem die Engländerin ohne Arroganz den Kopf zu tragen weiß, so hat man auch hier gewiß ein Schönheits-Ideal.

Und nun — last not least — die deutsche Schönheit! —

Jedem auch nur einigermaßen talentirten deutschen Schauspieler ist es eine Kleinigkeit, einen Franzosen, einen Engländer, einen Ungarn, Russen, oder sonst einen ausgesprochenen Nationaltypus auf der Bühne zur Darstellung zu bringen; aber man stelle ihm nun die Aufgabe, speziell einen Deutschen zu kopiren.... Ich bezweifele, daß selbst unsere bedeutenderen Bühnenkünstler das Kunststück ohne weiteres fertig bekommen würden, wenn sie nicht etwa in die landläufige Karrikatur des „deutschen Michels" verfallen wollten. In eine ähnliche mißliche Lage würde jedenfalls auch der bildende Künstler kommen. Und so sind denn auch wir jetzt in einiger Verlegenheit mit unserm Vorhaben, die deutsche Frauenschönheit zu schildern, — im allgemeinen daher nur Folgendes:

Die deutsche Frau hat feine Gesichtszüge, meist große blaue Augen, helle frische Farben und ein weiches Oval, ihr Typus ist sanft, milde, es deuten ihre Züge und Formen eine vollkommene Harmonie zwischen Herz und Geist an, eine gewisse Ruhe und Stätigkeit des Wesens, das nur bei ungewöhnlichen Anlässen zur leidenschaftlichen Energie emporwächst. Der romanische Frauentypus weist schärfere Gesichtslinien auf, ausgeprägtere Züge, die mehr von Verstand und lebhaftem Geist als von tieferer Innerlichkeit sprechen, die Körperformen sind fast immer schön entwickelt, elastisch und von eigenthümlicher Grazie in den Bewegungen. Dafür entschädigt aber die deutsche Frau durch tieferen Gemüthsreichthum, es ruht in ihr etwas sanft anziehend Geheimnißvolles, das Leben einer reich ausgestatteten Seele, was ihr einen ganz besonderen, die romanische Frauenschönheit weit überragenden Schönheitsreiz verleiht. Der Anblick germanischer Frauenschönheit erinnert, wie Rosenthal-Bonin sehr schön bemerkt, an den Blick in den deutschen Wald, da entdeckt man, je weiter man eindringt, immer noch etwas Neues, das sich zauberisch enthüllt. In der Seele der germanischen Frau schlummern Millionen Keime, die der Erweckung harren, die sich

allmählich entwickeln — es sind das nicht lauter edle und schöne Dinge, welche da zum Leben erwachen, aber dies schlummernde Seelenleben, diese außerordentlich reiche Entwickelungsfähigkeit üben einen Reiz aus, der über alle Pikanterien, über das Originelle und Naturwüchsige und über die äußere Formenvollendung und Formenschönheit der Italienerinnen und Spanierinnen — nach unserem deutschen Geschmack wenigstens — den Sieg davonträgt.

Und noch einen großen Vorzug hat die deutsche Frauenschönheit: sie ist — am dauerhaftesten. In keinem Lande der Welt, kann man so viele hübsche Matronen sehen, als in Deutschland. Wie schnell verblühen dagegen jene gepriesenen romanischen und morgenländischen Schönheiten. Es ist wohl anzunehmen, daß zu dem Konserviren ihrer Schönheit bei der deutschen Frau die im allgemeinen tiefere Bildung derselben ein gut Theil beträgt.

Man wird aus dieser Blumenlese, in welche wir die Flora schöner Frauen der „Neuen Welt“ und anderer, entfernterer Welttheile noch gar nicht einmal mit aufgenommen haben, wohl ersehen, auf wie weit verzweigten Gebieten und in wie mannigfacher Gestalt die Frauenschönheit zur Blüthe gelangen kann; zugleich aber ergiebt sich daraus, daß Klima und Himmelsstrich allerdings von nicht zu unterschätzendem Einfluß, sowohl auf das Gepräge, als den Charakter der Schönheit sind.*)

*) Der Verfasser möchte sich hier veranlaßt fühlen, die geehrten „Herren“ Leser um Entschuldigung zu bitten, daß er sie durch die längere Aufzählung nur weiblicher Schönheiten scheinbar ein wenig zurückgesetzt hat. Die „Revue“ sollte aber nicht nur zeigen, in welcher ungeheuren Mannigfaltigkeit die Schönheit existiren kann, sondern auch dazu dienen, Auge und Sinn für physiognomische Schönheit zu schärfen und empfänglich zu machen, und dafür konnte uns das schöne Geschlecht gewiß wohl feinere Nüancen liefern als das „nichtschöne.“ Uebrigens soll das letztere dabei durchaus nicht zu kurz kommen; denn wir werden von jetzt ab unser Thema nicht nur möglichst neutral behandeln, sondern an geeigneter Stelle dem Herrn der Schöpfung zur Revanche sogar ein besonderes Kapitel über jenes gewaltige Schönheitsmittel bringen, das ihm — und nur ihm allein — die Natur in dem Apendix des Bartes zur Verfügung gestellt hat. Der Verfasser will im Voraus nur verrathen, daß er dieses „haarige Kosmetikum“ einem sehr eingehenden, langjährigen Studium unterworfen hat und namentlich den jüngeren Trägern dieser Manneszierde mit manchem guten Rathe wird dienen können.

Es würde wohl aber seltsam erscheinen, wenn wir nun einer Dame, die Schönheit sucht, oder dieselbe auch nur konserviren will, den Rath ertheilen wollten, sich zu diesem Zwecke nach Italien, Spanien oder den Gefilden des Kaukasus zu längerem Aufenthalte zu begeben, ebenso wie man die Menschen zur Herstellung ihrer Gesundheit, die ja allerdings eine Grundbedingung der Schönheit ist, oft nach den entferntesten Bädern schickt. Zum Glück giebt es, wie wir bald sehen werden, doch noch andere, sowohl physische, als kulturelle Verhältnisse, die, abgesehen von Klima und Himmelsstrich, bei richtiger Benutzung förderlich für die Entwickelung einer schönen äußeren Erscheinung sein können. Diese nun wahrzunehmen, sie durch ein vorsichtiges Verfahren anzuwenden, wo sie günstig sind, und zu paralysiren, wo sie sich als ungünstig erweisen, wird mitunter allein schon zu ganz bedeutenden Resultaten führen.

VI.

Ueber Vererbung und Erhaltung der Schönheit.

Es gäbe allerdings ein Mittel, sich von vornherein in den köstlichen Besitz des herrlichen Gutes der Schönheit zu setzen, wenn es dem Betreffenden für seine Anwendung leider nicht stets zu spät zur Kenntniß gelangte. Dieses Mittel wäre nämlich, sich beim Eintritt in dieses Sein — ein Paar schöne Eltern auszusuchen, und die Schönheit gleich als Erbtheil in Empfang zu nehmen. Da eine solche Ahnenwahl wohl aber in alle Ewigkeit zu den unmöglichen Dingen gehören wird, so sollten unsere werthen Erzeuger bei ihrer gegenseitigen Wahl wenigstens darauf halten, daß, wenn sie nicht übereinstimmend schön sind — was selten vorkommt — sich ihre Schönheitsmängel nicht gerade begegnen, d. h. daß die Anomalien in ihrer äußeren Erscheinung nicht zufällig dieselben sind. Es sollte z. B. ein Mann mit einer zu großen Nase niemals eine Frau zur Gattin nehmen, die gleichfalls zu reichlich mit diesem edlen Organ bedacht worden ist, weil dadurch — wie dies ja

auf der Hand liegt — einer großnäsigen Nachkommenschaft geradezu ein gewisser Vorschub geleistet wird. Ich beobachtete neulich in einem Bahnhofs-Wartesaal eine Familie mit Raffzähnen, deren Anblick fast mitleiderregend war, namentlich war es für das „Jüngste" effektiv unmöglich, den garstigen Defekt noch mit der Oberlippe zu bedecken. Das Unglück wurde mir jedoch sofort klar, als ich mir Vater und Mutter näher ansah; hauptsächlich war bei der letzteren dieser entstellende Schönheitsfehler stark ausgebildet. Es sollte also in dieser Beziehung die sonst sehr beherzigenswerthe Schlußmoral zu Wilh. Schröder's „Wettloopen" so wenig als möglich berücksichtigt werden.

Sehr treffend sagt Emerson in seinem Buche „Die Führung des Lebens": — „Daß Schönheit der ursprüngliche Zustand ist, beweist die Natur durch ihre fortwährenden Anstrengungen, ihn zu erreichen. Mirabeau hatte ein häßliches Gesicht auf einem wohlgebildeten Grunde, und jeden Tag sehen wir Gesichter, die eine gute Urform haben, aber in der Geburt verfehlt worden sind: ein Beweis, daß wir alle zur Schönheit berechtigt sind, so wie jede Lilie und Rose schön ist, und wir, wenn unsere Vorfahren treu die Gesetze der Natur erfüllt hätten, schön sein müßten. So aber passen unsere Körper uns oft nicht, sondern machen uns zu Karrikaturen und Satyren. So sind kurze Beine, welche uns zu kleinen trippelnden Schritten nöthigen, eine Art persönliche Beleidigung und Beschimpfung, ebenso wie lange Stelzen, welche uns fortwährend in Nachtheil bringen und endlich nöthigen, uns zu dem allgemeinen Maße des Menschengeschlechts herabzulassen. Martial verspottet einen Edelmann seiner Zeit, indem er sagt: daß er aussah, „wie einer der unter dem Wasser schwimmt," und Saadi beschreibt einen Schulmeister als „so häßlich, verkrüppelt und mürrisch, daß bei seinem bloßen Anblick die Orthodoxen in Verzückung gerathen konnten." Die Gesichter sind selten der Ausdruck eines idealen Typus, sondern plastische Widerspiele von tausend nichtssagenden und närrischen Charakterspielen."

Daß die Vererbung bei der Körper- und Physiognomienbildung eine gewaltige Rolle spielt, wird wohl Niemand bestreiten wollen — schon die auffallenden physignomischen Aehnlichkeiten bürgen dafür. Sehr eingehende Studien hat darüber jedenfalls Darwin angestellt, dessen ganze Theorie ja eigentlich auf den Gesetzen der Vererbung beruht. Es sei hier aus seinen Schriften nur eine Stelle angeführt, die sich speziell auf die Vererbung

der Schönheit bezieht. Dieselbe ist in dem zweiten Theil der „Abstammung des Menschen" enthalten und lautet wie folgt: „Da die Frauen seit langer Zeit ihrer Schönheit wegen gewählt worden sind, so ist es nicht überraschend, daß dieselben ihre Schönheit in einem etwas höheren Grade ihren weiblichen als ihren männlichen Nachkommen überliefert haben. Es sind daher die Frauen, wie die meisten Personen zugeben werden, schöner geworden als die Männer. Die Frauen überliefern indeß sicher die meisten ihrer Charaktere, mit Einschluß der Schönheit, ihren Nachkommen beiderlei Geschlechts, so daß das beständige Vorziehen der anziehenderen Frauen durch die Männer einer jeden Rasse dahin führen wird, alle Individuen beider Geschlechter, die zu der Rasse gehören, in einer und derselben Weise zu modifiziren.

Ich habe selbst wiederholt die Wahrnehmung bestätigt gefunden, daß sich die Schönheit der Mutter auf die Kinder beiderlei Geschlechts mehr überträgt, als die Schönheit des Vaters, hingegen aber Körperkraft und höhere, geistige Anlagen des letzteren vererbbarer für die Nachkommen sind; moralische Eigenschaften scheinen sich gleichfalls leichter von der Mutter als vom Vater auf die Kinder zu übertragen. Daher kommt es wohl, daß in vielen englischen Fabriken die Direktoren, ehe sie einen Knaben zur Arbeit annehmen, stets nach dem Charakter der Mutter und nie nach dem des Vaters fragen. Lautet der Bericht günstig, so ist man eines guten Betragens des Knaben sicher.

Es dürften hier auch einige Bemerkungen über die Vererbung des Aeußeren von Dr. Herm. Klencke von Interesse sein. Derselbe sagt in seiner „Diätetischen Kosmetik" Folgendes: — „Man sieht gewöhnlich, daß Kinder in ihrer Gesichts- und auch gesammten Körperform, gleichviel welchen Geschlechtes, entweder dem Vater oder der Mutter oder einer Mischung beider, oder einem Verwandten der Familie ähnlich sehen; wir sind geneigt, die Aehnlichkeit des Kindes mehr auf die Wirkung vorherrschender Sinneseindrücke der Mutter, als der geheimnißvollen Kraft früherer Imprägnationen zu begründen; denn in der Regel ähnelt das Kind demjenigen, welchen die Mutter besonders liebt, am häufigsten anblickt oder mit dessen Vorstellung sich ihre Phantasie am lebhaftesten und dauerndsten beschäftigt. Eine Frau, die im Anblicke ihres Gatten, auch wenn er nicht schön wäre, glücklich und froh ist, wird in den meisten Fällen, wo nicht andere, für uns unenthüllte Einflüsse obwalten, ihrem Neugeborenen die Grundzüge der väterlichen Aehnlichkeit aufprägen;

aber auch, wenn sie mit der Verklärung einer sittlich reinen Phantasie das Gesicht des Mannes ansah, die etwa unschönen Momente desselben ausgleichend im Ganzen verschwinden machen und des Gatten Gesichtsbildung im Kinde verschönert wiedergeben, namentlich wenn der Mann einen intelligenten Ausdruck im Gesicht hatte, oder wenn sie den Geist in demselben auffaßte und darin lebte. — Eine Frau hingegen, welche kein Gesicht öfterer, gefälliger und anhaltender erblickt, als das eigene im Spiegel, wird in den meisten Fällen dasselbe ihrem Kinde aufprägen, und es ist das Kind einer Kokette gewöhnlich der Mutter ähnlich. Wir brauchen dieses Thema nicht weiter in Beispielen auszuführen, möchten es aber vor dem Einwande schützen, als sei die Aehnlichkeit der Kinder mit Eltern oder anderen Personen durch unsere Meinung nicht erklärt; — wir haben aber so viele praktische Belege für die Ansicht, daß die Vorstellung auf die Bildung plastisch einwirkt, sowohl in verschönender als in verhäßlichender Weise, daß wir es als „in der Regel" gültig annehmen, ohne die Ausnahmen zu leugnen, die freilich auch eine Erklärung erlauben würden, wenn sie einer vertraulicheren Prüfung zugänglich wären."

Allerdings gehen manche Verfechter der Vererbungstheorie mitunter auch ein wenig zu weit. So behauptet u. a. Gustav Mosen in seinem „auf sichere naturwissenschaftliche und alltägliche Erfahrungen gegründeten Buche: Eine beglückende Weltanschauung, oder: Was ein Morgensonnenstrahl hervorgerufen hat," daß sich nicht nur das Aeußere, sowie die geistigen und seelischen Eigenschaften eines Menschen vererbten, sondern in facto seine Seele selbst auf einen der Nachkommen übergehen könne. „Finden wir z. B." — sagt der denkende Mann wörtlich auf Seite 119 in seinem Buche — „einen Enkel, der ganz seinem Großvater, einer Nichte, die ganz ihrer Tante gleicht, so wollen wir einfach fragen: Lebte der Großvater oder die Tante noch, als der Enkel oder die Nichte erzeugt wurde? — Wenn sie noch lebten, konnten sie nicht wiedergeboren werden; wenn es sich aber herausstellen sollte, daß nur dann ein Nachkomme in seinem ganzen Wesen und in seinem Charakter einem Vorfahren vollkommen gleich ist, wenn dieser Vorfahr vor der Erzeugung des Nachkommen gestorben war, so scheint mir der Beweis geliefert, dessen wir bedürfen, namentlich wenn diese Erfahrung vielfach gemacht werden sollte, woran ich nicht zweifle." — Nach dieser Theorie könnte nun allerdings der hochnothpeinliche

Fall eintreten, daß, wenn die Mutter eines solchen jungen „Seelenwanderers" einmal genöthigt wäre, denselben einer kleinen Unart wegen zu züchtigen, sie zugleich ihrem eigenen seligen Großvater post festum „den Pelz gerbte." — Schrecklicher Gedanke!

Wie bei allen Gütern dieser Welt, so ist es auch in Bezug auf die Schönheit ein fast noch größeres Kunststück, dieselbe zu erhalten, zu konserviren, als zu gewinnen. Die mannigfaltigen Gesichtsbildungen, welche die Lebensalter von der ersten Jugend an bis zum abgelebten Greisenalter nach und nach herbeiführen, können insgesammt die Schönheit nach dem jedesmaligen entsprechenden Typus in den verschiedensten Abstufungen darstellen, mit Ausnahme des neugeborenen Kindes und des hundertjährigen Greises, bei dem sich die Thätigkeit der Organe unfehlbar abschwächt; diese beiden äußersten Stufen der Altersleiter sind fast stets die Träger häßlicher Formen.

Die physischen Umwandlungen, welche das Fortschreiten des Alters im menschlichen Körper hervorbringt, lassen natürlich ihre beredten Spuren auf dem Gesicht zurück, indem sie dessen Gestalt, Ausdruck, Farbe und Beschaffenheit ändern und nach dem jeweiligen Zustande modifiziren.

Das Kind hat ein kurzes, breites, gedrängtes Gesicht, eine vorspringende Stirn, volle und glatte Wangen, frische und rothe Lippen, eine gespannte, weiche und rosige Haut und alle seine Umrisse sind gerundet und lieblich.

Bei dem Jünglinge empfangen die Knochen des Gesichtes eine bedeutende Entwickelung; die Nase tritt deutlicher hervor; die Wangen verlängern sich; ein leichter Flaum fängt an sich zu zeigen; der Blick gewinnt Zuversicht und Charakter; die Farben verblassen ein wenig; die Physiognomie gewinnt Ausdruck und die Gefühle bereiten schon den eigenthümlichen Stempel vor, durch dessen Züge das Gesicht später charakterisirt werden wird.

Sobald der Jüngling zum Manne reift, sind die vollkommen entwickelten Züge deutlicher ausgesprochen, zugleich aber weniger beweglich. Die Physiognomie verräth auf dieser Lebensstufe alle Anzeichen der Nationalität, der Familie, des Temperamentes und des Charakters. Sind die Formen minder weich, so sind sie dafür schöner und erhalten sich längere oder kürzere Zeit in ihrer Reinheit, je nachdem die Lebhaftigkeit der Leidenschaften und die Zufälligkeiten des Lebens beschaffen sind.

Die Physiognomie des Greises verwischt sich wieder, die Züge werden härter und verschwimmen; die Haut wird trocken

und runzlig; die Augen verlieren ihren Glanz und ihre Lebhaftigkeit: die Formen werden eckig und dem ganzen Gesicht mangelt es an Kraft und Beweglichkeit. —

Diese Metamorphose vollzieht sich sowohl beim männlichen als beim weiblichen Geschlecht unter allen Umständen, und Friedrich Bodenstedt hat daher wohl recht, wenn er sagt:

„Geh', so still du magst, deine Wege,
Es drückt dir die Zeit ihr Gepräge,
Es drückt ihr Gepräge die Welt
Auf dein Antlitz, wie Fürsten auf's Geld."

Im Allgemeinen ist es wohl nicht zu leugnen, daß, mit nur wenigen Ausnahmen, in den sogenannten Kinderjahren fast jeder Mensch sich einer gewissen Schönheit erfreut. Wir sehen selten unter Kindern, vom zweiten Jahre an gerechnet, und wenn dieselben sonst gesund sind, häßliche Gesichter; Ausnahmen machen meist nur jene unglücklichen Geschöpfe, welche in so zartem Alter schon verdammt wurden, Elend und Noth mit zu tragen, oder die bedauernswerthen Sprossen kranker und gebrechlicher Erzeuger sind.

Hier liegt nun eine Frage nahe, deren Wichtigkeit eben so groß, als ihre Lösung schwierig ist: — Werden schöne Kinder auch als Erwachsene noch schön sein? Und dürfen Kinder mit häßlichen Zügen hoffen, daß ihnen die fortschreitenden Jahre das Gesicht zur Blüthe entfalten und ihren Formen jene Reize verleihen werden, welche die Schönheit charakterisiren?

Nach meinen langjährigen Beobachtungen glaube ich mich dem hier folgenden Urtheile eines bereits erwähnten, älteren Kosmetikers offen anschließen zu können:

„Sobald ein Kind — gleichviel ob Knabe oder Mädchen — die weichere Schönheit der Mutter geerbt hat, so werden die Züge bei ihrer späteren Entwickelung niemals zu hart markirte Formen annehmen; und wenn ein Kind nur darum häßlich erscheint, weil die der Kindheit eigenthümlichen anatomischen Verhältnisse, wie das Eingedrücktsein der Nase, das Zurücktreten der oberen Augenbögen u. s. w. noch zu auffällig sind, so wird auch dann das Jugendalter dem Gesicht schönere Proportionen verleihen, wenn sich diese Theile mit der Zeit von Natur weiter entwickeln.

„Wenn ein Kind dagegen eine gewisse Schönheit besitzt, deren Formen mehr dem reiferen Alter zukommen, so wird man allerdings befürchten müssen, daß das Individuum den Er=

wartungen bei der späteren Entwickelung der Züge nicht entspricht, da jene vorzeitig reifen Gesichtsverhältnisse mit fortschreitendem Alter sich zu kräftig und unangemessen ausbilden."

Nach einer Bemerkung von Lavater, die wir in seinen „Physiognomischen Fragmenten" verzeichnet finden, erreichen die Züge, mögen sie schön oder häßlich sein, ihre vollkommene Ausbildung erst in den letzten Jahren der Jugend; es sollten daher Eltern und Erzieher besonders in dieser Zeit über die Difformitäten wachen, die sich bei den Kindern etwa zu entwickeln drohen.

Wer weiß, ob es nicht schon bedeutend zur Herstellung einer bleibenden Schönheit beitragen würde, wenn man die meist vorhandene Jugendschönheit des Gesichts so lange als möglich zu erhalten suchte. Die Züge würden in ihrer Entwickelung unter den anmuthigen Formen der Kindheit fest werden und dauernde Gestaltung annehmen; dazu aber wäre zunächst erforderlich, daß dem heranwachsenden Kinde die Kindheit und der Kindersinn so lange als möglich erhalten bliebe. Es giebt einen Duft, einen Goldhauch der Jugend, der wie der Morgenthau auf der Rose über jedes Kindergesicht gegossen ist, der sollte wenigstens nicht muthwillig abgestreift oder durch Fahrlässigkeit vernichtet werden. Dies geschieht aber leider nur zu allgemein, und am meisten — durch die heutige Erziehung.

Die moderne Kindererziehung ist durchaus nicht für die Entwickelung eines schönen und — was damit im innigen Zusammenhange steht — gesunden Körpers angethan, und sehr treffend äußert sich darüber u. a. Eduard Reich*) in folgender Weise: „Man fängt mit Ueberbildung und Ueberanstrengung des Geistes schon in frühester Jugend an. Kaum ist das Alter der Kindheit noch recht vollendet, so wird der Sprößling zehn Lehrern überantwortet, welche, unbekümmert um einander, die Wissenschaft ihm mit großen und tiefen Löffeln einpfropfen und einpferchen. Ja, noch mehr: nach den ersten Versuchen zu gehen und zu lallen, wird das Kind im Kindergarten geschult und belehrt und gehofmeistert, so daß es seine ganze Kindlichkeit verliert, nervös wird und Steigerung seiner etwaigen skrupholösen Anlagen erfährt. Wenn auch in einzelnen Zwischenzeiten Spiele und Körperübungen im Freien stattfinden, so ist der Einfluß der Ueberbürdung doch ein so großer und verhängnißvoller, und

---

*) „Erblichkeit der Gebrechen des Leibes und der Seele." — (Neuwied und Leipzig 1883.)

die gesundheitswidrigen Momente sind in so bedeutendem Maße vorhanden, daß die naturgemäßen Instinkte gelähmt und die Grundfesten der körperlichen Konstitution erschüttert werden. Außerdem erstickt diese unmäßige geistige Ueberpfropfung den Genius, erkältet auch das Gemüth und treibt das Wollen in mehr oder minder falsche Richtungen."

Zur Illustration des beregten Themas möge hier noch eine Episode aus Charles Dickens Leben angeführt werden. — Dickens, der große Humorist und Menschenfreund, befand sich eines Tages zum Besuch bei einem Bekannten auf dem Lande. Man kam auf ein Lieblingsthema des großen Schriftstellers, auf die Erziehung der Kinder zu sprechen. Der Freund des Dichters, ein Mann von sehr strengen Grundsätzen, behauptete, daß die erste Regel der Erziehung sein müsse, die Phantasie der Kinder zu tödten und daß man ihnen keine Märchen und Wundergeschichten erzählen solle, damit sie sich frei von Vorurtheilen entwickeln könnten. Dickens antwortete nichts, aber ein feines Lächeln spielte um seinen Mund. Am offenen Fenster stehend, ergriff er einen Schmetterling, dessen Flügel in den schönsten Farbennüancen prangten. Der berühmte Schriftsteller strich mit seinem Finger den prachtvollen Staub weg, welcher die Schmetterlingsflügel färbte und gab dann dem Thiere die Freiheit wieder. „Aber lieber Freund," rief der Mann der pädagogischen Grundsätze, „was thun Sie denn da? Das ist ja eine Barbarei!" „Keineswegs," versetzte der Dichter, „ich wollte nur Ihre Principien anwenden, indem ich dieses Geschöpf von einem Schmuck befreite, der ja total überflüssig ist."

Ich wüßte nicht, was treffender und sinniger zugleich die heutige Erziehungsweise charakterisirte, als diese kleine Episode. Die meisten Eltern haben keine Ahnung davon, welches herrliche Gut eine frohe und glückliche Jugend für ihre Kinder ist: wie sie nicht nur dem ganzen späteren Leben des Menschen ihren besonderen Charakter aufprägt, ihm über alles mögliche Ungemach hinweg zu helfen weiß und sich zu einem Talisman von unschätzbarem Werthe gestaltet, sondern: wie der Glückszustand der ersten Lebensjahre sich selbst in der Physiognomie des Menschen festsetzt und den Zügen einen verschönernden, bleibenden Ausdruck des Frohsinns für's ganze Leben verleihen kann. — Gar prächtig und wahr schließt Carus Sterne in seiner „Krone der Schöpfung" einen Essay über glückliche Jugend wie folgt: „Den Kindern heitere, glückliche Jahre mit der richtigen Abwechselung von Lehre,

Spiel und Körperpflege, die zur Lust werden muß, zu bieten, ist das beste Geschenk und die größte Mitgift, die ihnen die Eltern hinterlassen können, denn vermöge der Zauberkraft unserer Erinnerung verbreitet eine glückliche Jugend einen rosigen Schimmer über alle späteren Tage, während eine trübe, unglückliche Jugendzeit nie aufhört zu bedrücken und wie ein tückischer Alp niemals abgeschüttelt werden kann."

Es würde mir schwer werden, die direkten physiognomischen Zeichen dafür anzugeben, aber es ist mir wirklich zuweilen vorgekommen, als könnte man es den Menschen selbst noch in den späteren Lebensjahren am Gesicht ansehen, ob sie eine glückliche Jugend verlebten, oder nicht. Und warum sollten sich gerade in der Kindheit die Eindrücke und Schicksale, denen ja Jeder ausgesetzt ist, in den wachsweichen Formen des Gesichts nicht leichter einprägen, als im späteren Leben, wo die Züge fest geworden sind und einer Einwirkung von außen eher Trotz bieten können? — Man sehe nur ein Kind an, welches eben stundenlang mit gekrümmtem Rücken im geschlossenen Zimmer (vielleicht gar noch in schlechter Luft) über seinen Schularbeiten gebrütet hat: wie blaß das Gesichtchen geworden ist, wie matt und glanzlos die Augen sind, ja wie viel älter selbst das kleine Wesen erscheint. Und dann beobachte man dasselbe Kind, wenn es vom Spielplatz kommt, wo es sich mit seinen Altersgenossen in frischer, freier Luft (gleichfalls bis zur Ermüdung) umhergetummelt hat: wie das Auge leuchtet, die Wangen voll und geröthet sind und das ganze Gesicht den herrlichen Ausdruck der Gesundheit und Freude trägt. Gewiß, nur ein ganz grimmiger Gegner der Physiognomik wird hier die Behauptung wagen, daß solche Eindrücke, nach der einen oder andern Seite hin häufig wiederholt, mit der Zeit nicht auch den entsprechenden Ausdruck im Gesicht dauernd befestigen sollten. Darum:

„Ueberschütte nicht eifernd das Kind mit Schätzen des Wissens,
Gönn' dem belehrenden Wort Raum zur Entfaltung im Geist.
Siehe, dies Kornfeld trägt nur deshalb so ärmliche Aehren,
Weil mit zu reichlicher Saat einst es der Säemann bedacht."
(Julius Sturm: „Für's Haus".)

Ebenso aber zu widerrathen, ist eine zu große Verhätschelung des Kindes oder gar die Sucht mancher Mütter, aus ihren Kindern Zierpuppen zu machen. Mir geht jedesmal ein Stich durch's Herz, wenn ich ein über die Maßen äffisch aufgeputztes Kind sehe, weil durch nichts der Unschuldstraum der Jugend

mehr und schneller vernichtet wird, als durch die Bedeutung, die man dem Kinde durch eine solche alberne Ausstaffirung beilegt. Man überzeuge sich nur, wie so ein kleines zierliches und geziertes Ding in dem pomphaften Flitterstaat gleich auch ein geziertes Gesichtchen annimmt und mit einer gewissen Vornehmheit und Arroganz auf seine weniger geputzten Gespielen herabschaut. Wer weiß, ob nicht manche dieser schnippischen, blasirten und naserümpfenden Gesichter, denen wir gerade in den begüterten Gesellschaftskreisen so häufig begegnen, diesen entstellenden Ausdruck der frühzeitigen Vernichtung ihrer Natürlichkeit, zuzuschreiben haben. Das Kind braucht derartige Allefanzereien nicht, es freut sich über das Geringste und Einfachste und nimmt sich auch im einfachen Kleidchen, da es meist die natürliche Schönheit der Jugend besitzt, ebenso reizend aus, als im kostspieligen Flitterkram.

Den Gipfel der Narrheit haben nach dieser Richtung hin natürlich wieder Pariser Mütter erreicht; sie haben nämlich angefangen, ihre Kinder zu — schminken. In den öffentlichen Gärten trifft man Babies im Alter von drei Jahren, welchen die Mütter bereits die Augenbrauen färben. Andere wieder finden, daß die Gesichtsfarbe der Kinder zu lebhaft sei, und pudern die Wangen mit Reismehl; ja nicht selten sieht man sogar bei Mädchen im Alter von zehn Jahren den bewußten schwarzen Strich unter den Augen, der die Pupille größer und glänzender erscheinen läßt. Die Aerzte sollen dem abscheulichen Unsinn vergeblich zu steuern suchen.

Ein entstellender Zug im Kindergesicht und der späteren Entwickelung der Miene höchst ungünstig, ist der Ausdruck von Altklugheit. Jedermann liebt an den Kindern die unschuldige volle Natürlichkeit und kindliches Wesen. Diese Natürlichkeit besteht in einer liebenswürdigen Unbefangenheit, in einem freien und offenen Entgegenkommen. Es genügt und ist eben der richtige Grad des kindlichen Verhaltens, wenn nur zunächst alles rohe, alles vorlaute und altkluge Wesen daraus entfernt ist; denn ein weiteres Einengen der Kinder in die für Erwachsene geltenden Formen der Artigkeit und Wohlanständigkeit taugt am wenigsten für dieses Alter. Es artet leicht dahin aus, daß die Kinder zu hohlen Drathpuppen werden, daß Natürlichkeit, Herzlichkeit und innere Wahrheit, die eigentliche Blüthe der kindlichen Natur vernichtet und ein Zustand geschaffen wird, der sich gar

bald auch im Gesicht als ein den Jahren vorausgeeilter, ältlicher Zug unschön zu erkennen giebt.

Es kommt später eine Zeit, wo sich die angedeutete Wandlung von selbst vollzieht. Die Maske der Kindheit verschwindet, das Innere des Menschen dreht sich gewissermaßen nach außen, und ein mehr geistiges Bild, wie es sich bis dahin durch Erziehung und die Einflüsse der Außenwelt entwickelt hat, nimmt in den Zügen Platz. Diese Wandlung tritt nicht plötzlich ein, und ein aufmerksamer Beobachter kann schon lange vorher wahrnehmen, wie der Kindesausdruck im Gesicht allmählich Abschied nimmt und einem der reiferen Jugend entsprechenden, charakteristischerem und meist bleibendem Ausdrucke die Stätte räumt. Leider entflieht mit dem Kindergesicht oft auch die glückliche Kinderseele auf immer.

VII.

Ueber Erziehung und einige Grundbedingungen zur Schönheit.

Daß die Erziehung von früher Jugend an von gewaltigem Einfluß auf die Entwickelung der Gesichtszüge ist, möchte wohl auch von denen zugegeben werden, die sich bisher nur beiläufig mit der Sache beschäftigt haben. Es würde vom höchsten Interesse sein, einmal, wenn es nicht gegen Sitte und Moral verstieße, folgendes Experiment ausgeführt zu sehen: Ein Paar Zwillingsbrüder, die sich nicht nur in ihrem Aeußeren, sondern, soweit es zu erkennen wäre, auch in ihren geistigen Anlagen, genau einander glichen, müßten in früher Jugend getrennt werden. Dem einen müßte man die Vortheile einer guten und geregelten Erziehung unter gebildeten, feinfühlenden Leuten gewähren, und den andern ohne Schule unter groben, sklavischen Verhältnissen, bei rohen, ungebildeten Menschen aufwachsen lassen. Ich bin überzeugt, daß nach einigen Jahren kaum noch eine Spur von Aehnlichkeit zwischen den zwei Brüdern mehr vorhanden sein würde; und wenn sich bei ihnen im ruhenden Zustande der Züge wirklich noch eine gewisse Familienähnlichkeit zeigen sollte,

so würde dieselbe doch vollends verschwinden, wenn sie zu lächeln oder zu sprechen anfingen. Schon der scharf beobachtende Lichtenberg hat diese Bemerkung gemacht.

„Es spielt die Vererbung bei Veredelung des Typus" — sagt Ed. Reich — „gleichwie bei dessen Rückgang zu früheren Stufen des Daseins eine sehr bedeutende Rolle; aber ihre eigentliche Wirkung wird erst festgestellt durch die Macht der äußeren Verhältnisse und die Besonderheiten im Einfluß dieser letzteren. Ein Mensch, der Sprößling höchst veredelter Erzeuger, die besten Anlagen von Geburt aus innehabend, verkommt und entwickelt sich rückschreitend, verliert das bestimmte Gepräge seiner Art, wenn Hunger, Elend, Schmach, Erniedrigung von Kindesbeinen an ihn begleiten, die Wohlthat guter Erziehung ihm nicht zu Theil wird, und übermäßige Arbeit seinen Körper aufreibt, seiner Seele Kraft vernichtet. — Umgekehrt vermag ein Mensch mit wenig in Betracht kommenden Anlagen unter günstigen äußeren Umständen und sorgfältiger Erziehung zu schärferer Ausbildung seiner Persönlichkeit zu gelangen, in das Bereich eines vollkommenen Typus zu treten und sodann Nachkommen zu erzeugen, die unter halbwegs guten Lebensbedingungen, ausgesprochene Persönlichkeiten werden. In diesem Falle kommen Vererbung und Lebensverhältniß so ziemlich gleichmäßig zur Wirkung, nur nicht gleichzeitig, sondern aufeinander folgend."

Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß, wenn die Organisation in der menschlichen Bildung zurückschreitet, dieser Rückschritt in den höheren Organen des Antlitzes zuerst zu bemerken ist. Der Körper wird immer noch eine wohl proportionirte, prononzirte, selbst robuste Gestalt zeigen, mit zierlichen Händen und Füßen; auch das Gesicht wird, wenn keinen intelligenten, so doch einen distinguirten Ausdruck haben — aber, der Schädel wird klein sein und namentlich die Stirn ein Aussehen haben, als ob sie von irgend einer unsichtbaren Hand zusammengedrückt worden wäre. Dieser gekniffene Ausdruck wird auch noch in den Augen liegen und nicht selten durch eine kleine verkümmerte Nase erhöht werden. Ich habe diese Wahrnehmung namentlich bei jungen Sprossen heruntergekommener adliger Familien bestätigt gefunden.

Bis zu welchem Grade ein Mensch in seinem Aeußern und Innern selbst wieder verthieren kann, darüber berichtet Professor W. Preyer in seinem Buche „Natur und Menschenleben" u. a. wie folgt: „Verwilderte, unter Thieren aufgewachsene Menschen

übertreffen an körperlicher Gewandtheit die meisten Thiere, sie schwimmen, klettern, springen besser als irgend ein Mensch, von menschlichem Mienenspiel aber befindet sich in dem Gesichte keine Spur. Als Beispiel dafür mag das wilde Mädchen dienen, welches im Jahre 1731 in der Champagne eingefangen wurde; dasselbe holte, nachdem es bereits ein Jahr in einem Kloster „der Erziehung wegen" zugebracht, auf freiem Felde einen Hasen im vollsten Laufe ein, und sog ihm mit dem gleichgültigsten Gesichte das lebenswarme Blut aus; ihre Körperkraft setzte Jeden in das größte Erstaunen." — Ein anderes Beispiel ist der wilde Knabe, welcher 1847 in Ostindien in Gesellschaft von Wölfen gesehen und eingefangen wurde; derselbe verschmähte durchweg gekochte Nahrung, nahm nur rohes Fleisch, verweigerte die Kleidung, lief auf Händen und Füßen, heulte und biß um sich, lächelte und lachte aber nie. Nach Professor Preyer sollen derartig verthierte Menschen auch niemals mehr sprechen lernen.

Dürftigkeit und Noth korrumpiren die schönste äußere Erscheinung, denn die letztere zwingt den Menschen, jenen edlen Stolz abzulegen, welcher dem Gesicht seinen natürlichen Adel verleiht: Das Gefühl der Knechtschaft prägt dem Gesicht einen niedrigen, ungefälligen Charakter auf. Demüthigungen, Furcht, willenloser Gehorsam, insgesammt von dem Stande der Knechtschaft unzertrennlich, unterdrücken das geistige Leben und verrathen sich in der Folge durch manchen, sozusagen, thierischen Zug im Gesicht.

Man durchlaufe nur alle Gegenden der Erde — sagt ein französischer Schriftsteller — und vergleiche mit einander die Schönheit des Reichen und des Armen, des Herren und des Knechtes, des Freigeborenen und des Sklaven, und überall wird man finden, daß die Häßlichkeit mit dem Grade der Knechtschaft und der Verworfenheit, die mit ihr Hand in Hand geht, in gleichem Verhältnisse steigt. Selbst die Verstellung, jene Genossin der Knechtschaft, verfälscht den natürlichen Ausdruck der Physiognomie. Ein Schmeichler, wie hoch er auch stehen möge und wie meisterhaft er sich verstellen kann, wird nie jenen falschen und entlehnten Charakter von seinem Gesicht verwischen können, den ihm seine trügerische Gesinnung eingegraben hat.

Mais sous le pourpre on sent ton esclavage
Et tu le sais, l'esclavage enlaidit.*)
(Beranger, „Octavie".)

*) Der Purpur selbst verbirgt nicht deine Knechtschaft,
Auch weißt du es, daß Knechtschaft häßlich macht.

Es soll hier noch einer seltsamen, aber allgemein beobachteten Erscheinung Erwähnung geschehen. Das ist die Thatsache, daß bei geistiger und körperlicher Verkümmerung gar bald auch ein Zurückgehen der das Weib vor dem Manne auszeichnenden charakteristischen Merkmale und Vorzüge hinsichtlich ihrer Gestalt eintritt. Das Weib beginnt sofort durch die äußere Vernachlässigung männliche Züge, Form und Bewegungen zu bekommen; dabei wird es schnell alt und abgelebt in seiner ganzen Erscheinung. Ebenso wird aber auch der Mann nach der andern Seite hin, nicht den vollen, schönen Typus seines Geschlechtes zeigen, sondern, namentlich wenn er älter wird, einen weibischen Ausdruck im Gesichte haben.

Ich erinnere mich einer Indianer-Truppe, die vor ein paar Jahren auf der sogenannten „Völkerwiese" im Dresdener zoologischen Garten für Geld gezeigt wurde. Es waren, wenn ich nicht irre, 8 Personen, 5 Männer und 3 Frauen, und da es schon etwas herbstlich war, kauerten sie vor ihren Zelten, bis an's Gesicht in wollene Decken eingehüllt. Jedermann, der sie so sitzen sah, hielt sie für lauter Frauenzimmer; nicht der geringste Geschlechtsunterschied war wahrzunehmen, zumal die Männer obenein auch nicht die Spur von Bart im Gesichte trugen. Erst, wenn sie dann die Hüllen abwarfen und ihre wilden Kriegstänze aufführten, konnte man den Unterschied an den viel kräftigeren, und sogar recht schönen männlichen Gestalten wahrnehmen.

Dieser mangelnde Gegensatz in der Physiognomie zwischen Mann und Weib zeigt sich fast bei allen von der Kultur wenig beleckten Völkern. So sagt Riehl in seinem Buche von der Familie u. a. — — „Bei den rohen Naturmenschen, desgleichen bei verkümmerten, in ihrer Gesittung verkrüppelten Volksgruppen zeigt sich der Gegensatz von Mann und Weib noch vielfach verwischt und verdunkelt. Er verdeutlicht und erweitert sich in gleichem Schritt mit der wachsenden Kultur. Bei einer sehr abgeschlossen lebenden Landbevölkerung, wie bei den in harter Körperarbeit erstarrten Proletariern hat der männliche und weibliche Kopf fast die gleiche Physiognomie. Ein in Männertracht gemaltes Frauengesicht aus diesen Volksschichten wird sich kaum von einem Manneskopf unterscheiden lassen. Namentlich alte Weiber und alte Männer gleichen sich hier, wie ein Ei dem andern." — Bei einzelnen unkultivirten Völkerschaften erstreckt sich diese Gleichmäßigkeit in der Erscheinung sogar bis auf die Kleidung: die Frauen der Grönländer, der

Tschuktschen, der Samojeden und Eskimos unterscheiden sich auch darin nicht in's Auge fallend von den Männern.

Es geht daraus hervor, daß nicht nur die Schönheit an und für sich, sondern auch das die Geschlechter unterscheidende, charakteristische Gepräge derselben, ein Produkt der Kultur und Erziehung ist. Und wunderbarerweise berühren sich hier sogar die Extreme wieder, d. h. zu große oder Ueberbildung hebt den Unterschied, den Gegensatz in der Physiognomie zwischen Mann und Weib zum Theil wieder auf und stellt das eben gezeichnete, verwischte, gemeinsame Bild, nur in anderer Form, wieder her. Man hört selten von einer hochgelehrten Frau, daß sie zugleich ein schönes Weib ist. — Ich will damit nicht sagen, daß Wissen und Gelahrtheit häßlich machen, aber sie rauben dem Frauengesicht den schönen, echtweiblichen Zug. Desgleichen wird anderseits auch ein Mann, wenn er weibisch erzogen worden, sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, oder nichts weiter als ein rührseliger, lyrischer Dichter ist und obenein vielleicht noch lange Haare trägt, selten einen wahrhaft männlichen Ausdruck im Gesicht zeigen. Man wolle daraus die Lehre ziehen, daß es weder jemals eine weibliche Männerschönheit, noch eine männliche Frauenschönheit geben kann.

Das wichtigste Moment zur Herstellung und Erhaltung physiognomischer Schönheit ist natürlich auch in der Jugend schon vollkommene Gesundheit. Unser Gesicht ist nicht nur ein Spiegel der Seele, sondern auch ein Spiegel des Leibes, und wenn der Körper vernachlässigt und nicht ausgebildet worden, wenn er krank ist, oder durch Siechthum und Alter seine Frische verloren hat, so werden wir die Zeichen und Spuren dieser Mißstände jederzeit zunächst im Gesicht wahrnehmen können.

Wunderbarerweise sind nun aber nicht nur eitle Koketten, sondern ganz verständige Frauen der Meinung, sie könnten ihr Gesicht verschönern, ohne auf den Körper Rücksicht zu nehmen. Was würden die Damen aber wohl von einer Freundin sagen, die ein prächtiges Rosenbäumlein geschenkt bekommen hätte, an welchem eine wunderbar schöne Rose blühte; gedachte Freundin nun aber nicht den ganzen Rosenstock pflegte, wie es recht und billig wäre, sondern immer nur das Röslein mit frischem Wasser betupfte und nur ihm allein ihre liebende Sorgfalt widmete?! — Ich hoffe, mit diesem Gleichniß verstanden worden zu sein.

Wie bereits eingangs dieses Theiles erwähnt, waren es

hauptsächlich die Griechen, die der Ausbildung des Körpers eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt und Pflege widmeten. Die Gymnastik war die Kunst, Kraft und Gelenkigkeit des Körpers in einer harmonischen, für die Gesundheit und Schönheit möglichst zweckentsprechenden Form zur Ausbildung zu bringen. Die gesammte Körperoberfläche wurde mit Oel eingerieben, um dadurch dem Körper einen Grad von Behendigkeit und Geschmeidigkeit zu verleihen, der auf keine andere Weise zu erreichen war. Die Nacktheit des Körpers gestattete dem Zuschauer zugleich, dem Spiel der Muskeln auf's Genaueste zu folgen, und gewährte außerdem den bildenden Künstlern ein Studienmaterial, wie es auf keine andere Weise zu erreichen war und wie es wohl wesentlich dazu beigetragen hat, die griechische Bildhauerkunst zu ihrer unerreichten Höhe zu erheben.

Bei einzelnen Stämmen wurde dem jungen Weltbürger sogar schon vor seiner Geburt eine gewisse Aufmerksamkeit zu Theil. Es ist bekannt, daß die spartanischen Frauen die Zeit ihrer Schwangerschaft unter leichten Vergnügungen hinbrachten, sich den Anblick schöner Gestalten in Kunst und Natur gewährten und der Freude huldigten, weil sie der Meinung waren — und gewiß nicht mit Unrecht — daß die heiteren Eindrücke schon vorzeitig gleich einem „Lächeln der Götter" ihrer Leibesfrucht den Stempel der Freude und Schönheit aufdrücken würden.

Es hat allerdings auch in späterer Zeit nicht an Apologeten gefehlt, die der Zeugung einer schönen Nachkommenschaft das Wort geredet haben. Ein französischer Abbé, Namens Claude Quillet verfaßte im vorigen Jahrhundert sogar ein lateinisches Lehrgedicht über diesen Gegenstand, das später von Lancelin de Laval unter dem Titel „La Callipédie" (die Kunst, schöne Kinder zu zeugen) in französische Verse gebracht worden ist. Der Verfasser empfiehlt in seinem Buche den jungen Müttern in spe ebenauch auf's Eindringlichste, während der Schwangerschaft Verdruß und Aerger aus dem Wege zu gehen und die Melancholie zu meiden:

„Mais cherchant le plaisir, ne repaissez vos yeux
Que de portrait charmant, que d'objets gracieux."

Ziemlich unverhohlen und ohne Scheu in den ketzerischen Verdacht zu gerathen, menschliche Zuchtwahl treiben zu wollen, hat sich über das Thema der „Menschenbildung" dann in neuerer Zeit eine unserer bedeutendsten Kapazitäten auf dem Gebiete der Heilgymnastik ausgesprochen. Ich meine den durch

sein Wirken und seine Schriften noch heute rühmlichst bekannten Dr. Schreber, der in seinem „dem Heile künftiger Geschlechter gewidmeten Buch der Erziehung an Leib und Seele" *) u. a. Folgendes zu beherzigen giebt:

„Es müßte als Grundsatz festgehalten werden, daß in jeder zu schließenden Ehe mindestens eins von den beiden Gatten eine tadelfreie, die Mängel des andern Theiles deckende und verbessernde Constitution besitze. Sicherlich würden dadurch wenigstens grobe Mißgriffe und somit unendlich viel angeborenes Unglück verhütet werden. — Auf unsern Universitäten und landwirthschaftlichen Lehranstalten werden die Ergebnisse der betreffenden wissenschaftlichen Forschungen zur Förderung des bestmöglichen Gedeihens und der stufenweisen Veredelung aller Gattungen von Nutzpflanzen und Nutzthieren mit löblichem Eifer gesammelt, benutzt, als selbständige Fachstudien systematisch gelehrt und so immer mehr verbreitet; — wie aber das physische und moralische Gedeihen und die Veredelung der Menschennatur von Generation zu Generation zu fördern sei, das überläßt man größtentheils dem nichtgeschulten Privatgutdünken und dem gedanken- und regellosen Spiele des Lebens! Gerade der, dem allgemeinsten menschlichen Interesse zunächst liegenden, allerunentbehrlichsten Kunst, der Menschenbildung, fehlt die wissenschaftliche und systematische Grundlage! Sollte denn der Mensch den Menschen, sein eigenes Geschlecht, nicht derselben Sorgfalt, nicht desselben Studiums für werth halten, wie das der Pflanzen und Thiere?! — Des Menschen, welcher nicht nur in geistiger, sondern auch in physischer Hinsicht an Vervollkommnungsfähigkeit alle andern Geschöpfe überragt?!!!" —

Dr. Schreber kommt alsdann speciell auf die Erziehung der Jugend zu sprechen und stellt als „Hauptpflichten für Eltern, Lehrer und Erzieher" folgende Regeln auf:

1. „Ausbildung des Körpers im Ganzen wie in seinen einzelnen Theilen zu möglichst schöner, edler

*) Dr. G. M. Schreber war am 15. October 1808 zu Leipzig geboren und von 1843—1859 Direktor der orthopädischen Anstalt daselbst, er starb am 10. November 1861. — Seine bekanntesten Schriften sind „Aerztliche Zimmergymnastik" und „Das Buch der Gesundheit." Das oben angeführte Werk erschien in erster Auflage unter dem Titel: „Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit."

Form und zu voller, dauerhaft fester Lebenskräftigkeit! Körperliche Gesundheit vor Allem. Denn sie bedingt die Gesundheit der Seele: den Frohsinn. Dieser aber öffnet die Seele allen guten Eindrücken und Aeußerungen, selbst den größten Kraftäußerungen edler Willensstärke. Er ist die Lebenssonne, unter welcher allein die Keime der kindlich-geistigen Grundkräfte emporkommen und gedeihen; — während umgekehrt körperlicher Druck die Entwickelung jener Keime der geistigen Schatten- und Giftgebilde fördert. Dem kindlichen Alter fehlt noch die Kraft, sich trotz körperlicher Noth über diese hinaus bis zur Höhe des Frohsinns zu erheben, wie es dem gestählten Charakter eines gereiften Menschen zuweilen gelingt. Alle Fehler der körperlichen Erziehung erschweren, ja untergraben daher zugleich die geistige Entwickelung."

2. „Ausbildung des Gemüthes zu voller, edler Wärme des Gefühls und reinster Liebe durch möglichste Entwickelung des Sinnes für ethische und ästhetische Schönheit. — Erst die Vereinigung des Strebens nach sittlicher Schönheit, wie es der Geist der Humanität uns lehrt, mit dem Streben nach ästhetischer Schönheit, mit jenem heiteren Geiste der Liebe, Harmonie, edler Lebensverschönerung und Naturwahrheit, wie er das Leben der vorchristlichen Kulturvölker, vor allem der Griechen und Römer, nach allen Richtungen durchdrang — erst das Anstreben dieser Doppelschönheit führt nach dem vollen, idealen Ziele menschlicher Kultur.

Darnach dürfte nun wohl dem Dichter des Laienbreviers, dem wir bereits den herrlichen Hymnus auf das Menschengesicht entlehnten, aus vollem Herzen beizustimmen sein, wenn er die Schönheit und die Grundbedingungen dazu also zeichnet:

„Die Schönheit ist ein Kind der freien Seele
Und kräftiger Gesundheit. Freie Völker,
Die Edles dachten, Großes, einfach lebten,
Sie waren schön in Massen. Willst Du die Schönheit,
So gieb dem Volke Freiheit, edlen Sinn,
Beschäftigung, die Großes wirkt. Die Menschheit,
— Schon auf dem Weg zur Freiheit, weil sie reiner
Und edler denkt und wahrer schaut und lebt —
Ist auf dem Weg in's Reich der Schönheit, das
Auf Erden einst erblüht; denn Leibesschönheit
Ist nur der Ausdruck inn'rer Seelenschönheit,
Wie edle Frucht aus edlem Stamme wächst."

(Leopold Schefer.)

Zweiter Theil.

Die Bildung der Gesichtszüge.

Der Mensch kann durch die Bildungskraft seines Geistes seinen Stoff, seine Form, seinen Leib zum Kunstwerk gestalten; er kann das Meisterwerk der Natur zum Meisterwerk der Kunst erheben. Die Mythe von Pygmalion wird an ihm selber durch sich selbst Erfüllung.

H. Damerow.

I.

Im Allgemeinen.

Es soll hier im vorhinein bemerkt werden, daß wir uns in den nachfolgenden Zeilen durchaus nicht die Aufgabe gestellt haben, die Züge des Gesichts nach einer gewissen Schablone zu bilden und zu formiren — eine Voraussetzung, zu welcher der vorgesetzte Titel im Sinne der bezweckten Studien dieses Buches leicht Veranlassung geben könnte — sondern daß nur gezeigt und durch mannigfache Beispiele erhärtet werden soll, wie sehr wohl durch rechtzeitiges und geschicktes Eingreifen in den Entwickelungsgang der Gesichtsbildung eine verbessernde und verschönernde Wirkung erzielt werden kann.

„Selbst sehr mangelhafte Naturmitgabe" — sagt der bereits angeführte Dr. Schreber — „ist in staunenerregender Weise ausgleichbar durch wohlberechnende Erziehung, wovon die augenfälligen, maßgebenden Beispiele in den immer höher steigenden Resultaten der Erziehungsanstalten für Taubstumme, Blinde, Blödsinnige, Kretinen, sittlich verwahrloste Kinder u. s. w. zu erblicken sind." Und warum sollte sich nun unsere äußere Erscheinung, die ja für die korrigirende Hand so viel freier liegt, nicht auch einer veredelten Umgestaltung unterwerfen lassen?

Unser Organismus ist gewissermaßen ein plastischer Thon, und nicht nur jedem Anatomen ist es bekannt, sondern auch der aufmerksame Laie wird es wissen, daß sich die organischen Veränderungen in den äußeren Formen des Gesichts in einer nicht unterbrochenen Weise vollziehen und daß die Gesichtszüge von der Kindheit bis zum Greisenalter einer unabläßigen Veränderung fähig sind.

Allerdings kann niemand, wie Dr. Hermann Klencke in seiner „Diätetischen Kosmetik" treffend bemerkt, die ihm in der ersten Körperbildung versagte Regelmäßigkeit der Formen, wie

sie der klassische Kunstsinn durch Gefühl, mathematische Proportionslehre und Vorbild uns vorgestellt hat, durch Diätetik und Kosmetik ändern und bessern; er kann die spitzen Gesichtswinkel nicht vergrößern, die Verhältnisse der festen Formen und Dimensionen des Knochenbaues nicht verbessern, die Stirn nicht erhöhen, die Nase nicht umgestalten, den Mund nicht voller oder schmaler, nicht kleiner oder runder machen — aber er kann auf die Gelenk- oder Sehnenverbindung und die muskulöse, weiche Umkleidung der Knochen, die Form der Züge, die Farbe der Oberfläche, die Haltung und Bewegung des ganzen Körpers, die seelische Wirkung der Formen einen verbessernden, ausgleichenden und verschönernden Einfluß üben.

Und von dieser Möglichkeit haben denn auch bereits die ältesten Völker nach ihren primitiven Schönheits-Begriffen Gebrauch gemacht. Schon Hippokrates berichtet vor mehr als zweitausend Jahren von einem Volke am schwarzen Meere, das lange vor seiner Zeit die Gewohnheit gehabt, den neugeborenen Kindern die Köpfe nach gewissen, für schön gehaltenen Formen, namentlich in die Länge, zu drücken; „daß dann allgemach diese durch so viele Generationen hindurch wiederholte Sitte zum erblichen Schlag geworden und die Kinder jene anfangs erkünstelten Spitzköpfe zu seiner Zeit schon gleich mit auf die Welt brachten."

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war die Sitte, den Säuglingen die Köpfe in eine gewisse Modeform zu pressen, selbst in den kultivirtesten Theilen von Europa gang und gäbe, und noch im Anfang des vorigen drückten die französischen, die niederländischen und die deutschen Damen ihren neugeborenen Mädchen die Köpfe auf's Gewaltsamste, damit ihnen dereinst die „Fontange" um so stattlicher sitzen sollte.

Spuren dieses Gebrauchs erwähnt auch Rousseau in seinen Schriften und beklagt unter anderm die Köpfe seiner aufgeklärten Zeitgenossen, die von außen durch die Hände der Wartefrauen und von innen durch die Philosophen zurechtgeformt werden müßten; er preist dabei die Caraïben nur für halb so unglücklich, weil sie doch wenigstens mit der letzteren Art von Façonnirung verschont blieben. — Völlig die gleiche Gewohnheit herrschte (nach Lichtenberg) bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter den Peruanern, da sie von der römischen Geistlichkeit auf der dritten Kirchenversammlung zu Lima a. 1585 in einem besonderen Kanon verboten und die Mutter, die je

ihrem Kinde die Kopfpresse wieder anlegen würde, mit der Strafe bedroht ward: — „zehn ganzer Tage den christlichen Missionsunterricht besuchen zu müssen."

Die Modificirung des Schädels hat sich bei verschiedenen Völkern bis in die neueste Zeit erhalten und wird hauptsächlich zu dem Zwecke ausgeführt, irgend eine natürliche oder bewunderte Eigenthümlichkeit zu übertreiben. Die Flathead-Indianer, die sogar ihren Namen nach dem Gebrauche führen, formen ihren Kindern den Schädel zwischen zwei Brettern, daß er von der Seite gesehen, wie ein aufrechtstehender Keil aussieht. Die Einwohner von Arakhan bewundern eine breite glatte Stirn, und um diese hervorzubringen, befestigen sie eine Bleiplatte an den Köpfen ihrer neugeborenen Kinder. Anderseits wird von den Eingebornen der Fiji-Inseln ein breites, gut gerundetes Hinterhaupt für eine große Schönheit gehalten.

Wie für den Schädel so gilt dies nun auch für einzelne Gesichtstheile. Die alten Hunnen waren während des Zeitalters des Attila gewöhnt, die Nasen ihrer Kinder zum Zwecke einer vermeintlichen Verschönerung mit Bandagen abzuplatten. Bei den Tahiti-Insulanern wird die Benennung „Langnase" für eine Insulte gehalten, und sie komprimiren daher die Nasen ihrer Kinder, um sie vor diesem Schimpf zu bewahren. Dasselbe ist der Fall bei den Malayen von Sumatra, den Hottentotten, bei gewissen Negern und den Eingeborenen von Brasilien.

In ähnlicher Weise werden von wilden Völkern auch am Munde alle möglichen Verstümmelungen „um ihn zu verschönern" vorgenommen. In Nord- und Südamerika sowie in Afrika wird – wie Darwin im zweiten Theile seiner „Abstammung des Menschen" erzählt — entweder die obere oder die untere Lippe durchbohrt; und bei einzelnen Stämmen ist das Loch in der Unterlippe so groß, daß eine Holzscheibe von vier Zoll hineingethan wird. In Centralafrika durchbohren die Frauen gleichfalls die untere Lippe und tragen einen Krystall darin, welcher in Folge der Bewegung der Zunge „während der Unterhaltung eine unbeschreiblich lächerliche tanzende Bewegung zeigt."

In fast allen Theilen der Welt werden von den Wilden die Nasenscheidewand, seltener die Flügel der Nase durchbohrt und Ringe, Stäbchen, Federn und andere Zierrathen in die Löcher eingefügt. Die Ohren werden überall durchbohrt und ähnlich verziert, und bei den Botokuden und Lenguas von Südamerika

wird das Loch allmählich so erweitert, daß der untere Rand des Ohrläppchens die Schulter berührt.

Der geneigte Leser wird wohl nicht voraussetzen, daß die hier aufgezählten widernatürlichen Manipulationen, welche wilde Völker zur „Verschönerung" ihrer äußeren Erscheinung vornehmen, ihm zur etwaigen Nachahmung angeführt wurden. Es sollte nur gezeigt werden, bis zu welchem Grade die natürliche Bildung von Kopf und Gesicht einer beliebigen Umgestaltung unterworfen werden kann. Immerhin aber dürfte es nicht gar so absurd erscheinen, wenn ein mit den Schönheitsregeln der bildenden Kunst vertrauter geschickter Anatom es versuchte, nach unseren heutigen geklärten Begriffen von Schönheit einmal ähnliche Modificationen an dem Kopfe einer jungen Menschenblüthe vorzunehmen. Allerdings möchten wir in keinem Falle eine solche Prozedur Laienhänden anvertraut wissen.

Uebrigens sorgen zum Theil schon unsere Warte- und Kinderfrauen, namentlich aber die „lieben Kindermädchen" dafür (wenn auch nicht in so direkter Weise, wie die Caraiben- und Hottentottenmütter), daß die Köpfe und Gesichter der ihnen anvertrauten liebreizenden Babies nicht so ganz unumgemodelt aus ihren Händen wieder hervorgehen, und gar manche schiefe oder platte Nase, gar manche räthselhafte phrenologische Erhöhung oder Vertiefung am Kopfe der Erwachsenen mag das Entstehen den unfreiwilligen chirurgisch-plastischen Operationen in der Kinderstube zu verdanken haben.

Selbst die später festen Theile des Kopfes bestehen beim neugeborenen Kinde aus so weicher Knorpelmasse und sind namentlich bei schwächlichen oder zu früh geborenen Kindern so zart, daß mitunter selbst ein geringer Druck schon eine Deformation auf Kosten der späteren angenehmen Erscheinung oder der Gesundheit des Kindes bewirken kann. Die neuere Medizin hat es nachgewiesen, daß Taubheit, Schielen, Störungen in Nasenkanälen sehr oft nur die Folgen von roher oder nachlässiger Behandlung des Kindes waren, und durch einen Fall, Druck oder Stoß auf den zarten Schädel, wovon die äußere Spur im späteren Leben vollständig wieder verschwinden kann, hervorgerufen wurden.

Lange Zeit hat man sich darüber nicht klar werden können, welch ein Verein der Züge dazu gehöre, um ein Gesicht dem Auge schön und gefällig erscheinen zu lassen, und noch heutzutage dürften unsere Poeten und Romantiker, die begeistert in dicken Bänden Jahre hindurch die Schönheit ihrer Helden und Heldinnen gepriesen haben, in Verlegenheit kommen, wenn sie die möglichst schönste Form der verschiedenen Theile und Organe, welche das menschliche Gesicht bilden, nach dem gesammten Zusammenwirken so bezeichnen sollten, daß daraus unter jeder Bedingung ein Modell der Schönheit hervorginge. Selbst unsere besten Maler und Bildhauer, die sich doch auf schöne Formen verstehen, würden nicht immer zu sagen wissen, welche glückliche Vereinigung der Linien nnd Züge dazu gehört, einem Gesicht den Zauber der Schönheit und Anmuth aufzudrücken.

Es sei daher nochmals hervorgehoben, daß es auch nicht unsere Aufgabe ist, eine Schönheit im Sinne der bildenden Kunst sozusagen zu komponiren, sondern daß wir nur bestrebt sein werden, die bereits vorhandenen, von Natur gegebenen Formen nach Regeln und Gesetzen, welche ein durch die Civilisation gereinigter Geschmack bei den europäischen Völkern festgestellt hat, der Schönheit näher zu führen.

Dem englischen Maler Hogarth, dem Zeitgenossen und Freunde Garricks, gebührt das Verdienst, zuerst eine Art philosophischer Analyse an die Natur der Schönheit des menschlichen Aeußeren gelegt zu haben. Nach ihm sind diejenigen Bildungen auf der Oberfläche des Körpers, welche das Auge am meisten fesseln, solche, die in Maß und Zeichnung den Schlangen-, Wellen- und Spirallinien angehören. Ihre Zahl, ihre glückliche Zusammenstellung, die Combination der runden und ovalen Formen, deren Konturen man unmerklich abnehmen und verschwinden sieht, wie die Schwellung und das Verhältniß des Ovals: das ist es, was unsern Blick erfreut und den feinen Sinn des Künstlers in Entzücken versetzt. In ihrer höchsten Anmuth findet man die Wellenlinie an Gesicht und Körper eines jungen Mädchens ausgedrückt; das anmuthig gebildete Profil, die Konturen des Mundes und der Augen, der Bogen der Augenbrauen und endlich das nach unten zu sanft verschwindende Oval des Antlitzes, sowie nicht minder die sanfte Zeichnung des Halses und des Busens zeigen uns dieselbe in ihrer höchsten Vollkommenheit. Auch selbst die das Gesicht

nachlässig umspielenden Locken ihres Haupthaares zeigen uns den vollen Reiz der Linien, welche der Spiralwindung angehören.

Wir werden daher oft die Erfahrung bestätigt finden, daß, wenn wir, namentlich in jugendlichen Gesichtern, angenehmen und liebenswürdigen Zügen begegnen, dieselben bei aufmerksamer Prüfung fast immer in irgend einer harmonischen Uebereinstimmung der geschweiften, wellenförmigen Oberfläche der Formen ihre Ursache haben. — Die Wechselwirkung der Wellen- und Schlangenlinien ist so offenbar und auffällig, sagt Moreau*), daß man in genauer Abstufung von der höchsten Schönheit zur tiefsten Häßlichkeit, von einem antiken Kopfe zu einem Perrückenstocke herunterkommt, je nachdem man die Zahl dieser Linien vermindert und die gerade dafür vorherrschen läßt. — Die Karrikaturenzeichner kennen die Wahrheit dieser Behauptung so genau, daß sie niemals verfehlen, die Züge ihrer grotesken Personen mittelst steifer oder winkeliger Linien zu zeichnen. Anderseits aber haben auch die idealen Künstler diese Thatsache anerkannt und die Hogarth'sche Theorie als vollständig erwiesen angenommen.

Als die wesentlichsten Faktoren physiognomischer Schönheit können wir, abgesehen von den erwähnten Hauptumständen, die Regelmäßigkeit der Züge, die Uebereinstimmung (Harmonie) derselben, den Ausdruck und die Farbe des Gesichts annehmen. Nur mit den ersten beiden Momenten werden wir es hier zunächst zu thun haben. Man nehme jeden Theil, jeden Zug des Gesichts in regelmäßiger Form an, so wird man doch — wir werden auf diesen Punkt noch besonders zu sprechen kommen — hinzufügen müssen, daß es nöthig ist, wenn das Gesicht vollkommen schön sein soll, daß ein großer, wenn auch regelmäßig gebildeter Mund nicht mit zu kleinen Augen vereinigt sein darf; mit einem Worte, daß die Theile unter sich verhältnißmäßig sind und übereinstimmen. Diese Form der Stirn duldet nicht jene heterogene Form der Nase, obgleich dieselbe bis zu einem gewissen Grade korrekt ist. Es ist also nothwendig, daß alle Theile in einem schönen Gesichte in Harmonie zu einander stehen.

Die Regelmäßigkeit, im Sinne dieser Studien angenommen, ist die normale und bestimmte Richtung der Linien, welche die Hauptzüge des Gesichts abgeben. — Die Regelmäßig-

*) „L'art de connaître les hommes.“

keit macht, nach Lavater*), zwar an und für sich noch keine Schönheit aus; allein sie giebt die wesentliche Basis dafür. Ohne Regelmäßigkeit gäbe es keine organisirte Schönheit.

Sehen wir nun also nach jedem einzelnen Organe des Gesichts insbesondere, welch eine Beschaffenheit es haben muß, um nach der Ansicht der gebildeten Künstler und Aesthetiker regelmäßig gebaut zu sein und welche Mittel anzuwenden sein dürften, um etwaige Anomalien in's normale Verhältniß zu bringen.

Zuvor aber will ich mir hier noch eine kleine Abschweifung erlauben.

Im Jahre 1846 erschien in Paris ein kleines Buch unter dem Titel: „Essai de Calliplastie. Études sur les formes du visage, et examen de divers moyens propres à les embellir, par le Dr. Cid.“ — Ein mir seit Jahren befreundeter Berliner Buchhändler, der den Auftrag übernommen hatte, mir für die vorliegende Arbeit etwa einschlägiges Hülfsmaterial zu besorgen, war so glücklich gewesen, die Spur dieses Werkes aufzutreiben und hatte es mir aus Paris kommen lassen. Ich muß gestehen, daß ich das kleine Opus mit etwas zweifelhafter Miene betrachtete und es im vornhinein jener „kosmetischen" Makulatur beizuzählen geneigt war, mit welcher namentlich der französische Büchermarkt überschwemmt wird. Nachdem ich mir aber die Mühe genommen, einen Blick hinein zu thun, wurde ich von Seite zu Seite eines Besseren belehrt und habe das Buch nicht früher wieder aus der Hand gelegt, als bis ich es mit dem größten Interesse, ja oft mit einer Art freudiger Genugthuung durchstudirt hatte. Das Buch imponirte mir zunächst durch die außerordentliche Belesenheit seines Verfassers, durch einen besonderen physiognomischen Scharfblick desselben, vor Allem aber durch seine ernstlichen Vorschläge, oder vielmehr Vorschriften zu einer Orthopädie des Gesichts. So heißt es u. A. auf Seite 79 in wortgetreuer Uebersetzung: „— Als Andry**) durch eine Sammlung der meisten bis zu seiner Zeit bekannt gewordenen Thatsachen und durch Folgerung eigener Lehren aus denselben die Hauptgrundlagen der Orthopädie legte, widmete er den größten Theil seines Buchs den Häßlichkeiten des Gesichts, denn er begriff, daß das Gesicht vielleicht mehr als

---

*) Physiognomische Fragmente.

**) Andry: De l'Orthopédie; Paris 1741. 2 vol.

alle übrigen Formen die Aufmerksamkeit der Aerzte, welche sich mit den fehlerhaften Bildungen des Körpers beschäftigen, in Anspruch nehmen müsse. Darum ist es befremdend und fast unerklärlich, wie die Orthopädisten, die stets weiter auf dem von Andry so glücklich eingeschlagenen Wege vordrangen, ihre orthopädischen Versuche nur auf das Bestreben nach einer vollkommenen Herstellung des Rumpfes und der Glieder junger Leute verwandten. Gewiß, wenn die Orthopädie innerhalb der weiten Grenzen geblieben wäre, die ihr ursprünglich angewiesen waren, so bestände eine sehr große Analogie zwischen ihr und der Kalliplastie, welche, wenigstens in einem gewissen Betracht, als eine Orthopädie des Gesichts anzusehen ist."

Ich werde Gelegenheit haben, mich im Verlauf des Weiteren noch öfter auf das Buch von Dr. Eid und auf die von ihm darin gegebenen Ausführungen zu berufen, und bekenne zugleich offen, daß ich vielleicht nicht den Muth gehabt haben würde, meine seit Jahren gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen, sowie die zum Theil an mir selbst und andern erprobten Experimente mitzutheilen, wenn ich in diesem Buche nicht zufällig eine Art nachträglicher Bestätigung dafür gefunden hätte. Denn wie sehr ich mich auch bemüht hatte, in den bekannten Werken unserer neueren Chirurgen und Orthopädisten Anweisungen über die chirurgische oder orthopädische Behandlung des Gesichts oder einzelner mißgestalteter Theile desselben zu finden, so war das Resultat meiner Bemühungen schließlich doch ein so bescheidenes, daß es kaum der Erwähnung werth gewesen wäre. Auf „gut Glück" aber hätte ich als Nichtarzt jedenfalls Bedenken getragen, meine, wenn auch noch so vorsichtig gesammelten Ansichten auszusprechen. — Nun zur Sache zurück.

II.

Stirnbildung.

Derjenige Theil des menschlichen Gesichts, dessen Form am meisten dazu beiträgt, ihm nicht allein Anmuth, sondern auch Hoheit und Adel zu verleihen, ist eine schöne „offene" Stirn, die gleich einem durchscheinenden Spiegel die Gedanken und den

Verstand, welche hinter ihr wohnen und zu deren Hülle sie dient, wahrnehmen läßt. Sehr sinnreich hat ein älterer Physiognomiker die Stirn „das Thor der Seele“ genannt, „das Thor, welches zur Wohnung und Werkstätte alles geistigen Lebens führt und jenes geheimnißvolle Organ einschließt, durch welches unser unsterbliche Geist denkt, fühlt und wirkt, welches Millionen von Vorstellungen und Erinnerungsbildern in sich aufzunehmen und aus der Verarbeitung derselben eine unerschöpfliche Gedankenwelt zu erzeugen vermag.“

Den Ausdruck einer „leeren Stirn“ und den einer „vollen und bedeutenden“ hatte die sprachliche Bezeichnung schon gefunden, ehe irgend von einer besonderen Physiognomik des Schädels die Rede sein konnte; dies war natürlich auch Gall nicht entgangen, denn von den 27 besonderen, sogenannten Organen, die er aufzählt, kommen bei ihm allein 15 auf das Vorderhaupt (eins fällt unter das Auge), während er 9 dem Mittelhaupte und nur 2 dem Hinterhaupte vindicirte. Wenn wir einer so engherzigen Anschauung, die Kopf und Antlitz des Menschen in ein numerirtes Fachwerk einzutheilen beliebte, hiermit nun auch nicht das Wort reden wollen, so ist doch nach den Forschungen aller denkenden Physiologen und Anatomen nicht wegzuleugnen, daß das Vorderhaupt, die Stirn, in der That das Organ unserer intelligenten Geisteskräfte ist und ihr schon deshalb eine besondere Beachtung zukommt. Es ist erwiesen, daß bei geistigem Fortschritt die Gehirnmasse an räumlicher Ausdehnung zunimmt und die Stirn sich sozusagen vergrößert; und diese Vergrößerung findet nicht erst bei mehreren Geschlechtsfolgen statt, sondern kann schon bei ein- und demselben Individuum wahrgenommen werden. So erzählt Desmoulins*), es sei der Kopf Napoleon Bonapartes, nachdem er als erster Consul den Kaiserthron bestiegen, größer geworden; eine Beobachtung, die man auch an dem Kopfe Alexander von Humboldt's in seinen späteren Lebensjahren gemacht haben will.**)

---

*) A. Desmoulins: Sur le rapport le plus probable entre l'organisation du cerveau et ses fontions.

**) Spurzheim, ein Nachfolger Gall's und eifriger Bekenner der Schädellehre, der einen Menschen von 36 bis 40 Jahren beobachtete, welcher seine geistigen Fähigkeiten sehr bildete und in Thätigkeit brachte, versichert, an ihm innerhalb von vier Jahren eine Ausdehnung der Contur seines Kopfes um einen ganzen Zoll bemerkt zu haben.

Im Gegensatz hierzu hat man andererseits beobachtet, daß bei zurückschreitender Kultur und Gesittung auch die Organisation rückwärts geht, insofern als das Gehirn kleiner wird und dadurch die Kopfhöhle an Räumlichkeit abnimmt; und selbst diese noch frappantere Erscheinung will Desmoulins an einzelnen Individuen, namentlich in deren vorgerücktem Alter wahrgenommen haben.

Soll ich nun noch an die auffallenden Unterschiede erinnern, die wir hinsichtlich der Stirnbildung täglich in unserer nächsten Umgebung wahrnehmen können? — Von der verkümmerten, bis dicht an die Augenbrauen bewachsenen Fläche, die kaum den Namen einer Stirn verdient, finden wir da, je nach dem Kultur- und Bildungsgrade der Individuen steigend, eine Skala von Typen, die uns sehr wohl als Illustration zu einer Geschichte geistiger Entwickelung dienen könnte. Daß eine Ausbildung der Stirn mit der Zunahme der Intelligenz analog ist, finden wir auch schon in der Geschichte der Völker begründet. Wir haben soeben gesehen, bis zu welcher Verkrüppelung dieses vornehmsten Organs es Völker bringen können, die entfernt von aller Kultur auf der niedersten Stufe menschlicher Bildung stehen, und können dagegen Völker anführen, die, vorgeschritten auf der Staffel geistiger Entwickelung, gewiß nicht aus bloßem, dunklen Gefühl danach strebten, eine möglichst vergrößerte Stirn zu zeigen. Ich will hier nur die alten Japaner erwähnen, die sich nach ihren Ranges- und Bildungsgraden die Stirn durch Wegrasiren des Haares künstlich zu vergrößern suchten. Ja, die Gelehrten und Aerzte dieses Volkes sollen, um ihr Weisheitsorgan besonders leuchten zu lassen, soweit gegangen sein, sich beinahe den ganzen Kopf zu scheeren.*)

Was nun die kosmetische Behandlung der Stirn betrifft, so dürfte wohl, namentlich in vorgerückten Jahren, sich kein Organ am Kopfe so widerspenstig zeigen, als die „Residenz, die Festung des Geistes“, wie Lavater diesen obersten Gesichtstheil genannt hat. Wohl schlägt der fromme Physiognomiker vor: „Tugend und Moral zu üben, um durch innere Schönheit, die äußere zu erhöhen“, da der Verfasser dieses Buches aber nicht eben auch zugleich den Standpunkt eines Seelsorgers einnimmt, so dürften seine diesbezüglichen

---

*) „Geschichten aus Alt-Japan.“

Vorschläge zur Verschönerung des Aeußeren, selbst wenn dieselben auch noch so ehrlich gemeint wären, wohl meist auf einen steinigen Boden fallen. — Und doch ist die Ansicht Lavaters nicht als Ueberschwenglichkeit aufzufassen, denn auch Dr. Eid ist der Meinung, daß in der Kultur der moralischen Fähigkeiten und einer frühzeitigen Inthätigkeit-Setzung der Funktionen des Gehirns das Mittel zur Erweiterung und Verschönerung der Stirn gefunden sein dürfte, mit andern Worten, daß Unterricht nnd geistige Uebung auch das Organ des Verstandes einer höheren Entwickelung zuführen würden; denn — so folgert er — „es wäre ja in der That überraschend, wenn die bei den Muskeln so wohl angewendete Kraft der Uebung nicht auch die Vordertheile des Gehirns, welche der Denkthätigkeit gewidmet sind, auszubilden vermöchte," und schließt dann mit dem Passus: — „Quoi qu'il en soit, nous recommandons ce procédé à tous les individus porteurs d'un front étroit et bas. Ils y gagneront probablement deux choses éminemment désirables: la beauté et l'intelligence!" — (Sei dem wie ihm wolle, wir empfehlen dieses Mittel allen Trägern einer schmalen und niedern Stirn; sie werden zwei höchst wünschenswerthe Eigenschaften dadurch gewinnen: Schönheit und Verstand!)

Anders und für kosmetische Einwirkung vortheilhafter, verhält es sich schon mit der Bekleidung der Stirn, mit der Stirnhaut. Die Stirnhaut ist eigentlich so recht bestimmt, die Schönheit und Bedeutsamkeit des Vorderhauptes zu vollenden. Carus führt in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" aus: daß Alles, was den Stand der Intelligenz betrifft, so weit er sich durch die Bildung der Stirn verräth, dem Knochenbau des Vorderhauptes angehört, Alles hingegen, was dort von Gemüthsbewegung erscheint, den Hautbedeckungen desselben, also den weichen Theilen der Stirn, zukommt. Im letzteren Falle tritt nämlich die Beziehung auf das Auge, welches so ganz besonders dazu bestimmt ist, der Spiegel aller Gemüthsregungen und der deutlichste Verkünder des unbewußten Seelenlebens zu sein, schon in hohem Grade mit in Erscheinung. An all' diesen verschiedenen Spiegelungen nimmt nun die Stirnhaut den thätigsten Antheil; sie wird anders erscheinen, wenn der Schlaf dem Auge sich naht, oder das Erwachen erfolgt, anders, wenn Freude oder Trauer, Liebe oder Haß im Blick des Auges sich kundgiebt. Wie wir

nun aber entschieden einen stärkeren Einfluß auf unser Gemüthsleben ausführen können, als auf unsere geistigen Funktionen, so werden auch die zur Aeußerung des ersteren bestimmten Organe einer Beeinflussung von außen her eher zugänglich sein.

Die ärgsten und gefürchtetsten Feinde der Schönheit, welche sich auf der Stirnhaut, oft schon in jugendlichen Jahren einfinden können, sind — die Runzeln („les maudites," wie Ninon de Lenclos diese Peiniger des schönen Geschlechts einmal genannt haben soll). „Die erste Runzel" — sagt ein alter Schriftsteller — „bleibt allenfalls noch unbemerkt, auch der zweiten wird nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, aber beim Erscheinen der dritten stößt die Schönheit einen Schrei des Entsetzens aus." Und wirklich, dieses furchtbare Falten-Trio kündigt das endlose Gefolge eines Heeres von Nachzüglern an, die sich nun allmählich auf der Stirn, unter den Augen, um den Mund, unter dem Kinn, kurz überall zu lagern wissen, und da man bisher noch kein Mittel erfunden hat, die bösen Falten aus der Bekleidung des Gesichts wie die Falten aus irgend einem andern Kleidungsstück unsers Körpers herauszubügeln, so ist die Sache doppelt schlimm.

Die innere (moralische) Ursache der Entstehung der Stirnfalten darlegen zu wollen, würde jedenfalls über die Grenzen unserer Erörterungen hinausgehen. Jean Paul sagt irgendwo: „Die Falten auf der Stirn sind Särge ohne Deckel. Es liegen in jeder solchen Falte theure Todte begraben —."

Wir wollen darum hier nur nachzuweisen versuchen, wie die Falten auf der Stirn, namentlich im jugendlichen Alter und bei mangelnder Ueberwachung oder unterlassener Selbst-Kontrolle, rein mechanisch entstehen können. Die vorübergehenden Bewegungen unserer Gesichtsmuskeln lassen nämlich, wie sich das von selbst versteht, allemal irgend ein Bleibendes, eine Spur zurück, und diese Spur deutet nun abermals auf die vorübergegangenen Bewegungen des Lebens hin. Wenn also die Stirn oft in Falten gelegt wird, welche Haß und Zorn dort hervorrufen, so drücken die Furchen allmählich der Hautbedeckung sich ein; heben sich die Augenbrauen oftmals über den innern Winkel des Auges, dagegen nach außen sich senkend, wie es bei tiefem Schmerz geschieht, so wird auch diese Bewegung allmählich zu einer festbleibenden Gestaltung werden. — Aber nicht nur diese

Affekte des Gemüths graben ihre Spuren in der Stirnhaut ein, sondern auch bloße Angewöhnungen oder durch Anstrengung der Sinne verursachte Verzerrungen, wie das Zusammenziehen der Stirn bei genauem Sehen oder beim Sehen in zu grellem Licht.

Es ist daher, namentlich bei Kindern, darauf zu achten, daß sie die Stirn nicht gewohnheitsmäßig und unnöthigerweise in Falten ziehen, was sie ganz besonders gern bei Ausführung ihrer Schularbeiten, um so mehr, wenn dieselben geistige Anstrengung erfordern, oder — falls es Mädchen sind — beim Sticken und andern feinen Handarbeiten, zu thun pflegen. Eine andere Angewohnheit, namentlich bei schüchternen oder trotzigen Kindern, ist es, „unter der Stirn hervorzugucken"; dies wird dadurch ausgeführt, daß das Kind mit nach vorn gesenktem Kopfe geradeaus oder in die Höhe sehen will, wodurch es genöthigt ist, die Augenbrauen über Gebühr in die Höhe zu ziehen, was natürlich wagerechte Falten auf der Stirn erzeugt. Aber auch bloße verdrießliche Stimmung oder mürrisches Wesen eines Kindes kann dessen Stirn in Falten bringen. — In all' diesen Fällen wird eine wiederholte Mahnung von seiten der Eltern oder Erzieher schon von heilsamer Wirkung sein.

Ganz besonders nachtheilig für die Stirnbildung ist der längerere Aufenthalt der Kinder mit unbedecktem Kopf im hellen Sonnenschein. Natürlich sind es nicht die Sonnenstrahlen an und für sich, die hier schädlich wirken, sondern das Sehen der Kinder gegen die Richtung derselben. Wenn schon Lichtenberg sagt: „Es giebt wenig Menschen, die ein gescheutes Gesicht machen können, wenn sie nach der Sonne sehen," so können wir dreist behaupten, daß es gar keinen Menschen giebt, der nach der Sonne sehen könnte, ohne das Gesicht zu verziehen; und dies ist namentlich in der Jugend gefährlich und zu vermeiden. Man beobachte nur einmal kleinere Kinder, deren Gesichter den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, sie brauchen gar nicht in die Sonne selbst hinein zu sehen, schon der seitliche Einfall des Sonnenlichts in ihre Augen zwingt sie, die entsetzlichsten Gesichter zu schneiden. Es wird sich daher empfehlen, namentlich Mädchen, deren Auge weniger durch eine vorspringende Stirnpartie und stärkere Augenbrauen gedeckt ist, als das Auge der Knaben, bei längerem Aufenthalt im Sonnenschein stets mit einem leichten Krempenhut zu versehen. Diese Vorsicht hat

auch noch den Vortheil, daß das Auge selbst und der Teint gegen die störenden Einwirkungen der Sonnenstrahlen geschützt sind.

Der Entstehung der Stirnfalten liegt fast immer die innere oder äußere Einwirkung einer schmerzlichen Empfindung zu Grunde. Auch Darwin hat darüber seine Beobachtungen angestellt und sagt u. a.*): „Ich habe wiederholt meine eigenen Kinder von einem Alter unter einer Woche bis zu dem von zwei oder drei Monaten beobachtet und gefunden, daß, wenn ein Schreianfall allmählich herankam, das erste Zeichen davon die Zusammenziehung der Augenbrauenrunzler war, welche ein leichtes Stirnrunzeln verursachten, dem sehr bald die Zusammenziehung der andern Muskeln rund um das Auge folgte. Wenn ein kleines Kind sich ungemüthlich fühlt oder unwohl ist, so kann man fast stets kleine Stirnrunzelungen wie Schatten über das Gesichtchen hinziehen sehen; diesen folgen dann allgemein, aber nicht immer, früher oder später Schreianfälle."

Solange die Stirnfalten in einem jugendlichen Gesicht noch im Entstehen begriffen sind, kann (nach Dr. Eid) ihrer weiteren Ausbildung nicht nur vorgebeugt, sondern auch die bereits vorhandene Spur dadurch entfernt werden, daß man zur Nachtzeit um die Stirn eine Binde von feiner Leinwand legt, die mit einer Lösung von reinem geschmolzenen Wachs getränkt ist und möglichst fest anschließt. Ganz besonders zu warnen ist jedoch vor dem etwaigen Versuch, die Runzeln durch das Aus- oder Glattziehen der Haut vertreiben zu wollen — eine Prozedur, die rathlosen Schönen auch in vorgerückteren Jahren ganz plausibel erscheinen dürfte. Es möchte hier gerade das Gegentheil von dem Bezweckten erzielt werden, indem durch das Ausdehnen der Haut dieselbe natürlich erweitert und den Runzelgebilden ein um so günstigerer Boden geschaffen würde.

Uebrigens machen die kleinen Falten, die sich namentlich gern zunächst auf der Stirn und an den äußeren Augenwinkeln einfinden, das Gesicht viel weniger alt, als die meisten Menschen glauben. Eingefallene Wangen, ein zahnloser Mund, ein zu bleicher, krankhafter Teint, geben dem Gesicht viel mehr den Ausdruck des Alters. Man kann dies in auffälliger Weise ganz besonders an jungen Schauspielern wahrnehmen, die eine ältere

---

*) „Ausdruck der Gemüthsbewegungen."

Rolle zum Spielen erhalten haben, und im Schminken noch nicht bewandert sind. Trotz der dicksten Falten, die sie sich vor dem Spiegel die kreuz und quer anmalen, sieht das Gesicht hinterher doch so jung als möglich aus, wenn sie nicht etwa geschickte Mimiker sind und durch Verziehen der Züge dem Charakter ihrer Rolle nahekommen, oder ein älterer Kollege sich nicht ihrer erbarmt und durch ein paar derbe „Drucker" unter den Backenknochen, an den Schläfen und an den Nasenschenkeln die erforderliche Maske herstellt. Es giebt Gesichter, sowohl männliche als weibliche, die schon nach dem 20. Lebensjahre Runzeln bekommen, ohne deshalb auch nur entfernt den Ausdruck des Alters zu zeigen.

In nicht geringem Grade wird Form und Schönheit der Stirn durch die Begrenzung und das Arrangement des Hauptshaars bedingt. Nach Winkelmann muß die Linie, welche den Haarwuchs über der Stirne begrenzt, beinahe einen regelmäßigen Bogen beschreiben. Ihr vortretender Punkt muß, vom Profil aus gesehen, in der Richtung der Nase sein und an dem Punkte, wo sich die Stirne mit diesem letzteren Organe vereinigt, muß eine leichte Neigung stattfinden, welche die Wurzel derselben sanft abrundet. In den griechischen Profilen ist die Linie, welche die Stirn beschreibt, fast gerade und läuft direkt mit der Nase. Diese Bildung scheint jedoch der griechischen Nation eigenthümlich gewesen zu sein und findet sich bei uns nur ausnahmsweise. Man darf sich daher nicht wundern, wenn verschiedene Schriftsteller, deren guten Geschmack man nicht in Zweifel ziehen kann, eine solche Bildung bei den griechischen Köpfen ungeachtet ihrer korrekten Formation durchaus mißbilligten. Selbst Lavater hat sie als den Typus einer normalen Schönheit verworfen. Im Gegensatz zu den griechischen Künstlern, die ihren Statuen fast durchweg kurze, niedrige Stirnen verliehen, ziehen wir eine breite, erhabene Stirn vor, weil wir in ihr zugleich Symbol und Beweis eines höheren Verstandes und seltenerer Einsicht finden.

Daß wir durch die Tracht des Haupthaares, ja selbst schon durch das bloße Scheiteln desselben, die Stirn vergrößern oder verkleinern, freier oder gedeckter erscheinen lassen können, ist selbstverständlich; merkwürdigerweise wird aber von diesem Korrektionsmittel, und wohl meist aus Unkenntniß, nur ein geringer Gebrauch gemacht. Jede Stirn erscheint kleiner und gedrückter, wenn das Haar in der Mitte gescheitelt ist, da der

Stirnbogen sich dort am meisten nach den Augenbrauen heruntersenkt. Wird dagegen das Haar auf der Seite, da wo sich der Stirnbogen über dem Auge mehr in die Höhe zieht, gescheitelt, so kann die Stirn unter Umständen um mehrere Centimeter an Höhe und selbst auch an Breite gewinnen, und wird außerdem einen freieren und edleren Ausdruck erhalten. Bei sehr schmaler und besonders tief mit Haaren bewachsener Stirn wird es sich sogar empfehlen, das Haar, ohne es zu scheiteln, gänzlich aus der Stirn herauszustreichen; ja dieses Mittel kann im jugendlichen Alter selbst zur Vergrößerung der Stirn überhaupt angewandt werden, da es erwiesen ist, daß durch das fortgesetzte in die Höhe Bürsten oder Kämmen des Haares, dasselbe an der Begrenzung der Stirn sich vermindert.

Das Verkürzen der Stirn durch die Haartracht ist nur jugendlichen, im länglichen Schnitt gehaltenen Mädchengesichtern zu empfehlen; runde oder breite Gesichter kleidet diese Tracht weniger, auch haben derartige Gesichter schon von Natur mehr jene sinnliche Frische, die durch dieses künstliche Mittel erreicht werden soll. Wirklich lächerlich aber erscheint die korpulente Kokette, die mit ihren lüsternen Augen unter den stirnverkürzenden „Simpelfransen" hervor noch Eroberungen zu machen sucht. Die Mode der Stirnverkürzung hat sich auch auf's männliche Geschlecht übertragen, wo dann das Haar in der Mitte gescheitelt wird und oft in zwei scharf geschnittenen Ecken auf der Stirn ausläuft. Ich habe gefunden, daß diese Mode für einen jungen Wiener Kellnerburschen ganz kleidsam ist, der höhere Stutzer aber, der schon etwas „Bildung" verrathen will, sieht karrikaturenhaft darin aus.

III.

Augenbildung.

„Kennst Du das Bild auf zartem Grunde
 Es giebt sich selber Licht und Glanz.
Ein and'res ist's zu jeder Stunde,
 Und immer ist es frisch und ganz,
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
 Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die Dich rühret,
 Kennst Du durch dieses Bild allein."

Und kannst Du den Krystall mir nennen,
 Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
 Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
 In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
 Noch schöner als was er empfing."

(Schiller.)

Das Auge steht in ästhetischer Beziehung unter den Organen des Gesichts unstreitig obenan und erhöht und vollendet wie kein anderer Gesichtstheil den Ausdruck der Physiognomie. Leider sind die Schönheitsmomente des Auges so feiner und subtiler Natur, daß es schwer, ja kaum möglich ist, zu ihrer Beschreibung erklärende Worte zu finden. Die Schönheit des Auges ist meist relativer Art, wird bedingt durch Form, Blick und Mienenspiel, und viel mehr durch das Gefühl erfaßt, durch die Einbildungskraft realisirt, als durch kritisirenden Verstand in der Seele aufgenommen.

Dies ist wohl auch die Ursache, daß das Auge bisher meist nur von seiner übersinnlichen Seite aufgefaßt und selbst von Männern der Wissenschaft am liebsten nur symbolisch behandelt worden ist. Selbst da, wo es wirklich auf eine wissenschaftliche klare Darstellung abgesehen ist, kehren in der Regel — wie Professor Henke richtig bemerkt — nur solche Abspiegelungen dessen wieder, was jeder selbst empfindet und fühlt; so z. B.

wenn der berühmte Aesthetiker Vischer in einer Abhandlung über das Auge sagt: „es sei überhaupt der aus der verarbeitetsten Materie geformte Seelenspiegel, durch dessen Wasser man hinuntersieht in unergründliche Geistestiefen." — Dies ist sehr schön gesagt, nur daß für den, welcher nach einer Erklärung sucht, nichts damit gesagt ist — die „unergründliche Tiefe" bleibt unergründet, die Materie unverarbeitet.

Erst neuere Augenkenner, u. a. der bekannte Breslauer Augenarzt Professor Dr. Hugo Magnus, haben den ästhetischen Werth des Auges einer genaueren Analyse unterzogen. „Im allgemeinen," sagt Magnus in einem Vortrage über die Schönheit des Auges, „sind es drei Faktoren, deren gemeinsames Wirken die überwältigende Schönheit des Auges erzeugt: seine Form, die Farbe und das von seiner spiegelnden Fläche nach bestimmten physikalischen Gesetzen reflectirte Licht, oder sein Glanz."

Was zuvörderst den ersten dieser drei Factoren, die Form, anbelangt, so ist es — wie Dr. Magnus meint — nicht die Gestalt des Auges selbst, welche ästhetisch von Bedeutung ist, sondern die Form der das Auge umgebenden Weichtheile, vornehmlich der Lider. Die Gestalt des Auges an sich ist auf den Schönheitswerth desselben absolut ohne jeden Einfluß; denn ist schon allein die Kugelgestalt des Augapfels ohne hervorragenden ästhetischen Werth, so wird außerdem das Auge durch die es umlagernden Weichtheile derartig verhüllt, daß von seiner eigentlichen Form so gut wie nichts zu bemerken ist. Heben wir also die Form des Auges als für seine Schönheit ganz besonders wichtig in erster Linie hervor, so meinen wir damit die Formenverhältnisse, welche wir in unmittelbarster Umgebung des Auges, hauptsächlich an den Lidern und Brauen, bemerken. Und hier sind wieder von ganz besonders ästhetischem Werth die Form und der Schnitt der Lider und ihrer Ränder. Die von oben und unten den Augapfel vorhangförmig beschattenden Lider bedingen je nach ihrer Gestaltung die verschiedensten Formen des Auges, insofern sie bald einen größeren, bald einen kleineren Theil des Augapfels sichtbar werden lassen. Es ist also hiernach vornehmlich der Schnitt der sogenannten Lidspalte, welcher den ästhetischen Formenwerth des Auges bedingt. Je nachdem nun die Lidspalte größer oder kleiner ist und je nachdem ihre

Ränder mehr oder minder gewölbt sich zeigen, bilden sich auch die verschiedensten Formen des Auges. Sind die Lidränder stark gewölbt und die Lidspalte von einer mehr rundlichen Form, so gewinnt das Auge eine künstlerisch sehr hochgeschätzte Form; wir haben es dann mit den großen, rundlichen, majestätisch dreinblickenden Augen zu thun, welche im klassischen Alterthum sich der größten Beliebtheit erfreuten und uns auf den besten antiken Bildsäulen überliefert worden sind. „Jupiter, Apollo und Juno haben," so bemerkt der geniale Winkelmann sehr treffend, „die Oeffnungen der Augenlider groß und rundlich gewölbt." Auch unseren modernen ästhetischen Ansprüchen trägt eine derartige Form des Auges durchaus Rechnung, indem auch wir uns für ein großes, rundliches Auge ganz besonders eingenommen erweisen. Das so oft von den Dichtern verherrlichte Gazellenauge verdankt diese seine Berühmtheit lediglich seiner auffallenden Größe und Rundung.

Eine erhebliche Konkurrenz erfährt das aus einer rundlichen Lidspalte blickende Auge durch das ausgesprochen länglich gestaltete Auge. Ist die Form der Lidspalte eine längliche, nach den Schläfen hin weitgeschlitzte und entbehren die Lidränder der stärkeren Wölbung, so nimmt die Lidspalte eine ungemein anziehende Gestaltung an, welche man wohl nicht unpassend als eine mandelförmige bezeichnet. Soll ein solch' „langes" Auge allen ästhetischen Anforderungen gerecht werden, so müssen die Lidränder nach dem äußeren Winkel hin in einer leichten, eleganten Schwingung abfallen. Es gewinnt ein solch' langes, mandelförmiges Auge einen ausgesprochen sanften, hingebenden Ausdruck, und während die großen rundlichen Augen den Charakter des Majestätischen und Erhabenen zeigen, haben die länglichen Augen einen ausgesprochen sinnlichen Zug; aus diesem Grunde pflegten auch die antiken Künstler die Augen der Venus meist in dieser länglichen Gestalt darzustellen. In wahrhaft meisterhafter Weise hat Gustav Richter in seiner Odaliske diesen Augenschnitt mit all' seinem bestrickenden Zauber zur Darstellung gebracht. Ein Blick auf dieses Kunstwerk wird die Behauptung rechtfertigen, daß solch' längliche Augen einen hohen Schönheitswerth beanspruchen dürfen. Uebrigens war ein derartiger Schnitt der Lider bei einzelnen Nationen ganz besonders beliebt und hochgeschätzt, so z. B. bei den Indern. Grade die indische Poesie

hat das lange mandelförmige Auge mit allem ihr zu Gebote stehenden Zauber und einer Gluth verherrlicht, die zeigt, daß diese Augenform für das indische Volk als das Ideal der Schönheit galt. Eine ähnliche Bedeutung scheint bei den alten Aegyptern das langgeschlitzte Auge gehabt zu haben; wenigstens begegnet man auf ihren Gemälden gerade diesem Augenschnitt besonders häufig. Einzelne orientalische Völkerschaften sollen in der Verehrung des länglichen Auges sogar soweit gegangen sein, daß sie künstlich durch Einschneiden der äußeren Augenwinkel eine langgeschlitzte Form der Lidspalte herzustellen suchten.

Es würde schwer halten, zu entscheiden, welche dieser beiden Hauptformen des Auges ästhetisch als die bevorzugtere zu gelten habe, ob die rundliche, oder die längliche? Mit Recht bemerkt daher Prof. Magnus, daß vom künstlerischen Standpunkte aus beide Formen den gleichen Schönheitswerth in Anspruch nehmen können. „Natürlich schließt dies nicht aus, daß der einzelne, je nach seiner individuellen Eigenartigkeit, diese und der andere jene Form als die ihm zusagendere und sympathischere erklären wird.“ — Wir wollen dem noch beifügen, daß, wenn eine dieser Augenformen in besonders hervortretender Weise vorhanden ist, auch die übrige Gesichtsbildung in ästhetischer Beziehung *diese* und *keine andere* Form erheischen wird.

Als den *zweiten* für die Schönheit des Auges maßgebenden Faktor bezeichnet Professor Magnus die *Farbe* des Auges, und fügt gleich bei, daß er sich einen Beweis für diese Behauptung füglich erlassen könne, da ja ein Jeder aus eigenster Erfahrung wisse, welch' bestrickender Zauber gerade in der Färbung des Auges liegt. „Dagegen wäre es unsere Aufgabe“ — sagt er dann weiter — „den ästhetischen Werth der verschiedenen Farbennüancen des Auges gegen einander abzuwägen und zu untersuchen, ob und welche Farbe wohl als die ästhetisch werthvollste zu gelten habe. Als ersten und wichtigsten Grundsatz möchte ich hier den gelten lassen, daß wir im allgemeinen geneigt sind, diejenige Farbe des Auges ganz besonders für schön zu halten, welche einen bestimmt ausgesprochenen Farbenton repräsentirt; deshalb bevorzugen wir von all' den unzähligen Nüancen der Augenfärbung vornehmlich das ausgesprochene Blau und das kräftig entwickelte Braun. Alle die Farben aber, welche in ihrem Ton keinen ausgesprochenen Charakter zeigen, vielmehr

in ungewissen Uebergangstönen schwanken, haben für uns einen geringeren ästhetischen Werth."

Nun, auch wir wollen gern zugeben, daß ein Auge von schöner klarer Farbe namentlich in einem Kindergesicht und in dem Gesicht eines jungen Mädchens ein entschiedenes Schönheitszeichen ist; dann werden aber auch die übrigen Theile des Gesichts, wenn wir näher zusehen, nicht zurückstehen und die Schönheit des Auges wird wenigstens zum Theil in der harmonischen Uebereinstimmung der gesammten Gesichtsbildung mit begründet sein. Natürlich ist es von jeher das blaue Auge gewesen, welches die Dichter in den Himmel erhoben haben, und wohl schon darum, weil ihnen dabei eine symbolische Anspielung auf das Blau des Himmels so nahe lag. Man denke sich nun aber einmal das schönste blaue Augenpaar in ein brünettes Gesicht gesetzt und man wird schon im Gefühl den Widerspruch und die Disharmonie empfinden, die eine solche Zusammenstellung auf den Beschauer ausüben würde. Das blaue Auge würde, namentlich wenn es die von den Dichtern so beliebte hellblaue Farbe des Himmels trüge, in dem dunklen Rahmen eines brünetten Teints niemals zur Geltung kommen, wohingegen ein braunes oder „schwarzes" Auge darin nicht nur den Widerspruch sofort beseitigen, sondern dem Gesicht auch den Typus harmonischer Schönheit verleihen würde.

Auch in Bezug auf die physiognomische Bedeutung der Augenfarbe haben die Dichter und älteren Physiognomen nicht wenig gefabelt und Treue, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und sonstige mit diesen verwandte Tugenden fast durchgehends nur dem blauen Auge auf Unkosten aller übrigen, wie immer gefärbten Augen, zugeschrieben. Selbst Mirza Schaffy sagt:

„Der Augen Bläue — bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Aug's Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel."

Nun, ich habe vor mehreren Jahren kurze Zeit einen Diener gehabt mit einem Augenpaar von so himmlischer Bläue, daß man nur gern hineinschaute. Ich wollte daher auch kaum meinen eigenen „schwarzen" Augen trauen, als ich den hübschen Jüngling eines Tages auf einer Ungehörigkeit ertappte, die auf sogenannte „lange Finger" schließen ließ. Ich sah jedoch bald ein, daß ich

mich nicht getäuscht hatte, und wenn der kaum zwanzigjährige Filou bei seinem bald erfolgenden, unfreiwilligem Abgange, bei welchem der Reiz seiner schönen blauen Augen noch durch einen erheuchelten Thränenschleier besonders gehoben wurde, auf einem Zeugniß bestanden hätte, würde ich ihm haben bestätigen müssen, daß ich niemals im Leben einen mehr verlogenen, unzuverlässigeren und verstohleneren Taugenichts mit schönen blauen Augen kennen lernte.

Ich bitte alle meine verehrten blauäugigen Leser und Leserinnen gehorsamst um Entschuldigung, wenn ich ihnen durch diese kleine Schilderung etwa zu nahe getreten sein sollte; — aber ich wollte absichtlich eine Lanze brechen für alle anders als blau gefärbten Augen und, getreu dem Wahrspruch „gleiches Recht für alle" auch ihnen zu einiger Geltung zu verhelfen suchen. Ich habe nach meinen langjährigen Beobachtungen sowohl in Bezug auf Schönheit, als auf „Tugend" in der verschiedenen Färbung der Augen durchaus nicht den Unterschied finden können, der heute noch fast allgemein, und nicht zum geringsten Theil durch die erwähnten „blauen Augendichter" veranlaßt, in der Volksanschauung angenommen wird, und die Erfahrung hat mich gelehrt, daß ein braunes oder schwarzes Auge, ja selbst ein graues oder grünliches Auge ebenso „treu" sein kann, als ein himmelblaues, und wenn es sonst von angenehmen Gesichtszügen umgeben ist, auch im Punkte der Schönheit jederzeit seinen Platz behaupten wird.*)

Mutter Natur hat übrigens schon dafür Sorge getragen, daß jedes Auge so ziemlich die ihm zupassende Farbe erhalten hat. Wir werden selten finden, daß blaue oder zu helle Augen mit sehr dunklem Teint und schwarzem Haar vereinigt sind oder

---

*) In höchst humoristischer Weise hat Immermann das physiognomische Vorurtheil, welches uns bei Beurtheilung der Augenfarbe beherrscht, gegeißelt. Er beschreibt nämlich seinen Helden Münchhausen wie folgt: „Münchhausen hatte ein blaues und ein braunes Auge, welcher Umstand seinem Antlitz einen ungemein charakteristischen Ausdruck gab, um so charakteristischer, als, wenn seine Seele voll gemischter Empfindungen war, die verschiedenen Elemente solcher Stimmungen, gesondert in beiden Augen hervortraten. Fühlte er z. B. eine freudige Wehmuth, so leuchtete die Freude aus dem braunen Auge, die Wehmuth dagegen zitterte im blauen. Denn diesem blieben die zarten, dem braunen die starken Gefühle zugewiesen."

(Magnus: „Sprache der Augen".)

daß dunkle Augen mit zu hellem Haar und Teint häufig vorkommen. Eine helle Blondine mit schwarzen Augen würde ebensowenig, wie eine Brünette mit hellen, unbestimmt gefärbten Augen glücklich ausgestattet sein. Es ist wahr, dunkle Augen sind lebendiger und feuriger, als hellfarbige, und überdies spielt das Weiße des Auges oftmals in ein blasses Blau hinüber, das um so wunderbarer wirkt, wenn die Augen von langen dunklen Wimpern eingefaßt sind. Dagegen aber werfen die blauen Augen über das ganze Gesicht wieder ein Licht und eine Klarheit, welche wie ein milder reizender Heiligenschein darüber hinstrahlt. Es giebt auch Farbenharmonien und Gegensätze, die dem Auge oftmals einen hohen Reiz verleihen, wie z. B. eine Blondine mit hellblauen Augen und dunklen Wimpern, was ja allgemein als Zeichen von Schönheit angesehen wird; auch ist das hellblonde Haar mit dunkelblauen, das braune oder schwarze mit dunkelblauen oder hellbraunen Augen angenehm. Dagegen verlieren dunkle Augen mit zu hellen Wimpern und Brauen an angenehmem Effekt. Graue, grüne oder wohl gar scheckig gefärbte Augen, müssen schon wie so manches andere Mißliche in dieser Welt geduldig ertragen werden, wenn die mißmüthigen Trägerinnen solcher Augen nicht etwa den väterlichen Rath eines älteren Kosmetikers befolgen wollen, nämlich: durch Anmuth und seelenvollen Blick das zu ersetzen, was die lieblose Natur an schöner Augenfarbe ihnen versagte.

Es ist nicht uninteressant zu beobachten, wie sich die Farbe der Augen bildet. So haben neugeborene Kinder fast durchgehends graue Augen; diese werden bei den brünetten in einigen Monaten, oder blos Wochen, braun, bei anderen heller und blau. Während der Kindheit ändert sich meist die Farbe allmählich, bleibt sich dann lange Jahre hindurch gleich und wird im höchsten Greisenalter sowie bei einigen Krankheiten wieder matt und stumpf. — Interessant sind auch die Untersuchungen über Vererbung der Augenfarbe. Der berühmte, greise Naturforscher Alfons de Candolle hat in seiner kürzlich in zweiter Auflage erschienenen „Geschichte der Wissenschaften und Gelehrten seit zwei Jahrhunderten“ nachgewiesen, daß die braunen Augen sich stärker vererben, als die blauen und grauen, daß also die braunen Augen von Generation zu Generation zunehmen in allen den Ländern, in welchen die Bevölkerung braun und blond gemischt ist.

Als dritter Schönheitsfaktor des menschlichen Auges erweist sich sein Glanz und gewährt mit den von seiner spiegelnden Fläche zurückstrahlenden Lichtpunkten einen ganz besonderen Effekt. Wenn wir des Abends in hellerleuchtetem Saale einander in die Augen sehen, so erkennen wir in den hellen Glanzpunkten derselben bei näherer Besichtigung lauter kleine Spiegelbilder der in dem Saale brennenden Kerzen oder Gasflammen. Dies giebt namentlich dunklen Augen einen eigenthümlichen Reiz und können dieselben, wenn sie sich obenein in einem schönen Frauengesicht befinden, wie funkelnde schwarze Diamanten erscheinen lassen. Zu helle blaue Augen gewinnen weniger durch übermäßigen Lichterglanz, weil sie leicht zu hell erscheinen können. Bei Tage in einem Zimmer spiegeln sich die viereckigen Felder der Fenster, durch die der helle Himmel hereinscheint, im Auge ab, im Freien große Theile des offenen Himmels bis herab zum Horizonte. Wenn wir aber recht nahe an das Auge eines andern herantreten und recht genau hineinsehen, dann bemerken wir unser eigenes Bild, ganz klein, wie in einem Spiegelchen mit konvexer Oberfläche. Es ist ein Glück, daß dieses Spiegelbild so unendlich kleinn d obenein, weil die Nase als nächster Gegenstand immer sehr stark hervortritt, etwas karrikirt erscheint, sonst würden unsere überschwenglichen Augendichter in eitler Selbstvergötterung viel häufiger noch das eigene Bild besingen, das sie in dem Auge, dem „Seelenspiegel" ihrer Holdseligen erschaut haben; so haben meines Wissens nur Rückert und Hölty diese Thatsache als poetischen Stoff benutzt. Der erstere sagt u. a.:

„Ich sehe, wie in einem Spiegel,
In der Geliebten Auge mich.
Gelöst vor mir ist jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.
Durch Deinen Blick ist mir durchsichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Was in ihr wirklich und was nichtig,
Ist vor mir ewig aufgestellt."

Und Hölty singt:

„Unter Blüthen des Mai spielt' ich mit ihrer Hand,
Koste liebend mit ihr, schaute mein schwebendes Bild im
Auge des Mädchens—."

Der Glanz des Auges ist es hauptsächlich gewesen, was von jeher dahin geführt hat, in dem Auge noch etwas mehr zu

erblicken, als sich mit den physiologischen und anatomischen Gesetzen seiner Beschaffenheit naturgemäß verträgt. Wohl steht es fest, daß ein Auge von schöner Zeichnung, schöner Farbe und einem frischen Glanze einen wirksamen Eindruck auf den Beschauer hervorbringt, aber diese Eigenschaften und die durch den Wechsel der Beleuchtung auf der Hornhaut etwa spielenden Reflexbilder stets auf innere geistige Impulse zurückführen zu wollen, wäre entschieden ein Trugschluß. Es giebt freilich auch im Auge eine Bewegung, die man sehen kann, das ist eine wechselnde Verengerung oder Erweiterung der schwarzen Pupille, jener runden Oeffnung in der Regenbogenhaut. Sie ist aber, wie Professor Hencke bemerkt, durchaus keine Folge vom Willen oder irgend einem Gemüthszustande des Menschen, sondern eine bloße Reaktion des Organs auf den Reiz einer stärkeren oder schwächeren Beleuchtung. Bei hellem Sonnenschein ist die Pupille klein, in der Abenddämmerung groß. Dies kann man besonders bei Katzen, Eulen und anderen Thieren wahrnehmen, die genöthigt sind, in der Dunkelheit scharf zu sehen. Bei Katzen erweitert sich die Pupillenöffnung des Abends oder in einem dunklen Raume derart, daß sie beinahe die ganze Iris einnimmt, während sie in hellem Lichte nur einen ellipsenförmigen senkrechten Spalt im Auge bildet.

Wie sehr die Annahme einer steten „seelischen Mitwirkung" beim wechselnden Glanz des Auges auf Täuschung beruht, geht auch aus dem Eindruck hervor, den künstliche Augen auf den Beschauer hervorbringen. Das Auge kann bekanntlich, wie außerdem nur die leblosesten Theile des Körpers, die Haare und die Zähne künstlich ersetzt werden. Nicht nur ausgestopften Vögeln, sondern auch lebenden Menschen, die ein Auge verloren haben, setzt man statt dessen Glasaugen ein. Da sollte man nun denken, müßte die höchste Kunst und schwierigste Technik zusammenwirken, um ein so wunderbares Gebilde, wie das Auge, zum Verwechseln ähnlich herzustellen. Dem ist aber nicht so. Die Glasaugen werden fabrikmäßig gemacht und demgemäß zu billigen Preisen en gros vertrieben. Man hat sie zur Auswahl von etwas verschiedener Größe mit verschieden hell oder dunkel, blau oder brauner Regenbogenhaut, und wenn sie danach entsprechend dem noch vorhandenen natürlichen Auge ausgesucht und richtig eingesetzt werden, und wenn noch so viel Rest des

verlorenen Auges dahinter steckt, daß sie sich noch mit dem andern entsprechend bewegen, so kann der Eindruck so vollkommen täuschend werden, daß man den Mangel des lebenden Auges gar nicht bemerkt. — Man erzählt sich von einem Berliner Professor der Augenheilkunde, daß er sich zuweilen den Scherz erlaubte, wenn er einen Patienten mit einem künstlichen Auge versehen hatte, seine Hörer rathen zu lassen, welches das künstliche sei, und daß diese dann oft nicht nur außer Stande waren, die Kunst von der Natur zu unterscheiden, sondern zu seiner besonderen Genugthuung mitunter sogar das gesunde Auge mit dem künstlichen verwechselten.

Es ist immer noch die Meinung verbreitet, daß mit Glasaugen schwer umzugehen sei; wie man darin aber irrt, mag folgende hübsche Anekdote beweisen, die Lord Wolseley, welcher eine Zeit lang die englischen Truppen im Sudankriege befehligte, erzählt hat. Einer seiner Offiziere, welcher zufällig ein Glasauge hatte, unterhielt sich eines Tages mit einem Gefangenen, einem glühenden Anhänger des Mahdi. „Weshalb glaubst Du an den Mahdi?" — fragte der Offizier. — „Ich glaube an ihn," antwortete der Mann, „weil er Wunder thun kann." Sogleich nahm der Offizier sein Glasauge heraus, warf es in die Luft, fing es wieder auf und that es an seinen alten Platz. „Kann das der Mahdi auch thun?" fragte er. — Der Gefangene soll zitternd erblaßt und keiner Antwort fähig gewesen sein.

Von besonderem Interesse dürfte es noch sein, zu erfahren, daß ein gut eingesetztes künstliches Auge bei Affekten ebenso seelisch funktionirt, als das noch vorhandene gesunde Auge, d. h. daß es ebenso vor Freude strahlen, als vor Schmerz in „Thränen zerfließen" kann.*)

---

*) Man hat auch bereits Versuche angestellt, ein fehlendes, durch Krankheit vernichtetes Auge auf chirurgischem Wege, d. h. durch Ueberpflanzung eines Auges von einem lebenden Thiere zu ersetzen. Ein Fall des Gelingens dieser fast unglaublichen Operation wurde in einer der letzten Sitzungen der chirurgischen Gesellschaft zu Paris zur Sprache gebracht. Die erste Idee des kühnen Unternehmens ist von einem Dr. Chibret ausgegangen, der am 4. Mai 1885 einem jungen Mädchen, das an einer Eiterung des Auges litt, nach Entfernung des kranken Organs ein „lebendes" Kaninchenauge einsetzte. Die Operation gelang zwar, das Auge schien zu leben, aber nach einiger Zeit floß es aus.

Dieser Mißerfolg entmuthigte einen gewissen Dr. Rohmer nicht, einen zweiten Versuch bei einer 40jährigen Frau mit dem Auge eines Hundes anzustellen, der aber auch nur zum Theil glückte.

Der Glanz des Auges hängt nach Dr. Piderit ab: 1) von der größeren oder geringeren Menge der Thränenfeuchtigkeit, 2) von der größeren oder geringeren Spannung der häutigen Augapfelkapsel und 3) von der Farbe der Iris.

„Die Thränen scheinen aus der Seele zu kommen," sagt ein bereits mehrfach angeführter Autor, „dennoch aber quellen sie nicht aus der Tiefe des Auges, sondern zwischen dem Augapfel und den Lidern hervor. Wir haben es hier ohngefähr mit einer Art Wasserleitung zu thun. Wird mehr abgesondert und zugeleitet, als die Thränenpunkte verschlucken können, dann sammelt sich das Uebermaß der Thränen, was sich zunächst im innern Augenwinkel anzeigt, und der Thränensee fließt über. Das „überquellende Auge" des Weinenden, welches jedem bekannt ist, hat einen eigenthümlichen verschwommenen Glanz und kann, wenn der Erguß der Thräne in gehöriger Mäßigung stattfindet, dem Gesicht einen Ausdruck der Rührung verleihen, wie keine andere Aeußerung seelischer Affekte. Es liegt ein gewisser Zauber in der Wasserperle, die in den Wimpern zittert und selbst ein weniger schönes Auge kann dadurch ausdrucksvoll und reizend erscheinen, nur dürfen die Schleusen nicht zu weit geöffnet und das Auge nicht mit Hochwasser überschwemmt werden."

Von einem schönen Auge wird daher verlangt, daß die Thränenabsonderung in einem richtigen Verhältniß zu deren Abführung stehe, damit sich das Wasser nicht staut, wodurch das Auge nicht nur feucht und wässerig, sondern auch in seiner Farbe und Zeichnung undeutlich und verschwommen erscheint. Es kann

---

„Endlich" — heißt es dann in dem Bericht — „operirte Dr. Bradfort in Boston einen Seemann, der seit langen Jahren ein atrophisches Auge hatte. Er vervielfältigte dabei so viel als möglich die Nadelstiche, vereinigte den Sehnerv von dem Auge eines Kaninchens mit dem des entfernten Auges und nähte die geraden Augenmuskeln des kranken an die Bindehaut des übergepflanzten Auges. Am siebenten Tage wurde der Verband beseitigt; die Hornhaut war trübe, das Auge ziemlich geschlossen. Achtzehn Tage später zeigte sich die Hornhaut klar, das Auge hinlänglich hart und seine Bewegungen vortrefflich. Der Erfolg war vollständig.

Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß bei einer solchen chirurgischen Augenergänzung nicht zugleich auch die Sehkraft ersetzt wird; immerhin aber wäre die Erfindung, wenn es einst gelingen sollte, die technischen Schwierigkeiten der Operation zu bewältigen, von bedeutendem Werthe.

auch der Fall eintreten, daß zu wenig Thränenquantität abgesondert wird, was bei krankhaften Affektionen der Thränendrüse, aber auch bei trockener Luft oder bei scharfen Ostwinden vorkommen kann, wo eine größere Verdünstung der Thränenfeuchtigkeit stattfindet. Diese Glanz vermindernde Trockenheit macht sich zunächst durch ein brennendes Gefühl im Auge bemerkbar und nöthigt zu einem häufigeren Blinken mit den Augenlidern, welches, wenn es bei Kindern vorkommt, leicht zur Gewohnheit werden und den angenehmen Gesichtsausdruck stören kann. Auch noch andere, länger andauernde Reize können diese Gewohnheit hervorrufen; es ist daher in kosmetischer Hinsicht von Wichtigkeit, den Ursachen derselben bald nachzuspüren und nöthigenfalls bei Zeiten ärztliche Hülfe dagegen in Anspruch zu nehmen. Bei älteren Personen soll das Trockenheitsgefühl des Auges, sowie das unangenehme Gefühl von Sprödigkeit in den Lidern durch sanftes Bestreichen mit Mandelöl, was leicht mit der Fingerspitze ausgeführt wird, zu lindern sein. (Klencke.)

Der Glanz des Auges wird ferner bedingt durch die größere oder geringere Spannung der die Pupille bedeckenden Hornhaut und der weißen Lederhaut des Augapfels. Man kann sich den Augapfel ohngefähr als eine mit durchsichtigen Flüssigkeiten angefüllte Kugel vorstellen, deren Kapsel durch verschiedene Häute (in der vorderen Ansicht die Hornhaut und die weiße Lederhaut) gebildet ist. Je gesünder und vollsaftiger nun der Organismus eines Menschen ist, desto reicher wird sich die das Auge ausfüllende Flüssigkeit erweisen und durch natürliche Spannung der umschließenden Häute den Glanz des Auges erhöhen. Besonders glänzend und frisch sind daher die Augen im jugendlichen Alter, wenn der Organismus in üppiger Lebenskraft emporblüht. Andererseits aber wird das Auge matt und glanzlos erscheinen, wenn die Spannung der Augapfelkapsel nicht mehr eine vollständige und der Körper durch Säfteverlust, durch Krankheit, Ausschweifungen oder durch das Alter geschwächt ist. Mit dem Tode hört die Spannung gänzlich auf; das Auge erlischt und sinkt ein und bekommt den charakteristischen Ausdruck des Todes, den man „gebrochenes Auge" nennt.

Wie der Glanz des Auges durch Krankheit vermindert werden kann, so giebt es auch Krankheitszustände, die den Glanz und das „Feuer" des Auges erhöhen. Dazu gehören die meisten

fieberhaften Zustände, welche den Kreislauf des Blutes beschleunigen und dadurch den Augapfel blutreicher, die Horn- und Lederhaut gespannter machen, dies kann sich soweit steigern, daß das Auge selbst eine erhöhte dunklere Färbung anzunehmen scheint. Auch der Einfluß des Geisteslebens auf den Glanz der Augen darf hier nicht übersehen werden. Es ist bekannt, daß die Affekte einen sehr bedeutenden Einfluß auf den gesammten Organismus unsers Körpers ausüben und um so angreifender wirken, je heftiger und anhaltender sie sind. So werden deprimirende Gemüthszustände, wie Trauer, Kummer, Gram und Sorge, die Energie des Organismus stets herabstimmend beeinflussen, namentlich aber wird die allgemeine Erschlaffung in der Mattigkeit des glanzlosen Auges bemerkbar sein; — wohingegen anregende Affekte, wie Freude, Hoffnung und Muth, die Lebensthätigkeit erhöhen und das Auge leuchtender und glänzender erscheinen lassen werden. Der Grund, weshalb Gemüths- und Geisteszustände so unmittelbar auf das Nerven- und Blutleben der Augäpfel einwirken, liegt in dem innigen Zusammenhang des Auges mit dem Gehirnorgane. Im Nu kann daher auch der Umschlag von Freude in Trauer oder von Trauer in Freude, nicht nur in der Seele, sondern auch im äußeren sichtbaren Ausdruck des Auges zur Erscheinung gelangen. Außer durch diese Affekte des Gemüths kann der Glanz des Auges auch durch lebhafte Denkthätigkeit erhöht werden, und das um so mehr, je lebhafter und eifriger das vorgesteckte Ziel des Denkens angestrebt wird, ja dieser Glanz kann dem Auge selbst noch in hohen Jahren Ausdruck und Frische verleihen.

Im allgemeinen ersehen wir aus Vorstehendem, daß um Glanz und Klarheit des Auges zu erhalten und zu erhöhen, körperliches Wohlbefinden die Hauptbedingung ist, denn das Auge, welches durch Hunderte von Fäden mit den innersten Lebensvorgängen in Verbindung steht, ist nicht nur ein „Spiegel der Seele", sondern auch ein Spiegel des Leibes, und Krankheit, wie Gesundheit zeigen sich darin meist deutlicher ausgeprägt als in irgend einem andern Organe unseres Körpers.

Die dritte, den Glanz des Auges erhöhende oder vermindernde Eigenschaft ist die Farbe der Iris. Daß ein glänzender dunkler Gegenstand das auf ihn fallende Licht stärker zurückspiegelt als ein heller, ist allgemein bekannt, und so ist es

auch mit dem Auge der Fall; ein dunkelbraunes oder sogenanntes schwarzes Auge wird stets einen bedeutenderen Glanz zurückstrahlen, als ein hellgefärbtes, ebenso wie z. B. ein Brillant auf dunklem Grunde lebhafter leuchtet, als auf einer hellen Fläche. Leider giebt uns nun weder die Kunst noch die Natur ein Mittel zur Hand, einem etwaigen Uebelstande auch nach dieser Richtung hin abhelfend zu begegnen, d. h. es ist bis jetzt kein Weg gefunden, die Farbe des Auges nur um einen Schein zu verändern oder die helle Iris auch nur um einen Schatten dunkler zu machen; wenn man nicht etwa dem prallen Einfall des Lichtes ausweichen will, wodurch ein helles Auge selbst noch um 30—40 Prozent heller erscheinen kann.

Es ist bereits an andrer Stelle des Umstandes gedacht worden, daß helle Augen, wenn sie dem voll einstrahlenden Tageslicht ausgesetzt sind, an Schönheit verlieren. Ganz besonders gefährlich für solche Augen ist z. B. eine Veranda, wo das Licht von oben und an den Seiten abgesperrt, fast wagerecht in's Gesicht fällt. Es kann da selbst das schönste blaue Auge verlieren, ja bei etwa unbewölktem Himmel durch das Zurückstrahlen des blauen Aethers leicht sogar „zu blau" und wie angemalt erscheinen, zumal der sonst die helle Farbe des Auges mildernde dunkle Augenstern sich in diesem breiten vollen Lichte bis zu Nadelknopfgröße zusammenziehen kann. Dazu kommt noch, daß eine so pralle Beleuchtung auch für den mit hellblauen Augen meist verbundenen zu hellen Teint des Gesichts eine höchst ungünstige ist. Es möchte daher einer sich auf einer Veranda oder einem Balkon präsentirenden helläugigen Schönen der Rath zu ertheilen sein, sich wenigstens nicht so zu plaziren, daß das Gesicht ganz en face der freien Aussicht zugewendet ist.

Die künstliche Abendbeleuchtung ist für ein helles Auge weniger gefährlich, da sich des Abends, selbst bei scheinbar hellem Licht, die schwarze Pupille mehr erweitert und die helle Iris zurückdrängt. Es giebt Augen, bei denen diese Erweiterung eine solche Ausdehnung erreichen kann, daß von der Regenbogenhaut nur noch ein schmaler Ring sichtbar ist und das Auge beinahe schwarz erscheint.*) Man hat auch ein künstliches

---

*) Ein seltsamer Fall beschäftigte jüngst die Aufmerksamkeit der Augenärzte in Chicago. Eine Frau besuchte die Staats-Augenklinik mit ihrem Sohne, der die eigenthümliche Fähigkeit besaß, im Finstern

Mittel, um diesen Effekt zu erzielen, und leider wird dasselbe nicht nur von der Pariser Demi-monde, sondern in neuerer Zeit auch häufig wieder von englischen und deutschen Koketten angewandt. Dieses ebenso verwerfliche als gefährliche Schönheitsmittel besteht in dem, aus dem Kraut der Tollkirsche gewonnenen, Belladonnaextrakt. Wie wir eben ausgeführt haben, wird der Glanz des Auges erhöht, wenn die Pupille sich erweitert, die Iris sich also weniger nach der Mitte zusammenzieht. Der schwarze Hintergrund der Pupille reflektirt dann als Folie eines schwarzen Spiegels das Licht weit stärker als die hellere, oft grellgefärbte Iris, und in der Pupillenvergrößerung liegt eben der Zweck dieses Mittels, welches man entweder als Salbe in die Umgegend der Augen einreibt oder als flüssige Lösung in das Auge selbst eintröpfelt. Nach 1—2 Stunden erweitert sich die Pupille dann oft in dem Grade, daß von der Iris nur noch ein schmaler Rand übrig bleibt; das Auge erscheint nicht nur dunkler in der Farbe, sondern auch größer und glänzender. Die Augenärzte bedienen sich dieses Mittels, wenn sie das innere Auge untersuchen oder eine Staaroperation unternehmen wollen, und pflegen einige Zeit vorher Belladonnaextract (oder auch das noch wirkungsvollere Atropin) in Wasser aufgelöst, in das Auge zu tröpfeln, um die Pupillenöffnung zu erweitern. Es ist also ein narkotischer Zustand, der sich hier einstellt und dieselbe Wirkung hat das Mittel, wenn es zur kosmetischen Glanzvermehrung des Auges gebraucht wird; die Erweiterung geschieht mithin durch

---

zu sehen. In ein dunkles Zimmer gebracht, glühten die Augäpfel des Knaben wie Feuerkugeln, und bei genauer Prüfung wurde gefunden, daß die Augen wie die einer Katze geformt waren. Der größere Theil der Iris fehlte gänzlich und nur ein kleiner Theil auf der Außenseite eines jeden Auges war sichtbar. In einem dunklen Gemach fand eine unverzügliche Erweiterung der Pupille statt, welche den Knaben befähigte, vollständig klar zu sehen, wo hingegen er im vollen Licht beinahe blind war. Alle Aerzte stimmten darin überein, daß nichts für den Knaben gethan werden konnte. — (Dieser Zustand, der den Augenärzten unter dem Namen „Aniridie“ bekannt ist, kommt häufiger vor und kann durch Eintröpfelung von Atropin sogar künstlich erzeugt werden. Man hat dabei auch die Erklärung für das Leuchten des Katzenauges gefunden, welches dadurch entsteht, daß ein durch die erweiterte Pupille in das Auge einfallendes Licht von der rothen Netzhaut zurückgestrahlt wird. Im Stockfinstern, sozusagen, von selbst leuchten die Katzenaugen niemals. (D. V.)

eine Narkotisation und gewissermaßen zeitweise Lähmung der kontraktilen Fasern der Iris; diese Bemerkung möge hinreichen, um die verehrten Leserinnen vor Anwendung eines so hoch gefährlichen Pseudo-Kosmetikums, welches nach Ansicht des Dr. H. Klencke, dessen „Diätetischer Kosmetik" diese warnende Stimme entnommen ist, leicht den schwarzen Staar zur Folge haben kann, abzuhalten. Es sei noch erwähnt, daß das gefährliche Mittel in der Regel nicht unter seinem wahren Namen, sondern unter den harmlosen, aber verlockenden Bezeichnungen wie „Ointment" oder „Drops for clearness and brillancy of the eyes" — oder den französischen Titeln „Onguent, Baume" und „Teinture pour l'expression des yeux" — ꝛc. in den Handel kommt.

In unmittelbarer Beziehung zur Schönheit des Gesichts steht die Lage des Augapfels in der Augenhöhle. Liegt derselbe ungewöhnlich tief, so erscheinen die Augen hohl, was namentlich bei jungen Leuten einen unangenehmen Eindruck macht. Dagegen gilt es als eine besondere Schönheit des Auges, wenn der Augapfel in einem gewissen Verhältniß über die Augenhöhle hervorragt; während wiederum ein übermäßiges Hervorspringen das Auge unendlich häßlich macht und jenen Ausdruck erzeugt, den man sehr treffend als „glotzäugig" bezeichnet.

Hohl erscheinen die Augen meistens aus zwei Ursachen: 1) wegen zu großer Weite der Augenhöhlen, 2) wegen gänzlichen Mangels oder Verdünnung des fettigen Zellengewebes, womit der Grund und die inneren Seitenwände der Augenhöhlen belegt sind. Beide Umstände wirken entweder zusammen oder einzeln. Im ersteren Falle läßt sich begreiflicherweise nichts dagegen thun, in Betreff des zweiten Falles sollen jedoch einige Erläuterungen gegeben werden.

Die Augenhöhle hat die Form einer liegenden Pyramide, deren weite, ohngefähr viereckige Oeffnung nach vorn, deren Spitze nach hinten gerichtet ist. Die Ränder der vorderen Oeffnung sind zum Theil deutlich sichtbar und ringsherum mit dem Finger abzufühlen. Am meisten springt der obere sanft abgerundete Rand hervor, über welchem die Haut die Augenbrauen trägt, deren flach anliegende Härchen das Auge vor Schweiß und Staub zu schützen haben. Die innere Begrenzung der Augenhöhle bildet

der Nasenrücken. Der Augapfel füllt nur den vorderen Theil der Augenhöhle, und diesen nicht ganz aus; der übrigbleibende Raum ist durch ein Fettpolster ausgefüllt, das elastisch genug ist, um dem Augapfel ein Zurückweichen gegen äußere Gewalt zu gestatten und ihn doch wieder in seine normale Lage vorzudrängen. Ist dieses Fettkissen von Natur zu dick, so wird das Auge dadurch aus seiner regelmäßigen Lage gebracht und springt vor. Ist dagegen die Fettlage des Grundes der Höhlung zu dünn, so zieht sich der Augapfel vermöge der Muskeln und der Zusammenziehung der faserigen Theile, welche den Sehnerv bedecken, zurück, und die Augen erscheinen nun tiefliegend und hohl; hierzu kommt, daß auch das Auge als Organ des Körpers dem Einflusse der Wohlbeleibtheit und Magerkeit in nicht geringem Maße unterworfen ist. Daher kann man es sich erklären, weshalb fast alle mageren Individuen gewöhnlich tiefliegende, die wohlbeleibten hingegen in der Regel hervorragende, in richtiger Stellung befindliche Augen haben, im Fall die Wangen nicht etwa übermäßig aufgedunsen sind und das Auge dadurch in den Hintergrund treten lassen.

Schon aus der bloßen Anführung dieser Schönheitsfehler des Auges wird der Leser einiges für deren Abstellung und Behandlungsweise entnehmen können. So wird sich für diejenigen, welche auffallend tiefliegende Augen haben, und dieser Zustand nicht etwa einem örtlichen Leiden zuzuschreiben ist, leicht der Rath ableiten lassen, nahrhafte Speisen zu genießen, um dadurch die Körperfülle und mit ihr den für die innere Augenhöhlengewandung nöthigen Fettreichthum genügend zu erhöhen; während Individuen, bei welchen der Augapfel zu weit vorsteht, im Interesse ihrer Schönheit sich hinsichtlich der Nahrung nothwendigerweise ein wenig mehr Diät und Entsagung werden auflegen müssen.

Ein nicht unbedeutendes Schönheitsmoment des Auges ist seine normale Größe. Schon die alten Griechen gaben einem mehr großen als einem kleineren Auge den Vorzug und der göttliche Sänger Homer verherrlicht das Auge der Juno sogar als — „ochsenäugig". Auch heute noch hat ein größeres Auge mehr unsern Beifall und gilt allgemein als Schönheitszeichen. Nun ist aber den Anatomen sehr wohl bekannt, daß die Größe des Auges keineswegs von dem Umfange des Augapfels abhängt, welcher im Allgemeinen wenig verschieden ist, sondern lediglich

von der weiteren oder geringeren Oeffnung der Augenlider. Und diese wollen wir jetzt unserer Betrachtung unterziehen.

Auch schon weniger aufmerksame Beobachter werden bemerkt haben, daß der innere Vereinigungspunkt der Augenlider bei allen Menschen ziemlich gleichmäßig ist und daß sich der Spalt auf dieser Seite regelmäßig bis zu den knochigen Theilen des großen Augenwinkels ausdehnt. Daraus geht hervor, daß die beobachteten Verschiedenheiten in der Ausdehnung des Spaltes, oder vielmehr in der Größe des Auges selbst, einzig durch die Lage der äußeren Verbindungspunkte der Augenlider bedingt werden, welche zu eng zusammengezogen sind und dadurch die weitere Oeffnung nach dieser Seite hin zum Nachtheil der Schönheit hindern. Hierzu kommt noch die begründete Wahrnehmung, daß bei Individuen mit großen Augen der Zwischenraum, welcher die äußere Seitenwand der Augenhöhle von dem entsprechenden Verbindungspunkte der Augenlider trennt, kürzer ist, als bei Individuen mit kleinen Augen, oder daß dieser Raum bei den letzteren stets wenigstens sehr beträchtlich ist. Man kann also mit Bestimmtheit annehmen, daß das Auge allein aus dem Grunde kleiner erscheinen kann, weil die Oeffnung der Augenlider nach dem äußeren Verbindungspunkte hin zu gering ist.

Von dieser Ansicht ausgehend hat Dr. Eid *) zunächst an entseelten Körpern eine Erweiterung der Augenlider dadurch versucht, daß er das Band in den äußeren Winkeln mit der Scheere zerschnitten, eine Operation, die namentlich bei der nicht selten vorkommenden Verengung der Augenlider oft nöthig wird, wenn die beiden Deckhäute in Folge einer Verwundung zu weit zusammengewachsen sind. Man kann sich leicht denken, daß eine derartige künstliche Erweiterung dem Auge schönere Dimensionen verleiht. Auch soll die Operation, da eine Oeffnung der Augenlider oft vorgenommen werden muß, von Chirurgen häufig ausgeführt werden. Allein so gefahrlos dieselbe auch sein mag, so glaubt Dr. Eid doch Anstand nehmen zu müssen, dieselbe für alle Fälle da vorzuschlagen, wo zu kleine Augen das Gesicht verunstalten. „Denn“ — sagt er — „mag eine blutige Operation

*) Essai de Calliplastie.

auch noch so unbedeutend sein: wird sie nicht durch die Krankheit eines Organs oder die gehemmte Thätigkeit desselben geboten, sondern nur wegen der wenn auch noch so wünschenswerthen Verschönerung des Gesichts gefordert, so räth die Klugheit, davon abzustehen."

Nur in dem Falle, wo eine auffallende Verengung der Augenöffnung dem Gesicht einen ungemein häßlichen Ausdruck verleiht und eine derartige Entstellung „dem materiellen und moralischen Wohle eines Mädchens offenbar hinderlich sein könnte", will der philantropische Kosmetiker die Operation für räthlich halten. Uebrigens tröstet er sich mit der Voraussetzung, daß kein vernünftiger Arzt ohne die triftigsten Gründe und nur im dringendsten Falle dieselbe vollziehen wird, ein Mißbrauch also nicht zu besorgen sein dürfte.

Was nun die Stärke der Augenlider betrifft, so versteht es sich wohl von selbst, daß ein so sensibles Organ wie das Auge auch nicht in seinen Außengebilden durch Anhäufung von Fett und Zellstoff belästigt sein darf, wenn es nicht den Ausdruck von Schönheit verlieren und dagegen den Charakter einer böotischen Schwerfälligkeit annehmen soll. Eine feine Bildung des reingezeichneten Ober- und Unteraugenlides hebt den Ausdruck des Geistigen und Gefälligen so ungemein, daß bei einer kosmetischen Behandlung des Auges sehr wohl ein Augenmerk darauf zu richten ist. Auch geröthete oder schleimende Augenlider sind sehr häßlich, und da dieselben meist noch mit einem höchst unangenehmen Reizzustande verbunden sind, so räth Dr. Klencke, falls das Uebel nicht etwa schon ärztliche Hilfe verlangt, die geschlossenen Augen jeden Morgen mit einer schwachen Boraxauflösung zu waschen und nach einer Minute mit Wasser zu reinigen.

Nicht minder erhöhen oder verringern die Wimpern durch ihre verschiedene Beschaffenheit sowohl die Schönheit, als den geistigen Ausdruck des Auges. Da jede stärkere Beschattung dem Auge günstig ist, so tragen dunkle Wimpern allemal bei, dem Blick Kraft und Ausdruck zu geben, und verleihen namentlich jugendlichen Gesichtern oft einen unwiderstehlichen tief-sinnlichen Reiz, während entgegengesetzt helle, kurze und dünngesäete Wimpern das Auge nur um so schwächer und matter erscheinen lassen.

Dies wissen nicht nur die orientalischen Frauen, sondern auch die Pariser und Londoner Damen der feinen Welt. Um lange und reiche Wimpern zu erzielen, werden von ihnen die Haarwurzeln mit einem aus Schweinefett und ein wenig salpetersaurem Quecksilber bestehenden Balsam eingerieben und nachher mit einem in warme Milch getauchten Bürstchen gewaschen. Von Zeit zu Zeit werden außerdem die Wimpern mit einem feinen Scheerchen sorgsam und leicht gestutzt. Ob das öftere Abschneiden der Wimpern das Wachsthum derselben beschleunigt, ist nicht ganz erwiesen, man kann es jedoch voraussetzen, da ja auch dem Barte und dem Haupthaar das öftere Schneiden zum Vortheil gereicht. Bloße Pflege allein würde aber doch nur halb zum Ziele führen, wenn die Augenwimpern der nöthigen Färbung ermangeln, und so machen sich denn die fashionablen Schönen auch kein großes Gewissen daraus, durch die Kunst das zu ersetzen, was die Natur ihnen vorenthielt; — und, offen gestanden, ist der Effekt, der durch eine auch nur geringe diskrete Nachhülfe in dieser Beziehung erreicht wird, ein so bedeutender, daß man der kosmetischen Toilettenkunst diesen kleinen Kniff schon zu Gute halten muß.

Wenn auch nicht unmittelbar zum Auge gehörig, aber dessen Ausdruck und Formenschönheit im hohen Grade bedingend, erweisen sich die Augenbrauen. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man sich einmal die Mühe nimmt, sie entweder bis auf eine geringe Spur hinwegzuschminken, oder ihnen mit Tusche oder angeschwärztem Kork eine andere, ungewohnte Gestalt zu verleihen. Dies war der Schönheitspflege von Alters her bekannt; schon die Assyrerinnen und Römerinnen der alten Welt wandten künstliche Mittel an, um die Schönheit und den Ausdruck ihrer Brauen zu erhöhen, und bei den Orientalen bildet namentlich das Malen der Augenbrauen noch heute mit den wichtigsten Theil ihrer Toilettenkunst. Man bedient sich dazu gewöhnlich nur eines zeitweise haftenden Farbestoffes, der sich leicht wieder entfernen läßt, und findet in der chinesischen Tusche hierfür das einfachste Mittel.

Was die natürliche kosmetische Einwirkung auf die Bildung der Augenbrauen betrifft, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, hin und wieder ein günstiges Resultat zu erzielen. So wird einer fehlerhaften Richtung der Brauenhaare

schon dadurch abzuhelfen sein, daß man sich zur Glättung der wider den Strich laufenden Haare eines dicken kosmetischen Präparats bedient, welches eine Zeit lang angewendet werden muß, und sollte sich diese Unebenheit bei einem Kinde zeigen, so wird man schon dadurch Abhilfe schaffen können, daß man die widerspenstigen Haare mit dem feuchten Finger von der Nasenwurzel nach den Schläfen hin längere Zeit unausgesetzt zurückstreicht. Bei zu schwachen Augenbrauen hat sich das öftere Rasiren derselben und widerholte Reizung des Haarbodens in vielen Fällen als bewährt erwiesen, und wo die Natur des Guten zu viel gethan hat, d. h. die Brauen zu dick und buschig gewachsen sind, wird man durch ein vorsichtig angewandtes Enthaarungsmittel, am besten durch Ausziehen der überzähligen Haare, eben auch Hülfe schaffen können. Natürlich müssen derartige Prozeduren immer mit einem gewissen Verständniß und der nöthigen Vorsicht ausgeführt werden.

Jeder ausgeprägte Kopf hat meist schon von Natur die ihm zukommenden, seinem Charakter eigenthümlichen Augenbrauen. Bei einer Blondine von zartem Teint und feinen Zügen, sind die Augenbrauen in der Regel dünn und blaß; dichte starke Augenbrauen würden störend sein, es wäre daher also widersinnig, dieselben verdichten und färben zu wollen. Eine Brünette von ernstem Gesicht bedarf schwarzer, voller, starkgeschweifter Augenbrauen, wären sie zufällig blond, so wird ein klein wenig Nachhülfe nach den soeben gegebenen Andeutungen kein Vergehen für sie sein.

Im allgemeinen hat man es gern, welchem Typus auch eine Frau angehöre, und in noch höherem Grade bei einem Mädchen, daß die Augenbrauen zart, schön geschweift sind und zwei feine Bogen oberhalb der Augen bilden, deren korrekte Zeichnung keinem Tadel unterliegt. Diese Beschaffenheit, auf welche fast alle orientalischen Völker einen so großen Werth legen, trägt nicht wenig dazu bei, dem Antlitze einen anziehenden, reizvollen Ausdruck zu geben. — Dem männlichen Gesichte geben dichte, dunkle und lange Augenbrauen einen ungemein kräftigen Ausdruck, so daß man den Mangel derselben in der That eine weichliche Entstellung nennen kann. Man hat an großen Männern oft, z. B. an Türenne, völlig zusammengewachsene Augenbrauen gefunden. Für eine Frau haben Augenbrauen, welche über der

Nase zusammenlaufen, nichts Zierliches, vielmehr müssen die innern Spitzen derselben beträchtlich getrennt sein. Dadurch wird die Nasenwurzel freier, und das Gesicht erhält zugleich einen anmuthigeren Ausdruck. Wir sind in diesem Punkte mit den Alten verschiedener Meinung; dem Gesichte römischer Damen sollten verbundene Augenbrauen den Charakter der Schönheit aufdrücken. Ihr Geschmack war in dieser Beziehung so entschieden, daß sie zu künstlichen Mitteln ihre Zuflucht nahmen, um die Augenbrauen dahin zu verlängern, wo wir sie unbedingt vertilgen würden. Schon Ovid bemerkt darüber, wenn er in seiner „Kunst zu lieben" sagt:

„Künstlich wißt ihr der Brau'n haarlose Grenzen zu füllen,
Und dem gesunden Gesicht klebet ihr Pflästerchen auf."

Aus dem hier und weiter oben Angeführten geht nun wohl zur Genüge hervor, daß einem so zarten und empfindlichen Organ, wie dem Auge gegenüber, der Kunst der örtlichen Verschönerung in der That sehr enge Grenzen gezogen sind. Es ist aber mit der Schönheitspflege genau wie mit der Gesundheitspflege: man denkt erst immer daran, wenn es zu spät ist. Wie viele Augen werden nicht nur hinsichtlich ihrer Gesundheit, sondern, was ja hiervon ganz unzertrennlich ist, auch in Bezug auf ihre Schönheit schon in der Jugend verdorben. Wo kommen gerade in Deutschland schon in so vielen jugendlichen Gesichtern die blöden Augen, die der Physiognomie einen so auffallend matten und krankhaften Ausdruck geben, her? — Die Frage ist, Gott sei Dank, in den letzten Jahren stärker ventilirt worden, als früher, und man hat gefunden, daß es zum großen Theil — die Schulbank ist, die dieses Uebel verschuldet. Der bekannte Augenarzt Professor Herrmann Cohn in Breslau hat vor einigen Jahren mit namhaften Helfershelfern an vielen Tausenden von deutschen Schulkindern eine Statistik über die Kurzsichtigkeit

derselben aufgestellt und ist dabei zu so horrenden Zahlen gelangt, daß jeder Menschenfreund zu tiefstem Mitleid angeregt wurde. — Die Kurzsichtigkeit der Deutschen ergiebt sich auch noch aus folgender Mittheilung: „Nach Dürr's Berechnung wird in Deutschland von den Schülern vom 10. bis 19. Jahre eine Augen-Arbeit von 20,000 Stunden und darüber verlangt, in Frankreich nach den neuesten Bestimmungen von etwa 19,000 und in England von 16,500 Stunden. Dagegen erhalten die Schüler zum Turnen während der Schulzeit in Deutschland 650 Stunden, in Frankreich 1300 und in England 4500 Stunden zu gemeinschaftlichen Uebungen und Spielen."

Man ist nun allerdings dem Uebel näher getreten, hat seinen Ursachen nachzuspüren gesucht und auf Abhülfe gesonnen. Bisher hatte man eben nur ein Mittel, welches gegen das so früh auftretende Leiden angewendet wurde und das waren Brillen. Nun haben aber Augengläser nur einen augenblicklichen Nutzen, müssen in der Regel bald verschärft werden und gereichen dem Ausdruck des Auges ganz entschieden zum Nachtheil. Fast jedes Auge wird durch fortgesetzten Gebrauch einer Brille blinzlich und blöde; und was den ästhetischen Eindruck betrifft, den ein bebrilltes Auge hervorbringt, so dürfte wohl der Umstand schon zu seinen Ungunsten sprechen, daß das Tragen einer „Augenkrücke", wie man die Brille mit Recht genannt hat, jederzeit auch einen krankhaften Zustand des Auges voraussetzt. Ein alter gelahrter Universitäts-Professor kann vielleicht noch gelahrter und würdiger hinter einem Paar großen Brillengläsern aussehen, das Gesicht eines gesunden jungen Menschen aber gewinnt keinenfalls dadurch. Wenn nun aber gar junge Mädchen ohne Noth mit einem Pince-nez oder Lorgnon kokettiren wollen, in der Meinung wohl obenein, den Ausdruck des Auges dadurch zu erhöhen, dann hört die Geschichte der Schönheit auf und der wohlmeinende Kosmetiker kann spazieren gehen.

Es wird hier am Platze sein, ein wenig nachzuforschen, wie diese, Gesundheit und Schönheit des Auges störende Kurzsichtigkeit entsteht. Mit Hülfe des Augenspiegels hat Professor Ed. Jäger aus dem inneren Bau des Auges festgestellt, daß nicht weniger als 78 Prozent Augen schon gleich nach der Geburt mit Kurzsichtigkeit behaftet sind. Dieses scheinbar erschreckende Resultat wird jedoch dadurch gemildert, daß es sich

einmal in der frühesten Kindheit nie um höhere Grade von Kurzsichtigkeit handelt, sondern nur um die geringsten Grade, sodann aber auch das Wachsthum des Auges unter geeigneten äußeren Verhältnissen viel dazu beiträgt, daß die angeborene geringe Kurzsichtigkeit allmählich schwindet und einem normalen Verhältniß Platz macht.

Das Wachsthum der Augen ist an und für sich ein sehr eigenthümliches. Auffällig erscheint es, daß Kinder so große Augen haben und daß bei dem Vergleich der sämmtlichen übrigen Körpertheile das Auge scheinbar gar kein oder nur ein geringes Wachsthum erfährt.*) Da es sich nun hierbei allerdings nur um sehr geringe Dimensionen handelt und die Maße, um welche die Durchmesser des Auges wachsen, noch geringer sind, so muß ein nur unbedeutendes Ueberwiegen des Wachsthums in der Richtung der Augenaxe schon eine beträchtliche Kurzsichtigkeit erzeugen. Kurzsichtig ist nämlich ein Auge, wenn die Netzhaut des Auges zu entfernt von der Krystalllinse liegt, weit- oder übersichtig hingegen, wenn diese Distanz zu kurz ist. Es fragt sich daher, welche Einflüsse sind geeignet, die Fortentwickelung in der Längenaxe des Auges zu begünstigen; welche Einflüsse aber wirken dieser schädlichen Entwickelungsrichtung entgegen?

Als förderlich für die Fortentwickelung der Kurzsichtigkeit ist entschieden das anhaltende Sehen in die Nähe und auf kleine Gegenstände, als hinderlich dafür und deshalb als nützlich die vorwaltende Beschäftigung mit dem Blick in die Ferne und auf große Gegenstände zu bezeichnen. Es folgt daraus die Regel, daß man kleine Kinder streng davor hüten muß, sich viel mit nahen Gegenständen, z. B. mit zu kleinem Spielzeug, zu beschäftigen, und daß man darauf zu achten hat, schon den Blick der Kinder, wenn nicht außergewöhnliche Verhältnisse vorliegen, auf entfernte und große Gegenstände zu richten. Das Sehen in

---

*) Eine tiefsinnige Symbolik hat Jakob Grimm den großen Kinderaugen untergelegt. Indem er nämlich die Ursprünglichkeit des deutschen Märchens bezeichnen wollte, hat er dasselbe mit dem Auge eines Kindes verglichen, welches schon die ganze Welt zu einer Zeit in sich trägt, wo der übrige Körper noch völlig unselbstständig ist, und welches scheinbar nicht mehr wächst, während die übrigen Körpertheile sich mehr und mehr entwickeln.

die Ferne und auf große Gegenstände hat außerdem noch den Vortheil, daß es die Augenöffnung erweitert und dem Auge schon in der Jugend einen offeneren und schöneren Ausdruck verleiht.

Der größte Feind für die zu Kurzsichtigkeit veranlagten Augen ist — wie bereits erwähnt — die Schule. Es ist Thatsache, daß sich die Kurzsichtigkeit meist während der Schuljahre steigert und zwar theils wegen der fortdauernden Beschäftigung mit oft sehr kleinem Drucke, theils wegen der in vielen Schulen so mangelhaften Beleuchtung, welche noch mehr zum Annähern der Augen an das Buch zwingt, weil wir ein- und denselben Gegenstand, den wir bei großer Helligkeit schon aus der Ferne zu erkennen vermögen, bei geringerer Helligkeit nur in entsprechend größerer Annäherung deutlich sehen. Nun müssen Kinder lesen lernen, indem ihre Augen auch die kleinste Gestaltsverschiedenheit der Buchstaben, z. B. ein n und ein u sogleich zu erkennen geübt werden. Solche feine Unterschiede werden um so schwieriger erkannt, je kleiner die betreffenden Buchstaben sind; deshalb pflegen auf solche Dinge die Kinder sich mit Uebermaß hinzubeugen und die Folge davon ist die Entwickelung der Kurzsichtigkeit oder falscher Augenstellungen. Es giebt kein Mittel, diesen naturgemäßen Drang der Kinder zur Annäherung zu verhüten, als daß man ihnen die ersten Buchstaben nur in großen deutlichen Formen zeigt, welche an der Tafel, d. h. aus der Ferne, ihnen gezeigt werden. Das Buchstabenlernen aus Büchern ist entschieden verwerflich, wenn nicht (wie es häufig schon der Fall ist) alle Leseübungen mit großen, fetten Buchstaben gedruckt sind. Nur wenn die Erkenntniß aller Buchstaben schon eine geläufige geworden ist, kann es gestattet werden, allmählich zu immer kleineren Buchstaben, bis endlich zum gewöhnlichen Bücherdruck überzugehen.

Die Entfernung, in welcher sich die Augen beim Lesen aus Büchern und beim Schreiben zu halten haben, ist nun ein zweiter wichtiger Punkt für die Erhaltung und Erziehung guter Augen. Niemals darf eine größere Annäherung als auf 25 bis 30 cm. gutgeheißen werden, und bei Augen, denen es in dieser Entfernung unmöglich ist, obigen Druck deutlich zu sehen, ist eine Nachhülfe, sei es durch größeren Druck, sei es in geeigneten Fällen durch das Tragen von Brillen zu beschaffen. Um nun aber diese richtige Entfernung unter allen Umständen zu er-

7

möglichen, ist nichts so wichtig, als die richtige Höhe der Schulbänke im Verhältniß zum Lesepult.

Werden diese hier gegebenen Vorschriften unbeachtet gelassen oder nicht befolgt, so können sich durch das angestrengte Nahesehen bei Kindern außer der Kurzsichtigkeit auch noch andere die Schönheit des Auges höchst störende Zustände entwickeln, wie z. B. das Auswärtsschielen oder der sogenannte „schräge Blick".

Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß das Schielen zu den häßlichsten Gesichtsstörungen gehört und selbst das schönste Antlitz, die anmuthigsten Züge verunstalten kann. Je nach den Ursachen, aus denen es hervorgeht, und der Abweichung von der normalen Augenstellung, giebt es verschiedene Arten von Schielen; es giebt ein Schielen nach innen, nach außen, nach oben und nach unten. Ebenso kann der Grad des Schielens ein sehr verschiedener sein; er wird bestimmt durch den Schielwinkel, d. i. der Winkel, den die Blicklinie des Schielauges in ihrer Schiefstellung mit derselben Blicklinie in ihrer richtigen Stellung einschließt. Der Grund des Schielens liegt stets in der Verkürzung (nicht aber Lähmung) eines Augenmuskels, so daß das schielende Auge je nach dem Grade der Verkürzung mehr oder weniger von der zum andern Auge symmetrischen Stellung abgelenkt gehalten wird. Ursache dieser Verkürzung kann sein: ein angeborener krankhafter Zustand des Muskels oder auch — wie wir oben gesehen haben — durch Gewöhnung anerzogene Verkürzung. Besonders in letzterem Falle sehen wir das Schielen unter unsern Augen allmählich zunehmen. Oft tritt erst nur für Augenblicke die Schiefstellung ein, und sogleich darauf haben die Augen wieder die normale Stellung; oft zeigt sich auch nur der Grad des Schielens verschieden je nach der Anstrengung der Augen, und es bleibt stets ein gewisser Grad von Schielen auch in der Ruhe zurück, welches periodisches Schielen genannt wird.*)

Wie schon oben angedeutet, ist seit der Erkenntniß der Ursache des Schielens in Folge gewisser Sehanstrengungen die

*) Die hier gegebenen Aufklärungen über die Kurzsichtigkeit und das Schielen sind zum Theil dem Heyman'schen Buche: „Das Auge und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande", (Leipzig, J. J. Weber) entnommen.

Verhütung desselben eine Sache der Möglichkeit. Freilich bietet die Kindheit, in der die Kur vorzunehmen ist, oft unüberwindliche Schwierigkeiten, da der kindliche Geist nicht Willensstärke genug besitzt, um sich den strengen Vorschriften der Abgewöhnung auf längere Zeit zu unterziehen. Wo diese Gewöhnungskur dann nicht gelingt, oder das Leiden bereits so eingewurzelt ist, daß auch in der Ruhe der Augen die Schielstellung fortbesteht, da bleibt Hülfe nur noch durch die Operation, deren Erfolg bei dem heutigen Stande der Augenheilkunde zu dem Vollkommensten gehört, was in der Chirurgie geleistet wird. — Ganz ohne Nutzen sind die früher viel gebräuchlichen Schielbrillen, die anstatt der Gläser zwei dunkle Metallscheiben enthalten, deren jede in der Mitte mit einem runden Loch versehen ist. Man glaubte nämlich früher, daß durch eine solche Brille die Augen gezwungen würden, jedes durch das ihm vorgesetzte Loch zu sehen, nur vergaß man dabei, daß sich jedermann leicht damit begnüge, nur mit einem Auge zu sehen, und daß zum Zwecke des Sehens wir gar nicht gezwungen sind, beide Augen zugleich anzuwenden. Es pflegte daher die Schielstellung unter diesen Schielbrillen ruhig fortzubestehen.

Es ließen sich hier noch verschiedene andere Schönheitsfehler des Auges anführen, die der ärztlichen Behandlung anheimfallen; da dieselben sich in der Regel aber nicht nur äußerlich, sondern zugleich auch durch Schmerzen im Auge, durch Flimmern und andere Sehstörungen zu erkennen geben, so wird wohl jeder nur einigermaßen denkende Patient von selbst auf das Nothwendige hingeführt werden, d. h. so bald als möglich ärztliche Hilfe aufzusuchen. Und diese kann und muß ihm um so mehr dringend empfohlen werden, als bekanntlich kein anderes Organ so empfindlich in seinen Bestandtheilen und zugleich so unersetzbar nicht nur für die Schönheit, sondern auch für das übrige Wohl des Menschen ist, als das Auge.

IV.

Nasenbildung.

Es dürfte wohl der Ausschreibung einer Preisfrage werth sein, um endlich einmal zu erfahren, wie die Nase eigentlich in den Ruf einer „komischen Figur" gekommen ist? Denn wenn sie nun wirklich auch zuweilen in etwas ungehörigen Dimensionen vorhanden ist, oder in possirlichen, verzwickten Gestaltungen zu Tage tritt — das finden wir ja doch auch bei anderen Gesichtstheilen. Auch wüßte ich nicht, daß ihre zuweilen verdächtige Färbung, die die böse Welt so gern mit einer gewissen heimlichen Neigung für alkoholhaltige Flüssigkeiten in Kontakt bringen will, ein gar so komisches Zeichen wäre? — Sogar der berühmte Wollapostel Dr. Jäger hat es nicht vermocht, der Nase selbst durch Uebertragung des erhabenen Postens eines „Seelen-Detektivs" ernsteren Respekt zu verschaffen. — Man hat auch mit der Nase kein eigentliches Mitleid, und eine Anschwellung, eine Entzündung, eine Verwundung, ja selbst ein impertinenter Auswuchs — kleine Leiden, die an jedem andern Gesichtstheile, trotz ihrer Geringfügigkeit bei unsern Mitmenschen stets ein gewisses Mitgefühl in Anspruch nehmen — finden, wenn sie an der Nase erscheinen, meist nur ein ironisches Bedauern.

Es ist mir auch nicht bekannt, daß jemals ein Dichter die Nase in ernsthafter Weise besungen hätte; wenn wir nicht etwa den poetischen Erguß Salomonis im „Hohen Liede," der die Nase seines Schönheits-Ideals mit dem „Thurm auf Libanon, der gegen Damaskus siehet" vergleicht, dahin rechnen wollen. Wohl aber fehlt es nicht an Spottnamen und mehr oder weniger beleidigenden Ehrentiteln, die man diesem vornehmen Organ in geringschätziger Weise beigelegt hat. Da sind

zunächst die Namen, die auf eine Thierverwandtschaft hinzielen, wie Adlernase, Habichtnase, Widder- (oder Ramms-) Nase, Pferdenase, „Rüssel", Mopsnase u. s. w. — dann die dem Pflanzenreiche entnommenen lieblichen Bezeichnungen, wie Gurke, Pomeranze, Zwiebel und Kartoffelnase und schließlich die allgemein gehaltenen, aber eben auch nichts weniger als schönen Epitheta, wie Riechhorn, Zinken, Zacken, Haken, Gesichtserker, Vorgebirge u. s. w. — alles Namen und Bezeichnungen, die durchaus nicht geeignet sind, unsern Respekt vor der Nase zu erhöhen.

Und dennoch ist die Nase nicht nur von hervorragendem, physiognomischen Werthe, sondern auch ein wirkliches Schönheitsattribut des Angesichts. Gleich einer Königin thront sie im Antlitz und beherrscht wie kein anderer Gesichtstheil das Reich der Physiognomie. Auch die Schönheit der umliegenden Partien wird durch die Gestalt der Nase gewissermaßen bedingt und regulirt, denn selbst die regelmäßigsten Züge gelangen nicht zur Geltung, wenn eine unschöne oder mißgestaltete Nase in ihrer Mitte prangt.

Ueber die physiognomische Bedeutung der Nase äußert sich Carus in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" wie folgt: „Die Nase ist es, durch welche der Charakter des menschlichen Antlitzes am entschiedensten bezeichnet wird. Kein Thier hat eine eigentliche Nase, sondern das Analogon dieses Gebildes liegt dort flach oder gar nicht von der Kiefergegend getrennt. Selbst in den menschenähnlichsten Affen fehlt fast überall seine Erhebung und nur der Kaho (Sēmnopithecus nascia) hat eine rüsselartig weit vorstehende Nase, die aber mehr wie eine Karrikatur auf die menschliche Bildung erscheint." — Um die hohe Bedeutung der Nase für ideale Gesichtsbildung wahrzunehmen, dürfen wir auch nur die Unterschiede beobachten, die sich in der Nasenform der verschiedenen Menschenrassen zeigen, denn gradezu erstaunlich ist der Abstand, welcher sich in der edlen Bildung der Nase eines civilisirten Europäers und der thierartig plattgedrückten Mißgestalt eines Hottentotten oder Australnegers zu erkennen giebt. —

Auch Lavater hat der Nasenbildung eine hohe physiognomische Bedeutung beigelegt; er nennt die Nase nicht nur „das Ehrenzeichen des menschlichen Angesichts, das Symbol des Geschmackes, der Empfindsamkeit und des Gefühls", sondern

geht sogar so weit, allen Ernstes die Fürsten zu ermahnen, wenn sie gut berathen sein wollen, ihre Minister nach der Nase auszusuchen und ruft in seinen „physiognomischen Fragmenten" pathetisch aus: „O, ihr Fürsten, wenn ihr eure Minister wählt, so seht euch vor allem ihre Nasen an! Starke Nasenwurzeln sucht und stellt um euren Thron her!" — So soll auch Napoleon I. zu seinen Generälen gern diejenigen ausgewählt haben, welche Adlernasen hatten, weil er ihnen mehr Muth und Entschlossenheit zutraute.

Daß die Nase demnach eine dominirende Stellung im Gesicht einnimmt und auf den Gesammtausdruck desselben einen hochbedeutenden Einfluß hat, bedarf durchaus keiner näheren Erörterung.

Eine wohlgeformte Nase soll an ihrer Wurzel eine leichte Höhlung haben, (also nicht, wie in den griechischen Profilen, mit der Stirn glatt verlaufen). Von vorn gesehen, muß der Rücken der Nase eher breit als schmal und auf beiden Seiten parallel sein; doch ist es nothwendig, daß diese Breite gegen die Mitte ein wenig auffälliger wird. Das Ende der Nase darf weder plump noch fleischig verlaufen und die untere Contur muß mit Genauigkeit und Schärfe weder zu spitz noch zu breit gezeichnet sein. Von vorn gesehen, müssen die Flügel der Nase deutlich hervortreten und die Nasenlöcher sich nach unten wohlgefällig verkürzen. Im Profil darf der Untertheil der Nase nur ein Drittel ihrer Länge einnehmen. Die Nasenlöcher müssen nach vorn mehr oder weniger spitz zulaufen und nach hinten sich runden; sie müssen im allgemeinen sanft bogenförmig geschweift und durch das Profil der Oberlippe in zwei gleiche Theile getheilt sein.

Dies wären im allgemeinen die Grundregeln für eine normale Nasenbildung, die Hauptsache aber ist dabei; daß die Nase in's Gesicht paßt und mit dem Charakter der übrigen Züge übereinstimmt. Und da hat Mutter Natur, wie launisch sie auch sonst bei Vertheilung der Nasen mitunter zu Werke gegangen sein mag, im großen und ganzen doch eben auch wieder dafür gesorgt, daß jeder so ziemlich das ihm zupassende Exemplar erhalten hat, denn wir finden selten in einem langen schmalen Gesicht eine klobige, sogenannte „Kartoffelnase," oder in einem runden Gesicht eine magere Habichtsnase; wenn wir aber dennoch

diesen Kontrasten begegnen, dann ist die Wirkung natürlich um so drastischer. Wie sehr eine nicht in das Gesicht passende Nase den Ausdruck desselben verändert, ist namentlich unsern Bühnenkünstlern bekannt, und selbst Artisten von Ruf verschmähen es nicht, sich bei Herstellung ihrer Masken mit künstlichen Nasen zu Hülfe zu kommen.

Lange Zeit hat man die klassisch-griechische Nase als das Ideal der Nasenform hingestellt und mit Recht kann man diese Form wohl zugleich als das Modell vollendeter Schönheit ansehen, nur muß man dabei nicht vergessen, daß zu einer griechischen Nase auch ein griechischer Kopf gehört; eine solche Uebereinstimmung dürfte aber gerade in unserer Zeit, wo sich die Kopfformen fast aller Nationalitäten gekreuzt haben, selten gefunden werden. Zum Trost und zur Beruhigung aller Inhaber nicht-griechischer Nasen mögen daher einige, dieses Thema behandelnde treffende Bemerkungen von Dr. Klencke hier angeführt sein:

„So lange eine Nase innerhalb der Formenschranken unserer kaukasischen Rasse sich gestaltet, müssen wir sie als zugehörig mit günstigen Augen beurtheilen, und im allgemeinen finden wir auch, daß sie ihrem Gesichte angemessen ist. Unschön und störend sind nur die zu langen, zu weit vorstehenden, verhältnißmäßig zu großen, breiten, klobigen, bucklig-höckerigen, die zu stark gekrümmten oder zu kreisschnittförmig ausgeschweiften, die zu kleinen, dachlosen, niedergedrückten, nur bis auf eine Fleischkugel oder in Nabelform vortretenden Nasen; ferner die mit aufgerichteten Nasenlöchern und in die Höhe stehenden scharfen Spitzen, und selbstverständlich die mongolischen und aethiopischen Nasenformen. — Jedes Gesicht, in dessen weite, aufwärts stehende Nasenlöcher das Auge blickt, (und sozusagen die Sonne hineinscheint), ist unschön und wird leicht zum Caput mortuum. Unsere Leser werden beifällig die Duldung anerkennen, mit welcher wir nur die Extreme aus dem Bereiche der kosmetischen Berechtigung ausschließen und alle Formen der Nase gelten lassen, die dem Gesichte individuell irgend einen Ausdruck und Charakter geben. Es würde gegen die Kosmetik sein, wollte man dem muthwilligen, schäkernden und schelmischen Blondinchen das kleine, gefällige, kecke Stutznäschen vorwerfen und ihm die strenge, gerade, junonisch würdige Griechennase anwünschen; wie unschön und

wirkungslos würde es auch sein, wenn eine schöne, hohe Juno die Nase der herrlichsten Römerin besäße, oder die gepriesenste Jüdin ihre gebogene Nase, die dem kühnen Schwunge ihrer schwarzen Augen- und Stirnbögen entspricht, mit der geradlinigen, fast senkrechten, schmalen Nase einer klassischen Schönheit des Olymps vertauschen könnte, wenn ein rundes oder breites Gesicht, eine lange, schmale, spitze, ein lang ovales Gesicht eine kurze oder aufgestülpte Nase trüge. Das Ensemble allein ist Maßstab für die kosmetische Beurtheilung der Nase; entspricht sie der Harmonie des Ganzen, des Gesichtscharakters, so mag sie Adler-, Falken-, junonische, römische, griechische, Spitz- oder Stumpfnase sein, sie ist berechtigt und deshalb relativ schön oder wenigstens gefällig." —

Es soll nun unsere Aufgabe sein, das für Schönheit und Ausdruck des Gesichts so hochwichtige Organ in seiner Entwickelung zu verfolgen und nachzuforschen, wie weit es der kosmetischen Fürsorge schon von früher Jugend an gestattet sein dürfte, vortheilhaft auf die Formation dieses Gebildes einzuwirken.

Ganz im Gegensatz zu der Grundform des Auges, welches, wie wir oben gesehen haben, beim neugeborenen Kinde im Verhältniß zum übrigen Körper zu groß erscheint, ist die Nase unter allen äußeren Organen am wenigsten entwickelt und erweist sich bei der Geburt des Kindes wie ein kleiner unbedeutender Knorpel, zumal wenn man die Größe, die sie in der Zukunft erhält, mit in Anschlag bringt. Der meist stumpfe untere Theil der Nase krümmt sich leicht rückwärts nach oben und stellt die Oeffnung der Nasenlöcher sehr zur Schau, was die natürliche Folge der Abkürzung dieses Organs ist. Die Nasenlöcher sind nur erst wenig in die Länge entwickelt, obgleich die Wölbung, welche sie unter sich bilden, verhältnißmäßig sehr weit ist. (Höchst drollig sieht die Nase bei neugeborenen japanischen Kindern aus; sie besteht da faktisch nur in zwei kleinen Löchern im Gesicht, denn von einem Vorsprung ist an dem runden, einer großen Kartoffel, selbst auch in der Farbe, nicht ganz unähnlichen Köpfchen so viel wie nichts zu sehen.)

Mit dem fortschreitenden Alter dehnt und verlängert sich alsdann das ganze Organ, bis es endlich die Gestalt einnimmt, welche dem Antlitz so vollständig den Typus des Menschlichen

und unter Umständen wirkliche Majestät verleiht. Beim zunehmenden Wachsthum bilden die Knorpel die Spitze und die mittlere Parthie der Nase, also hängt es sozusagen von ihrer Gestaltung, von den Konturen und Wellungen, welche sie annehmen, ab, ob die Nase dereinst schön oder häßlich wird.

„Es muß wohl als zweifellos angesehen werden," — sagt der bekannte Nasenarzt (Dr. Maximilian Bresgen in Frankfurt a. Main) — „daß auch innerhalb eines einzigen Menschenlebens die Nase edlere Form annehmen kann. Die Erziehung des Einzelmenschen, die Bildung seines Geistes und Charakters hat ganz erheblichen Einfluß nicht nur auf den Gesichtsausdruck im allgemeinen, sondern damit auch ganz besonders auf die körperliche Beschaffenheit der Nase." — Auch der bekannte Bonner Gelehrte Hermann Schaafhausen ist in einer anregenden Abhandlung über Physiognomik (im „Archiv für Anthropologie") der Meinung, daß die Kultur auf die Nase von Einfluß ist, „indem sie den Rücken derselben erhebt und den Einschnitt in der Nasenwurzel fast verschwinden läßt." Desgleichen darf man wohl auch dem Klima einen Einfluß auf die Nasenbildung zuschreiben. Häufige Schwellungen der Nasenschleimhaut in kalten und feuchten Gegenden bedingen vielleicht in Holland und England die Häufigkeit großer Nasen, mit denen auf ägyptischen Wandgemälden auch nordische Völker ausgestattet sind.

Es ist auffällig, daß die Nase noch in spätern Lebensjahren zu wachsen scheint; dies hat jedoch seinen Grund darin, daß in der letzten Periode des Lebens die die Nase bedeckende Haut meist gefäßreicher und fleischig wird, eine Veränderung, die sich im Aeußeren durch eine ungleiche und ausgespreizte Oberfläche, zuweilen sogar durch wirkliche, knospenartige Auswüchse zu erkennen giebt. Andererseits trägt aber auch die in späteren Jahren oft eintretende Abmagerung des Gesichts, das Einsinken der Augenhöhlen und das durch Verlust der Oberzähne veranlaßte Zurücktreten der Oberlippe zu diesem scheinbaren Wachsthum der Nase bei.

Die Entwickelung der verschiedenen Formen der Nase, die Modellirung derselben, ist, wie Professor Roßbach in seinen „Vorlesungen über Nasenkrankheiten" auseinandersetzt, abhängig von der Thätigkeit der Nasenmuskeln. Die Stumpfnase oder in die Höhe gerichtete Nase beruht nach ihm offenbar auf einer

angeborenen oder durch Mangel an Gebrauch bedingten Schwäche der die Nasenöffnung verengenden und die Nase streckenden Muskulatur. „Der Ausdruck energischen Wollens und Trotzes wird hingegen, wie man leicht beobachten kann, durch tonische Kontraktion einer größeren Anzahl von Muskeln des Kopfes und des Gesichts bewirkt. Die Zähne werden durch die Thätigkeit der Kiefermuskeln fest aufeinandergepreßt, der Mund wird fest geschlossen, die Nase selbst aber durch die erwähnten Muskeln herabgezogen und convexer gekrümmt, die Nüstern werden eckiger, die Augenbrauen zusammengezogen und die Stirn in Falten gelegt. Kommen derartige tonische Kontraktionen in Folge psychischer Vorgänge häufiger vor, so werden natürlich die betreffenden Muskeln, wie alle stark angestrengten Körpermuskeln, sich mächtiger entwickeln und einen erhöhten Tonus behalten, also wird das Gesicht auch in scheinbarer Ruhe ausdrucksloser werden."

„So geben seelische Vorgänge im Menschen," — sagt Roßbach dann weiter — „das Erwachen schlummernder Leidenschaften, der Nase allmählich eine edlere Modellirung. Stumpfe und in die Höhe gerichtete Nasen werden umgekehrt eine immer ausdrucksloserе Form annehmen, wenn ihre Inhaber nicht oft von Gedanken gequält, von Leidenschaften heimgesucht werden. Insofern ist in der That aus dem Aeußern des Menschen ein Schluß auf seine innere, seelische Beschaffenheit zu ziehen."

„Eine fein gezeichnete, edle Nase kann dem Menschen angeboren sein; seine Vorfahren können sie auf ihn vererbt haben, indem sie selbst durch ihre Geisteskraft, sowie durch ihre Leidenschaften eine immer bessere Modellirung der Nase fertig brachten. Aber es kann auch eine von Geburt plumpere Nase durch die geistige Zucht schon in einem Menschenalter veredelt werden. Daher unterscheiden sich auch stets die geistig regsameren Städter durch ihre feineren Züge und namentlich ihre edleren Nasen von den gröberen der Bauern. Dabei wird natürlich die durch energische Muskelbethätigung als Ausdruck geistiger Zustände besser modellirte Nase sich anders gestalten, je nach dem angeborenen Bau der Nase." —

Aus dem hier beschriebenen Entwickelungsprozeß der Nase geht zugleich hervor, daß dieselbe nicht selten erheblichen Entstellungen unterliegen kann. Es handelt sich dabei entweder um Schiefstellung der ganzen Nase, oder um Ausbiegung der Nasenscheidewand. Die Schiefstellung der Nase ist nach Professor

Busch*) entweder ein vitium primae formationis, indem die eine Hälfte der Nase schwächer angelegt ist als die andere; oder sie ist veranlaßt durch Druck im Uterus, resp. bei der Geburt, besonders wenn die letztere sehr lange dauert und durch das Anlegen der Zange beendet werden muß, oder endlich, sie kann entstehen durch Einwirkungen, welche im spätern Leben die Nase treffen, wie schwere Kontusionen oder Frakturen, die in schiefer Stellung zur Heilung kommen. Das Mittel zur Geraderichtung besteht in häufigem Druck mit den Fingern, welchen der Patient selbst seiner Nase angedeihen läßt, um sie von der schiefen Richtung zurückzudrängen; ein Verfahren, welches schon im vorigen Jahrhundert von Quelmalz**) angewandt wurde, doch wird man nur selten die Ausdauer finden, welche die Rückbiegung der Nase Jahre hindurch erfordert.

Als wirksamer giebt Professor Busch daher folgende Methode an: „Ein aus Stahl gefertigter und mit Leder gepolsteter Gürtel umfaßt in Stirnhöhe den Kopf. Von demselben gehen zu beiden Seiten der vorderen Mittellinie zwei kleine federnde Stahlstäbchen mit Lederplatten an den Spitzen nach abwärts, welche in ihrer Länge darauf eingerichtet sind, daß sie sich gegen die hervortretenden Punkte der Nasenkrümmung anlegen und dieselben durch Druck und Gegendruck zurückdrängen. Wird dieser Stirngürtel im kindlichen Alter, etwa zwischen dem 6. und 12. Jahre konsequent angewandt, so ist es wohl zu erwarten, daß derselbe den Ausgleich bewirkt. Auf alle Fälle gehört jedoch längere Zeit dazu, um mit dieser Methode erhebliche Erfolge zu erzielen." — Professor Busch kommt alsdann auf den schon schwierigeren Fall von schiefgestellter Nasenscheidewand zu sprechen, giebt aber auch dafür ein allerdings schon mehr chirurgisches Heilverfahren an.

Ganz eingehend hat sich Doctor Eid mit der Orthopädie der Nase beschäftigt und führt in seiner bereits mehrfach erwähnten „Calliplastie" verschiedene glückliche Kuren an. So berichtet er u. a. von einem fünfzehnjährigen Mädchen, welches durch das Anschwellen der fleischigen und knorpeligen Theile ihrer

---

*) Allgemeine Orthopädie, Gymnastik und Massage von Prof. Dr. Fr. Busch in Berlin. — Leipzig, F. C. W. Vogel, 1882.

**) Th. Quelmalz: „De narium earumque septi incurvatione." — Lipsiae 1750.

Nase „bis zum Furchterregen" häßlich geworden war. Ihrer Angabe nach hatten Mutter und Schwestern ebenfalls dicke Nasen, doch bei weitem nicht in dem Grade, daß man sie mit dem enormen Volumen vergleichen konnte, zu dem sich dieses Organ bei ihr erweitert hatte. Die Mißgestaltung betrübte das arme Mädchen tief, denn sie war überzeugt, sie müsse durch ihr lächerliches Aeußere ein Gegenstand des Spottes werden und „könne nie auf eine gute Versorgung Anspruch machen."

Doctor Eid versuchte zunächst mit Kompressen, die er aus feiner Leinwand schnitt und mit Heftpflaster befestigte, bemerkte aber, da das Leiden doch wohl zu sehr vorgeschritten war, davon nur geringe Wirkung. Auch sah er bald die Schwierigkeit ein, in der angeführten Weise auf längere Zeit eine hinreichende Kompression auszuüben, zugleich aber erschien es ihm nothwendig, den Apparat so einzurichten, daß ihn die Patientin sich selbst anlegen konnte.

Zu diesem Zweck fertigte er eine Bandage an, die, ähnlich der von Professor Busch empfohlenen Vorrichtung, aus einem kreisförmigen, in Leder eingenähten Stahlbogen bestand und um den Kopf gelegt werden konnte. In der Mitte des Bogens war eine ziemlich starke Schiene in der Richtung der Nase befestigt, an deren Ende zu beiden Seiten zwei feine Stahlfedern angebracht waren, welche länglich-runde Bäuschchen trugen, von derselben Art wie die Kompressen, die sie ersetzen sollten. Dadurch, daß die äußere unterste Spitze dieser Bäuschchen mehr gerundet und stumpfer war als der obere Theil, wurde es möglich, eine kräftigere Kompression der Rückenarterien an der Stelle anzubringen, wo sie über die erhabene Fortsetzung des Backenknochens hinläuft und sich in die fleischigen Partien verzweigt. Diese Bandage konnte sich die Leidende selbst anlegen und trug sie die ganze Nacht und einen Theil des Tages.

Nach fortgesetzter dreiwöchentlicher Behandlung hatte sich die Nase offenbar an Umfang verringert und das durch dieses Resultat ermuthigte Mädchen wünschte mehr als je bei derselben Kur zu verharren. Nach Verlauf von drei Monaten war das Organ schon ziemlich seiner normalen Größe nahegebracht und Dr. Eid hatte die Genugthuung, eine wirkliche Besserung in den Proportionen der komprimirten Theile wahrzunehmen. Dessenungeachtet wurde die Bandage noch längere Zeit beibehalten, bis schließlich konstatirt werden konnte, daß die Nase ihr regelmäßiges

Volumen wiedergewonnen hatte, und das Gesicht, wenn auch nicht vollkommen schön, so doch ziemlich angenehm zu nennen war.

Noch über einen zweiten ganz ähnlichen Fall, bei welchem dieselbe Behandlungsweise bei einem jungen Manne angewandt wurde, berichtet Dr. Eid und theilt mit, daß derselbe gleichfalls ein befriedigendes Resultat ergab.

Die Mißgestaltungen der Nase erscheinen am häufigsten in der Jugend, d. h. während der Periode, wo die Züge den Charakter der Kindheit verlieren und durch eine vollkommenere Entwickelung die Formen des reiferen Alters annehmen. Indessen ist nicht zu zweifeln, daß eine geregelte orthopädische Behandlung in der eben beschriebenen Art, auch nach dem Austritt aus den Kinderjahren noch wirksam gegen eine unnatürliche Vergrößerung, Schiefstellung oder sonst welche Abnormität der Nase sein wird. Wir haben bereits weiter oben angeführt, welche Torturen wilde und halbbarbarische Völker mit ihren Nasen vornehmen, um sie ihrem volksthümlichen Schönheitsgeschmack entsprechend herzurichten. So lieben die Chinesen eine kurze, die Peruaner eine lange, die Perser eine Habichts-, die Tartaren und Kaffern eine platte Nase und pressen nun die knorpligen und weichen Theile der Nasen ihrer Kinder so lange, bis sie schließlich diese gewünschten Formen angenommen haben. Diese Weise der Nasenverbesserung kann man nun auch — wie Dr. K l e n c k e meint — wo es nöthig wäre, (natülich nach unseren g e k l ä r t e r e n Schönheits-Begriffen) bei u n s e r e n Kindern anwenden, wenn man in frühem Lebensalter, wo der Knorpel noch sehr weich und nachgiebig ist, zweckmäßig und in angemessener Dauer denselben in die bessere Form zu pressen sucht. Dies ist namentlich mit Erfolg geschehen, wo die Nase in ihrem beweglichen Theile breit und in den Nasenflügeln weit auseinandergesperrt war. Es genügt manchmal schon zum Gelingen der Verbesserung, wenn man die Nasenflügel mit zwei Fingern in die schmalere Form drückt, einige Zeit darin erhält und dies täglich öfters wiederholt. Dr. Klencke erwähnt dann eben auch die Anwendung chirurgischer Apparate, welche in Form von Klammern, die mit Kautschuk gefüttert waren, durch Federkraft wie die modernen Pince-nez oder durch Schrauben aufgesetzt, stundenlang täglich in gelinder Druckeinwirkung getragen wurden und knüpft daran folgende beherzigenswerthe Bemerkungen:

„Die elastische Nachgiebigkeit des Knorpels und sein Vermögen, in der Zeit, wo er wächst, sich nach mechanischen Einflüssen zu gewöhnen, ist sehr häufig die Ursache, daß gut geformte Nasen mit der Zeit eine häßliche Gestaltung annehmen. Kinder maltraitiren ihre Nase in der Regel auf eine Weise, die der Form derselben schadet und worauf das erziehende Auge eine größere Aufmerksamkeit richten sollte. Man sehe nur einmal, wie Kinder beim Ausschnauben ihre Nase zerren, drücken, reiben und mißhandeln oder mit den Fingern roh und gewaltsam in die Nasenlöcher eindringen, dieselben ausweiten oder gewohnheitsgemäß, besonders bei Wurmreiz, in den Löchern klauben und kratzen. Es ist einleuchtend, daß hierdurch die Löcher eine weitere, rundere Oeffnung und dauernde Sperrung der Flügel annehmen. Manche platte, breite oder schiefe Nase wird auch dadurch allmählich hervorgebracht, daß Kinder die Gewohnheit haben, über Nacht auf dem Gesicht liegend zu schlafen, und auf einem Matratzenkissen die Nase drücken, oder wenn sie als Tragkinder stundenlang auf dem Schlüsselbein, Brustbein der Rippe oder dem Korsettbusen einer plaudernden, lustwandelnden Wärterin in einem Mantel fest hängend und angedrückt schlafen; wir bemerkten oft, daß solche Kinder im Erwachen mit plattgepreßter gerötheter Nase sich aufrichteten und sogleich dieselbe zu reiben begannen, als Zeichen eines lästigen Gefühles von Schmerz, Spannung oder Dumpfheit. Durch das Liegen der Kinder, wenn sie auf einer Seite des Gesichts zu schlafen und mit der Nase sich einzuwühlen gewohnt sind, noch mehr durch das Schlafen auf der Brust der Wärterin beim Tragen, werden auch nicht selten schiefe Nasen bedingt, die dann des Erwachsenen Gesicht sehr verunzieren. Ueberhaupt erleidet das Nasengerüst bei Kindern, sehr oft durch Fallen auf's Gesicht, nachhaltige Verschiebungen und Verletzungen, Brüche eines Nasenknochens, Verrenkungen des Knorpels, die nur zu häufig durch die Geschwulst nicht erkannt und beachtet werden, und dann später als Deformitäten zum Vorschein kommen, als Verrenkungen oder Ausschwitzungen und Verdickungen der Knochen- und Knorpelhaut dauernd bleiben, und Sättel, Höcker oder Schiefstand der Nase bedingen. Man soll jedesmal, wenn ein Kind auf die Nase gefallen und irgend etwas Ungewöhnliches merkbar geworden ist, den Zustand des Nasengerüstes ärztlich prüfen lassen; es würde, wenn dies gewissenhaft geschähe, weniger unschöne Nasen geben. Gehen wir auf die Geschichte der deformirten Nasen bei

Erwachsenen zurück, so werden wir in den meisten Fällen auf eine Gelegenheitsursache zurückgeführt werden. Leider verhehlen leichtfertige Kindermädchen gern den Unfall, den ihre Fahrlässigkeit verschuldete, und suchen heimlich durch kalte Umschläge auch die mögliche Geschwulst zu hintertreiben oder die Spuren des Unfalls durch lügnerische Angaben unbedeutend erscheinen zu lassen."

Eine der gewöhnlichsten Mißgestaltungen der Nase ist deren Biegung nach einer Seite hin, und da diese Biegung meist nach der rechten Seite vorkommt, so hat man wohl nicht mit Unrecht angenommen, daß das einseitige Schnäuzen, welches ja fast immer mit der rechten Hand ausgeführt wird, die Schuld daran trägt.*) Hier giebt nun die Ursache des Uebels zugleich auch das Mittel zu seiner Abstellung an die Hand, und die Kur wird sogar in vielen Fällen sehr einfach ohne Anwendung mechanischer Vorrichtungen auszuführen sein; es wird schon genügen, wenn man die Kinder daran gewöhnt, die Nase oft nach der entgegengesetzten Seite hin zu drücken, was man ihnen selbst eine Zeitlang vormachen muß. Kindern wird eine derartige Aufgabe

---

*) Der Schiefstand der Nase ist so allgemein, daß der bekannte Professor Herm. Welker, Direktor des anatomischen Instituts zu Halle a./S., sogar eine kleine Schrift: „Die Asymmetrien der Nase," darüber verfaßt hat. Professor Welker theilt darin die schiefen Nasen nicht nur in hergebrachter Weise in rechts- und linksgebogene ein, sondern trennt dieselben 1. in „skoliotische Nasen", das sind solche, deren knorpeliger Theil nach der entgegengesetzten Seite abweicht als der Nasenrücken, so daß die Schiefheit des letzteren durch die Schiefstellung der Nasenspitze einigermaßen kompensirt wird, und 2. „in toto nach ein- und derselben Seite abweichende Nasen." — Darnach hatten u. a. skoliotische Nasen mit nach rechts gerichteter Spitze: Nikolaus, Kaiser von Rußland, Cromwell, Graf Harrach, General Custina, C. M. von Weber, Talleyrand, Ludwig Devrient und Mirabeau. In toto nach rechts abweichende Nasen: Karl August von Weimar, Dante, Murat, C. G. Carus, dessen Sohn Wolfgang Carus und eine Tochter des ersteren, Voltaire, General von Radowitz, Franklin, Pitt und Robespierre. Skoliotische Nasen mit nach links gerichteter Spitze hatten u. a.: Friedrich der Große, Minister von Könneritz, Prinzessin Wasa, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Luther, Ludwig Tieck, Fürst Felix Lichnowski und Lorenzo dei Medici. In toto nach links abweichende Nasen: Fürst M. G. Radziwill, Fox, Professor Eichstedt, Wilhelm von Humboldt, Canova und Thorwaldsen. (Man wolle auch hieraus ersehen, daß die Schiefstellung der Nase nach der rechten Seite hin vorherrschend ist.)

ungemein schnell zur Gewohnheit, und sie führen dieselbe nach und nach mechanisch, ohne daran erinnert zu werden, aus.

Es wird dem Leser nicht uninteressant sein, aus einem Beispiel hier zu erfahren, wie sehr schon eine bloße Angewöhnung die Bildung der Nase beeinflussen kann. — Ich habe in Berlin einen Bekannten, der eine derart plattgedrückte Nase im Gesicht hat, daß sie in seiner Personalbeschreibung sehr wohl als „besonderes Kennzeichen" angeführt werden könnte. — Die Abnormität fiel mir schon beim ersten Begegnen auf; sie war mir aber vollständig erklärlich, als ich bemerkte, daß mein Bekannter die Angewohnheit hatte, sich aller Augenblicke mit der flach angedrückten Hand von der Stirne bis an's Kinn über's Gesicht herab zu fahren. — Der Zufall konnte hierbei dennoch eine Rolle spielen. Nun hat aber mein Bekannter einen Sohn, der jetzt 19 oder 20 Jahre alt sein wird und den ich sozusagen unter meinen Augen habe aufwachsen sehen. Der Knabe, der sogar ein hübscher Junge war, hatte ein wohlproportionirtes Gesicht und eine durchaus wohlgeformte Nase. Da entdeckt die Mutter eines Tages, daß der damals etwa fünfzehnjährige Jüngling die Gewohnheit seines Vaters angenommen hat, d. h. sich wie dieser gleichfalls häufig mit der flachen Hand am Gesicht herunterfährt, und es währte nicht lange, da zeigten sich an seiner Nase nicht nur Spuren von Aehnlichkeit mit dem Organe seines Erzeugers, sondern der junge Mann hat heute dasselbe plattgedrückte Gewächs wie sein Vater im Gesicht sitzen.

Ein ganz bedeutender Schönheitsfehler, namentlich für ein Männergesicht, ist die ziemlich verbreitete Stumpfnase. Diesen Uebelstand besonders beherzigend, hat ein amerikanischer Chirurg John O. Roe demselben ausschließlich seine Aufmerksamkeit und Praxis gewidmet und kürzlich der Newyorker medicinischen Gesellschaft über fünf Operationen, durch die er mit gutem Erfolg fünf Stumpfnasen beseitigt, beziehungsweise umgebildet hat, Bericht erstattet. Die Aufgabe der Operation besteht darin, die Spitze so zu verkleinern, daß der Rücken derselben eine gerade Linie bildet. Eine Nase sieht nämlich nicht häßlich aus, weil sie zum Gesicht unproportionirt gewachsen ist, sondern weil ihre einzelnen Theile untereinander nicht proportionirt sind. Und zwar kann die Stumpfnase insbesondere zwei verschiedene Ursachen haben: entweder eine außerordentliche Ausbildung der Nasenflügel und der knorpeligen Theile an der Nasenspitze oder

eine mangelhafte Entwickelung der Basis der Nase. Bei der Geburt ist jede Nase an ihrer Basis platt, erst später wird sie durch verschiedene Einflüsse hervorragend. Die Einflüsse sind vererbte Familieneigenthümlichkeiten oder Nasenkrankheiten. Wenn die Passage durch die Nase verstopft ist, so erweitern sich aus physiologisch-physikalischen Gründen die Gefäße der Nasenspitze, und dort greift eine merkliche Verdickung der Gewebe Platz. Darum dürfen namentlich bei Kindern, sollen Stumpfnasen verhütet werden, Nasenerkrankungen nicht vernachlässigt werden. Die Operation der Stumpfnase, wie sie Dr. Roe empfiehlt, wird unter Cocainanästhesie ausgeführt. Vom Nasenloche aus wird nach Abtrennung der Schleimhaut, welche nach der Operation wieder befestigt wird, von dem hypertrophirten Gewebe der Nasenspitze so viel entfernt, wie zur Bildung einer normalen Nasenform nothwendig ist. Dabei nimmt der Chirurg auf die Patienten die schonende Rücksicht, daß er die äußere Nasenhaut nicht durchschneidet, damit nicht etwa Narben entstehen und so der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben wäre. Beruht die Stumpfnase auf einer Mißbildung der Flügelknorpel, so werden diese durchschnitten und die Nase durch Röhren und Schienen in die gehörige Gestalt gebracht.

Ich fand neulich irgendwo angeführt, daß das zu häufige und namentlich zu gründliche Schnäuzen der Nase eine Verkleinerung derselben zur Folge haben soll; und wenn man sieht, wie erbarmungslos manche Menschen diesen gelegentlichen Reinigungsprozeß an sich (einzelne Mütter und Wärterinnen wohl auch an ihren lieben Kleinen) vollziehen, so dürfte man einige Wahrscheinlichkeit für diese Behauptung leicht für möglich halten. Die kosmetische Fürsorge wird daher schon deshalb zur Vorsicht rathen müssen, als man bisher kein Mittel kennt, eine zu klein gerathene oder, wie eben angedeutet, durch rücksichtslose Behandlung in ihrer Entwickelung behinderte Nase zu vergrößern. Wohl hat Dr. Eid auch nach dieser Richtung hin Versuche angestellt, ist aber dabei zu keinem befriedigenden Resultate gelangt, denn die zu einigem Ersatz dafür empfohlene bedeutendere Zuführung von Nahrungssäften „par des frictions frequemment répétées et faites avec des substances aromatiques" dürfte wohl nur zu einigem Trost für den Patienten und in Ermangelung von etwas Besserem gegeben worden sein.

Sehr viele Menschen glauben ihre Nase nur zum Riechen im Gesicht zu haben, sie gelegentlich „in Alles zu stecken", oder ihr als einem sichern Wegweiser getreulich nachzufolgen; allein davon, daß die Nase ganz abgesehen von ihrer Bedeutung als Geruchs- und Athmungsorgan, auf das Gesammtbefinden des menschlichen Körpers einen wichtigen Einfluß ausübt, daß ein an und für sich höchst geringfügiges Leiden (ein Leiden, welches unter den bekannten Erscheinungen des Schnupfens verläuft) ernste Gesundheitsstörungen und dauernde Mißgestaltung der Nase hervorzurufen vermag — hiervon dürften nur wenige eine Ahnung haben. Eine Nase, welche oft vom Schnupfen befallen wird, — bemerkt Dr. Klencke — verändert allmählich ihre Form, jedesmal aber zum Nachtheile; war sie schlank, so wird sie gedunsen, war sie mehr kurz und voll, so wird sie knollig, schwammig oder kolbig; die Nasenflügel verdicken sich und die Ränder werden rauh, schilfernd, uneben, oft röthlich oder feucht. — Der oft wiederkehrende Schnupfen lockert und verdickt die Schleimhaut, erhält sie in einem kongestiven Zustande und dieser überträgt sich leicht in die äußere Bekleidung des Nasenknorpels, das Zellengewebe und die Haut. Dr. Klencke erwähnt noch, daß auch andauernde Verdauungsstörung die Schleimhaut der Nase zu katarrhalischer Affektion geneigt mache und daß es nicht nur gastrische Kehlkopf-, sondern auch gastrische Nasencatarrhe giebt. „Daß die Diät" — schließt er dann — „auf die Form und das Ansehen der Nase einen ganz bestimmten Einfluß hat, ist eine bekannte Thatsache. Wir erinnern nur an die rothen Nasen der Weinliebhaber, der Schlemmer, die ihre Nase oft in eine bläuliche Traube oder wässerige, mißfarbige Gurke metamorphosiren. Scharfe gewürzhafte Speisen affiziren gleichfalls gern die Nase und bringen sie in einen halb entzündlichen Zustand, der die Struktur der Haut verändert und zu Erweiterungen der Gefäße Veranlassung giebt." Es möge hier auch noch erwähnt sein, daß krankhafte Veränderungen in der Form des Naseninnern zu unregelmäßiger, unschöner Bildung anderer Gesichtstheile nicht selten den ersten Anstoß geben. So werden beispielsweise durch Verletzungen, welche eine unregelmäßige Form des Nasenskeletts zurücklassen, Bedingungen geschaffen, die ihrerseits wieder zu unregelmäßiger Gestaltung der knöchernen Augenhöhle und in Folge dessen zum Schielen und andern häßlichen Störungen im Gebiete des Gesichtssinnes führen können.

Was die Beziehungen der Nase zur Sprache anlangt, so darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Nasenhöhle als schallverstärkendes Organ bei der Stimmbildung eine wichtige Rolle spielt und daß, sobald durch Verengerung oder Verschluß derselben diese Schallverstärkung in Wegfall kommt, die Stimme jenen eigenthümlichen Beiklang erhält, den wir (wenn auch ganz mit Unrecht) mit den Worten „durch die Nase reden" bezeichnen. Dieser Beobachtung entsprechend, will Beverley Robinson sogar den näselnden Charakter des amerikanischen Englisch auf das in Amerika sehr häufige Vorkommen einer Wucherung der Nasenschleimhaut — die Folge eines chronischen Schnupfens — zurückführen. Es wäre interessant zu erfahren, ob nicht auch der näselnde Ton, dessen sich gewisse deutsche vornehme Gesellschaftskreise so gern bedienen, sowie derjenige der Franzosen auf eine Verengerung der Nasenhöhle zurückzuführen wäre.

Die häßlichste Verstümmelung, die das Gesicht erleiden kann, ist es entschieden wohl, gar keine Nase zu haben. Nichts kann unsern Abscheu und Widerwillen so erregen, als ein Gesicht, dem die Nase fehlt, und da dieser Verlust oft noch gewissen, hier nicht zu nennenden Krankheitszuständen zuzuschreiben ist, die auch meist noch in den übrigen Theilen des Gesichts ihre verheerenden Spuren zurückgelassen haben, so ist der Anblick doppelt widerwärtig. — Doch auch hier hat die kosmetische Technik Rath zu schaffen gewußt, und es werden im Augenblick künstliche Kautschucknasen angefertigt, die in Naturtreue alles Mögliche bieten. Auch die plastische Chirurgie, die sogenannte Rhinoplastik, das ist die Kunst, aus der eigenen Haut (meist aus dem Oberarm oder der Stirnhaut) die Nase wieder ersetzt zu bekommen, hat in den letzten Jahrzehnten ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Als Vater dieser Kunst kann wohl mit Recht der berühmte Dieffenbach, dessen „plastische Operationen" seiner Zeit das größte Aufsehen erregten, genannt werden. Dieffenbach besaß als „Nasenrestaurateur" eine solche Geschicklichkeit, daß er oftmals im Scherze seinen Patienten die Wahl stellte, ob sie eine römische oder griechische Nase haben wollten. Meist wurden aber in späteren Jahren — slavische oder gar Kartoffelnasen daraus, weil im Laufe der Zeit diese Kunstnasen zu schrumpfen und einzusinken pflegten.

Es existirt in Bezug auf diesen letzteren Uebelstand manche scherzhafte Anekdote von Dieffenbach. So pflegte der berühmte Leipziger Chirurg, Geh. Rath Thiersch, seinen Zuhörern beim Kapitel „Rhinoplastik" stets Folgendes zu erzählen: „Als ich so jung war wie Sie, meine Herren, da fragte mich Dieffenbach einst bei einer Krankenvorstellung: „Was sehen Sie an diesem Patienten?" und ich antwortete: „Eine häßliche Nase." — Da entgegnete Dieffenbach: „Das ist meine Nase" . . . . . Ein anderer Patient wünschte, von Dieffenbach operirt zu werden, weil ihn die Straßenjungen stets mit dem Rufe verfolgten: „Seht, da geht der Mann ohne Nase!" Seinem Wunsche hatte Dieffenbach entsprochen, ihm eine neue Nase angesetzt und nach seiner Genesung lange nichts mehr von ihm gehört. Nach mehreren Jahren suchte derselbe abermals bei Dieffenbach Hilfe, weil seine Nase wieder eingesunken sei und bei scharfem Windzuge hin- und herflattere, weshalb die Straßenjungen ihm jetzt nachriefen: „Seht, da geht der Mann mit die Nase!"

Diesem Mangel an Konsistenz und Dauerhaftigkeit der autoplastischen Kunstnasen suchte man später zwar durch allerlei Stützpunkte 2c. abzuhelfen, jedoch ohne rechten Erfolg. Nun hat aber Professor König aus Göttingen bei einem jungen Manne, dem durch einen schweren Eisenkeil das ganze Nasenbein zertrümmert war, es versucht, mit der Stirnhaut zugleich ein knöchernes Stück aus dem Stirnbein an die Stelle der fehlenden Nase einzupflanzen. Der Versuch ist vollständig gelungen und der auf dem 15. deutschen Chirurgen-Kongreß in Berlin von Professor König vorgestellte Patient präsentirte sich, wie man sich durch den Augenschein überzeugen konnte, mit einer so schönen griechischen Nase, wie er sie „klassischer" vordem wohl nicht gehabt hat. Auch Herrn Dr. Rotter in München, einem früheren Assistenten der von Bergmann'schen Klinik in Berlin, ist dieses Kunststück gelungen.

Sicherer und den autoplastischen Gebilden vorzuziehen sind wohl aber jedenfalls die jetzt auch viel „gebräuchlicheren" künstlichen Kautschucknasen, obgleich auch sie — wie wohl alles Künstliche in der Welt — nicht allen Anforderungen unbedingt entsprechen. So theilte mir einst der Träger einer solchen Nase, der zugleich ein sehr jovialer Herr ist und aus seinem Nasensurrogat kein Geheimniß macht, mit, daß er ab und zu gern ein Glas Wein trinke, eine solche Abschweifung — „Aus-

schweifung" wollte er gar nicht sagen — dann aber jedesmal seiner Frau beim Nachhausekommen durch die Nase verrathen würde, und das nämlich, ganz im Gegensatz zu ihren in solchen Fällen schüchtern erröthenden „lebenden" Mitschwestern, durch ihre im Vergleich zu den übrigen echauffirten Gesichtstheilen — hervorstechende Weißheit. Ich gab als praktischer Physiognomiker dem Hülfsbedürftigen den Rath, sich entweder ein zweites Nasenexemplar von etwas erhöhterer Färbung zu halten oder in kritischen Fällen ein wenig rothe Fettschminke anzuwenden.

V.

Mundbildung.

Eine der Hauptzierden des menschlichen Angesichts ist ein schöner Mund. Wenn das Auge das Antlitz geistig belebt und den Zügen den Stempel seelischer Empfindung verleiht, so ist der Mund eigentlich das Organ, durch welches die höheren geistigen und seelischen Eigenschaften erst zum vollen Ausdruck gelangen. Nicht mit Unrecht hat man den Mund den „Thron der Leidenschaften" genannt; und in der That haben Liebe, Haß, Zorn, Eifersucht, Rache, ihren Sitz auf den Lippen; das Lächeln allein modifizirt sich bis in's Unendliche und kann in proteusartiger Gestaltungsfähigkeit abwechselnd offen, fein, großmüthig, leidenschaftlich, matt, wohlwollend und spöttisch, aufrichtig und ironisch sein; durch die ausgebildete Muskulatur, vorzüglich aber durch die außerordentliche Beweglichkeit der Lippen spiegeln sich auf ihnen in plötzlicher Erregung, im Augenblicke erzeugt, alle Leidenschaften und Empfindungen der Seele, alle Eingebungen des Geistes wieder.

Speziell in Bezug auf die ästhetische Wirkung des Mundes sagt Dr. Klencke u. a. Folgendes: „Ein Mensch, insbesondere das Weib, kann nicht schön und im näheren Umgange fesselnd sein, wenn ihm die Natur die angenehme Form und Farbe des Mundes versagte oder die kosmetische Erziehung

nicht die edleren, harmonischen Bewegungen desselben zur zweiten Natur machte. Die schönste Form des Mundes kann augenblicklich unschön, sogar widerwärtig werden, wenn er sich bewegt, lächelt, spricht, ein Gefühl oder einen Gedanken durch die Geberde ausdrückt, und eben der Mund ist seiner beweglichen Muskulatur und mannigfaltigsten Ausdrucksfähigkeit wegen, das vorzüglichste mimische Organ des menschlichen Angesichts. Gegentheils aber kann ein weniger vollendet gebildeter Mund sich zu den wirkungsreichsten Liebreizen verklären, wenn er sich edel und angemessen bewegt. Aber wie wenige Erzieher denken an eine kosmetische Ausbildung der Mundbewegung; und wie viele Menschen sehen wir, die kein Wahrnehmungsvermögen, weder für ihre eigene, noch für fremde Vernachlässigung der mimischen Mundaktion haben! — Wer erinnerte sich nicht der Fälle, wo ein in Ruhe schöngeformter und mit der Rose des frischen Lebens geschmückter Mund uns plötzlich unschön, verzerrt, entstellt erscheint, sobald er lacht, spricht, ißt, Freude oder Schmerz, Neigung oder Abneigung, Stolz oder Mitleid kund geben will! Wir begegneten einem solchen Munde, der im Zustande der Ruhe eine schlafende Venus geziert haben würde, auch beim Reden und Essen seine edle Mäßigung der Bewegung behielt, aber alsbald in ein abschreckendes Zerrbild des weinerlichen Grinsens überging, wenn er lächelte oder starkes Mitgefühl verrathen wollte, und das geschah unbewußt, auch unerkannt von dem durch Gewohnheit abgestumpften Auge vor dem Spiegel. — Es kann der Welt der Schönheit nicht eindringlich genug zum Bewußtsein gebracht werden, daß Schönheit und Anmuth nicht allein in der Form, sondern vorzüglich auch in der Bewegung, in der Art, wie die Form lebendig verändert und zum Ausdrucke gebracht wird, wesentlich begründet sind."

Diese Thatsache erklärt sich in Bezug auf den Mund schon durch den Umstand, daß wir in der Unterhaltung mit Menschen unsere Aufmerksamkeit auf keinen Gesichtstheil so fesselnd gerichtet halten, als auf den Mund. Es ist, als ob wir das gesprochene Wort nicht nur hören, sondern zugleich auch durch den Sinn des Gesichts in unserer Seele aufnehmen wollten. Daher kommt es nun, daß sich uns bei keinem andern Gesichtstheil die Fehler und Mißformen so direkt und unmittelbar bemerkbar machen und einprägen, als bei dem Munde, und dies natürlich um so mehr, wenn sich das thätige Organ obenein noch durch

eine gewisse vorlaute Art zum unabsichtlichen Verräther derselben macht.

In ästhetischer Beziehung wird von einem schönen Munde verlangt, daß er in leichten, harmonischen Konturen gehalten sei, daß er weder zu eng, noch zu breit geschlitzt ist, und in seinem Schnitt die zarte Wellenlinie zeige, die wir bereits an anderer Stelle als die Grundform aller lebenden Schönheit bezeichnet haben. In nichts zeigt sich der veredelte Menschentypus so entschieden ausgeprägt, als im Schnitt des Mundes. Man vergleiche beispielsweise nur einmal die Mundform eines gebildeten Europäers mit dem Munde niedrigstehender Menschenrassen; der Unterschied ist ein so kolossaler, wie er uns in ähnlicher Weise bei keinem anderen Gesichts- oder Körpertheil auch nur annähernd entgegentritt. Auch schon in unserer eigenen Rasse können wir diesen Unterschied in der Mundform zwischen Gebildeten und Ungebildeten wahrnehmen. Hauptsächlich ist es die wellenförmige Linie, welche die Oberlippe durchläuft, und welcher die Dichter den Namen „der Liebesbogen" gegeben haben, die die schöne Zeichnung des Mundes ausmacht, dabei muß der Lippenspalt in der Mitte ein wenig gehoben sein und sich nach den Mundwinkeln hin in sanft geschweifter Senkung verlaufen. Die Lippen selbst dürfen weder zu dick noch zu dünn, weder gewulstet noch zu flach erscheinen und müssen im Profil gesehen ein Verhältniß zeigen, welches die Oberlippe gegen die untere ein wenig hervortreten läßt; der umgekehrte Fall, d. h. eine vorstehende Unterlippe, macht jedes Gesicht häßlich. Die Farbe der Lippen muß die Frische der Gesundheit tragen, darf aber auch nicht zu roth sein und noch viel weniger einen bläulichen oder schwärzlichen Farbenton zeigen. Die zarte Oberhaut der Lippen muß sich mit der Gesichtshaut sanft abgrenzen, darf nicht rissig und trocken, noch viel weniger aber feucht und glänzend sein, und das gesammte Mundgebilde muß überhaupt den Eindruck sorgfältigster Pflege und Sauberkeit machen.

Diesen „Normalmund" finden wir in der Wirklichkeit allerdings nur selten vor; ja, die Abweichungen nach der Seite des Unschönen sind vielleicht bei keinem Gesichtstheil so zahlreich und in die Augen fallend, als beim Munde. Der eben erwähnte Autor auf kosmetischem Gebiete (Dr. Klencke) hat u. a. ein Verzeichniß der unschönen Mundformen aufgestellt, von welchem wir hier nur eine kleine Blumenlese der Namen, mit denen er

diese verschiedenen Mißbildungen bezeichnet hat, wiedergeben wollen; sie allein schon werden genügen, uns von der Mannichfaltigkeit häßlicher Mundbildungen einen Begriff zu geben.

Da ist zunächst der Schnauzenmund, der Spitz-, Nage- und Mäusemund, der Stumpf- oder Fischmund, der eingebissene Greisenmund, der Hänge- oder Schaufelmund, der Schmollmund, der Trompetenmund, der Kneifzangen- oder Nußknackermund; der breitlippige, der schmallippige, der dick- und dünnlippige Mund; der langspaltige oder Großmund, der zu kurzgeschlitzte oder Saugemund; der gradlinige Strichmund, der zu stark geschweifte Schnörkel- und Zapfenmund, der Weinemund, der Hohn- und Spottmund, ja sogar der Gier- und Teufelsmund. — Eine nähere Beschreibung dieser häßlichen „Mundarten“, bei denen in den meisten Fällen die höchste kosmetische Kunst auf direktem Wege nur wenig oder nichts ausrichten würde, mag schon deshalb unterbleiben, weil manche schöne Leserin (wir wollen sie selbst hier nicht für unschön halten) durch diese aufgedrungene Selbsterkenntniß für Zeitlebens unglücklich und traurig gemacht werden könnte,und es also besser ist, sie in weiterer glücklicher Ignoranz verharren zu lassen. Uebrigens werden wir schon im Folgenden Gelegenheit haben, einen Theil der angeführten Mißformen näher kennen zu lernen, und wollen dann schließlich den Versuch machen, wenn nicht auf direktem Wege wenigstens zur Milderung dieser groben Unschönheiten des Mundes einzuwirken.

Zwei Faktoren sind es hauptsächlich, welche die schöne Form des Mundes bedingen und andererseits in ihrem ungehörigen Vorwalten die Mißbildungen desselben zur Erscheinung bringen. Dies ist erstlich das Knochengerüst und insbesondere der Bau der Kiefern mit den darin eingereihten Zähnen, und zweitens der fleischige Theil des Mundes mit dem, dessen Bewegung vermittelnden Muskelkomplex. Die Mißgestaltungen der ersten Klasse sind äußerst zahlreich und haben im allgemeinen ihren Grund in einer fehlerhaften Richtung der Zähne, in vorzeitigem Ausfallen derselben und bisweilen in Difformitäten der Backenknochen. Den größten Theil derselben ist der Zahnarzt gegenwärtig durch eine regelrechte Behandlung zu heilen im Stande. Es ist erstaunlich, bis zu welch' hohem Grade der Vollkommenheit man es auf diesem Spezial-Gebiete der Heilkunde gebracht hat. Die unerwarteten, kaum glaublichen Resultate, welche man durch ein

kunstvolles Verfahren erzielt, sind gradezu frappirend, und fast jeder Tag bringt Verbesserungen und neue Erfindungen.

Es ist nicht nur gelungen, durch mechanische Mittel, wie durch Anlegung von Binden, repulsorischen Federn und sogenannten schiefen Flächen sehr bedeutende Abweichungen in der Richtung der Zähne auszugleichen, sondern man hat sogar durch ein blos beharrlich fortgesetztes Ziehen mit den Fingern an den beiden bogenförmigen Zahnladen eine ähnliche Wirkung hervorgebracht.

Für einen geschickten Zahnarzt ist es heute eine leichte Aufgabe, namentlich bei Kindern und jugendlichen Personen, verschobenen Zähnen eine regelmäßige Richtung zu geben, und neue Beobachtungen haben dargethan, daß selbst die Gaumenwölbung, so wie der ganze Backenknochen, ohne große Mühe einer fortgesetzten mechanischen Einwirkung nachgeben. Ein bedeutender Vorarbeiter auf diesem Gebiete war bereits der berühmte französische Zahnarzt Lefoulon. Schon ihm gelang es mit Hülfe seiner repulsorischen Federn, in gewissen Fällen, wo bei einer übermäßigen Krümmung des Kinnbackens die Kinnlade unverhältnißmäßig nach außen hervorstand, den Fehler gänzlich zu beseitigen. Er brachte es sogar dahin, daß er den ganzen Bogen der Zahnlade durch Auseinanderbiegung der beiden Schenkel erweiterte und dadurch eine widerwärtige Entstellung des Mundes hob; ein Resultat, worüber er sich in seinem „Nouveau Traité de l'art du dentiste“ Seite 79 folgendermaßen äußert: „Es ist uns gelungen, Personen, deren Gesicht durch den zu weit vorstehenden Bogen der Zahnlade entstellt war, zu heilen, indem wir die durch ungewöhnlich nahes Zusammentreten der beiden Schenkel entstandene Mißgestaltung vermöge einer nach beiden Seiten hin auseinanderdrängenden Feder glücklich beseitigten.“

Zu nicht geringem Nachtheil einer schönen Mundform bildet sich zuweilen zwischen beiden Kinnladen ein Mißverhältniß durch vorherrschendes Wachsthum der Unterkinnlade aus. Es kommt dann später zu jener Mißform, bei welcher die vorderen Zähne der Unterkinnlade vor die entsprechenden Zähne der Oberkinnlade gestellt sind. Dies ist nicht nur ein recht auffälliger Schönheitsfehler, sondern auch störend für den Gebrauch der Zähne, da ihr harmonisches Zusammentreffen aufgehoben ist. Dr. Schreber erwähnt in seinem „Buch der Erziehung“ einen solchen Fall, der ein achtjähriges Mädchen betraf, und da der fragliche Fehler dort in der markirtesten Weise hervortrat, und das gewonnene End=

resultat als maßgebend für ähnliche Fälle betrachtet werden kann, so mag er hier angeführt werden. Vorher sei noch erwähnt, daß auch die Stellung der vorderen Zähne eine entgegengesetzte, das Mißverhältniß vergrößernde war: die der oberen Kinnlade waren etwas nach innen, die der unteren mehr nach außen gerichtet.

Um diese entstellende Mißform zu korrigiren, ließ Dr. Schreber von weichem Leder ein Kinnband anfertigen, das mit seinen Enden vermittelst kleiner Schnallen an einer gleichfalls von weichen Leder-Riemen gefertigten und über den Kopf gezogenen Kappe in der Nähe der Ohren befestigt werden konnte. Durch den auf das Kinn und somit auf die ganze Unterkinnlade ausgeübten gleichmäßigen Druck in der Richtung schräg nach oben und hinten wurde nun in der Dauer eine Beschränkung des vorherrschenden Wachsthums derselben und dadurch der Wiedereintritt des ebenmäßigen Verhältnisses beider Kinnladen bewirkt. Der Apparat blieb nur des Nachts zwanzig Monate hindurch in Anwendung, wurde nur in den lästig warmen Sommernächten ausgelassen und verursachte der Patientin übrigens nicht die geringsten Beschwerden. Gleichzeitig wurden jeden Abend vor dem Anlegen des Apparats die oberen und unteren Zähne in der entsprechenden Weise gedrückt und so hatte Dr. Schreber die Freude, daß nach Ablauf dieser Zeit, die vorderen Zähne der Unterkinnlade, welche Anfangs reichlich um einen Viertelzoll vor den Vorderzähnen der Oberkinnlade standen (bis nach beendetem Wachsthum würde das Mißverhältniß mindestens doppelt so groß gewesen sein), in die richtige Stellung hinter dieselben traten, und überhaupt das ganze gegenseitige Verhältniß der beiden Kinnladen geregelt war.

Nicht weniger entstellend ist, namentlich für ein weibliches Gesicht, wo der Bart nicht später die Unkorrektheit verbergen kann, die entgegengesetzte Difformität, das heißt: das übermäßige Vorspringen des Oberkiefers über den unteren. Das Uebel hat auch hier meist nur in ungehöriger Stellung oder zu starker Entwickelung der oberen Schneidezähne seinen Grund und ist in vielen Fällen von der zahnärztlichen Chirurgie gehoben worden. So führt Professor Kingsley in seinen „Anomalien der Zahnstellung" mehrere Beispiele an, wo ihm die Korrektion eines übermäßig vorstehenden Oberkiefers, durch Entfernung überflüssiger Zähne oder allmähliches mechanisches Zurückziehen der vorderen

Partie des Oberkiefers in ähnlicher Weise, als es eben vom Unterkiefer beschrieben worden, glücklich gelungen ist. Natürlich müssen derartige Kuren stets in jüngeren Jahren, am besten in der Zeit der zweiten Dentition von geschickten Zahnärzten oder Chirurgen vorgenommen werden.

Auch die plastische Chirurgie hat, namentlich in besonderen Krankheitsfällen, bei Rekonstruirung der Kiefern in glücklichster Weise hülfreiche Dienste geleistet. So stellte — gleichfalls auf dem 15. deutschen Chirurgen-Kongreß — Hofzahnarzt Weingarten aus Meiningen einen Patienten vor, der in einer Phosphorzündholzfabrik gearbeitet hatte. Durch die stetige Einwirkung des Phosphors wurden die Knochen dieses Mannes so spröde, daß sie bei dem geringsten Anlaß wie Glas zerbrachen. So hat er ein Bein zweimal, das andere einmal gebrochen und noch verschiedene Knochenverletzungen erlitten. Schließlich erkrankten auch sein Oberkiefer und das Jochbein und mußten auf operativem Wege entfernt werden. Zur Verdeckung dieses kolossalen Defektes hat Redner einen künstlichen Apparat angefertigt, mit dessen Hülfe der Patient nun ganz gut essen, trinken, kauen &c. kann und dadurch von Neuem dem Leben wiedergegeben ist.

Weitere autoplastische Operationen demonstrirte in derselben Sitzung der bereits oben erwähnte berühmte Geheimrath Thiersch aus Leipzig, und zwar zunächst eine in der Bildung begriffene künstliche Oberlippe an der ..... linken Schläfe. Hier beruht die Schwierigkeit nämlich darin, daß die eingepflanzten Lippen ähnlich wie die aus der eigenen Haut gebildeten Nasen, mit der Zeit zusammenschrumpfen und auch nicht mit dem nöthigen „Rosensaum," das ist der rothen Schleimhaut, eingesäumt werden können. Nun hatte Thiersch dem betreffenden Patienten zuerst eine Lippe aus der äußeren Schläfenhaut gebildet, dann die innere Seite des Hautlappens mit Schleimhaut der Backe „besäumt" und das ganze an der Schläfe verheilen lassen. In diesem Zustande brachte er den Patienten von Leipzig zum Chirurgen-Kongreß. Die völlig fertige Lippe sollte später an ihre richtige Stelle übertragen werden — natürlich immer mit der Vorsicht, daß zur Ernährung und Blutversorgung des Hautlappens eine sogenannte „Ernährungsbrücke" erhalten bliebe, bis die Anheilung an der neuen Stelle erfolgt war.

Es handelte sich in den hier und weiter oben erwähnten

Fällen, mehr oder weniger um Ergänzung nur einzelner Gesichtstheile. In einer der letzten Sitzungen der „Berliner medizinischen Gesellschaft" stellte jedoch Professor Sauer vom zahnärztlichen Institut der Berliner Universität einen geheilten Patienten vor, an dem die moderne Technik geradezu Wunder verrichtet hat. An dem Patienten selbst sah man zunächst nichts besonders Auffälliges. Es war ein junger kräftiger, wohlgebauter Mann mit schwarzem Kopfhaar und Schnurrbart, ausdrucksvollen Augen und schön geschwungener Nase, auf welcher eine Brille saß. Auf einen Wink des Professor Sauer nahm der junge Mann seinen Schnurrbart herunter, legte die Brille ab und mit der Brille ging auch gleich die .... halbe Nase fort, dann holte er aus dem Munde ein ganzes künstliches Zahngebiß hervor, an welchem gleich noch ein Verschlußapparat für den weichen Gaumen angebracht war und — „Gott im Himmel, was ist denn noch künstlich an Dem?!" hörte man halb staunend, halb humoristisch in der Versammlung fragen. Und nun erzählte Herr Professor Sauer die Leidensgeschichte dieses Patienten. Derselbe, Namens Valensky, ist Deutscher von Geburt und war als Knabe zu einem in England ansässigen Onkel gegangen, als er von einer fressenden Flechte, sogenanntem Lupus, im Gesicht befallen wurde. Das Leiden griff unaufhaltsam um sich und richtete entsetzliche Verwüstung und Entstellungen in seinem Gesichte an. Die Nasenspitze, die Oberlippe und der Oberkiefer waren zerstört, im harten Gaumen ein Defekt entstanden und dergl. m. Zur Heilung dieser furchtbaren Krankheit kam nun Valensky im vorigen Jahre nach Deutschland zurück und fand in der königlichen Charité auf der chirurgischen Abtheilung des Geheimen Ober-Medicinalraths Professors Bardeleben Aufnahme. Dort wurde zunächst das Leiden ausgeheilt und mehrere Operationen zur Herstellung einer neuen Oberlippe ausgeführt. Eingreifendere Operationen zur Herstellung einer künsttichen Nase aus der Stirn- und Wangenhaut, sowie zur Beseitigung des Gaumendefektes wollte der Patient, der schon viel erduldet hatte, absolut nicht zulassen. Aus diesem Grunde wurde er im November v. J. aus der Charité entlassen nnd zur weiteren Behandlnng an Professor Sauer gewiesen. Da in Folge der Zerstörungen in Mund und Gesicht das Athmen, Sprechen, Schlucken und Kauen sehr behindert war, so konstruirte Professor Sauer nach einer sehr sinnreichen eigenen Methode zunächst eine Gaumenplatte,

welche den zusammengedrängten Oberkiefer allmählich wieder auseinanderdehnte; alsdann wurde an die Platte ein künstliches Zahngebiß angesetzt, welches zugleich die geschrumpfte Oberlippe dehnte und ihr ein menschenwürdiges Aussehen gab, und ein Apparat zum Verschluß des Gaumendefektes hinzugefügt. Weiter wurde eine künstliche Nase aus Kautschuk angefertigt, nachdem dieselbe zunächst in Gyps modellirt worden war, und Herr Castan, der Besitzer des Panoptikums in Berlin, hatte die Güte, diese Nase in Harmonie mit dem Gesichtsteint des Patienten künstlerisch schön zu bemalen. Um diese wahrhafte „Kunstnase“ aber anbringen zu können, mußte Valensky, der noch nie augenleidend gewesen, fortan eine Brille tragen (allerdings Nummer „Fensterglas“), und an diese Brille wurde die Kunstnase in kaum wahrnehmbarer Weise mittelst eines winzigen Häkchens befestigt. Endlich stiftete ein Berliner Coiffeur dem Patienten noch einen stattlichen Schnurrbart, den derselbe augenscheinlich mit großem Stolze trägt. All' diese Operationen hatten etwa vier Monate in Anspruch genommen, nach welcher Zeit Valensky „fast wie neu restaurirt und verschönert war und vollständig hergestellt, ein glücklicher „homo novus“, zu seinen Verwandten nach England zurückkehren konnte. Erwähnenswerth ist noch, daß alle dabei erforderlichen technischen Arbeiten von Studirenden der Zahnheilkunde, selbstverständlich unter Anleitung des Professor Sauer, im zahnärztlichen Institute der Berliner Universität ausgeführt wurden.

Das größte Bravourstück plastischer Chirurgie hat aber doch wohl Professor Dieffenbach seiner Zeit ausgeführt; — es ist dies die wunderbare Heilung der „Dame mit dem Totenkopf“. Eine kurze Beschreibung dieses hochinteressanten Falles möge wenigstens hier in Parenthese Raum finden.*)

*) Es war in einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1840, als der Diener des berühmten Chirurgen Dieffenbach in Berlin einer tiefverschleierten Dame Einlaß in das Zimmer seines Herrn gewährte. Dieffenbach sah sich kopfschüttelnd die seltsame, groß gewachsene Gestalt an, die in einer unverständlichen Sprache stammelte und ihren Namen nicht nannte. Zwar war es mitten in der Nacht, aber der menschenfreundliche Operateur war immer bereit, Unglücklichen zu helfen und so erschien er denn auch sogleich und fragte nach dem Begehr der Dame. Was nun geschah, mag mit den eigenen Worten Dieffenbach's, der den merkwürdigen Vorfall im vierten Hefte seiner operativen Chirurgie

Ich habe die hier angeführten Fälle wunderbarer Heilung selbst der ärgsten Gebrechen und Verstümmelungen, denen unser Gesicht ausgesetzt sein kann, deshalb ausführlich beschrieben, damit auch ein Unglücklicher, der etwa mit gleichen Leiden behaftet wäre, in diesem Buche Rath und Trost finden kann. Natürlich fällt die korrigirende Behandlung solcher Mißgestaltungen, zu denen wir auch die sog. Hasenscharte, den „Wolfsrachen," angeborene Mundverengung ꝛc. rechnen können, immer nur der Kunst geschickter Chirurgen anheim; und mögen auch diese stets mit Gewissenhaftigkeit an ihr Werk gehen und niemals vergessen, daß sie denjenigen Theil der menschlichen Erscheinung behandeln, der für jeden Einzelnen schon als Träger der hauptsächlichsten Sinnesorgane, das Unersetzlichste seiner Persönlichkeit ist.

Wir kehren somit zurück zu jenen Schönheitsfehlern des Mundes, die entweder in unregelmäßigen Propor-

---

beschreibt, wiedergegeben werden: „Mir gegenüber", erzählt der große Chirurg, „stand lautlos die schwarzverschleierte Erscheinung. Sich ängstlich umblickend schlug sie den Schleier in die Höhe. Ich habe viel Schreckliches in meinem Leben gesehen, hier aber bebte ich entsetzt zurück, denn ein Todtenkopf, wie ich ihn noch auf keinem menschlichen Rumpf gesehen, stand vor mir, widerwillig grinsend mit dem Skelettgesicht. Eine dünne rothe Haut bedeckte nur dürftig die Gesichtsknochen. Mitten im Gesicht befand sich ein Loch, durch welches man drei Finger einführen konnte, und von hier aus fiel der Blick auf die Zunge und in den Schlund hinein, da Muscheln, Gaumenknochen und Gaumensegel zerstört waren, und aus diesem Scheusale Acheron reckte sich die Zunge heraus, wenn sie sprach. Die unteren Augenlider waren umgekrempt und zeigten ihre rothe innere Oberfläche, und vom Oberkieferrand war nur ein kleiner, zahnloser Saum vorhanden. In einem Umkreise von drei Zoll lagerten sich überall dünne, flache feuerrothe Narben. Von diesem großen Mittelloche aus stieg zwischen den Augenbrauen eine größere rothe Knochennarbe, sich über die Mitte der Stirn und zum Haarwuchs ausbreitend, in die Höhe." — Dieffenbach war erschreckt und erschüttert. Dieser Unglücklichen ohne Nase, ohne Mund und Sprache stand der sonst so sichere und beherzte Mann um Mitternacht ganz allein gegenüber. Statt einer menschlichen Stimme entströmten dem Loch im Gesicht nur zischende, unartikulirte Töne. Aber der kluge Mann begriff sofort, was die Unglückliche wollte. Sie führte, da sie sich nur durch Pantomimen ausdrücken konnte und überdies nur polnisch verstand, den Finger nach seiner Nase. Endlich gelang es Dieffenbach, der Armen die Unmöglichkeit einer Operation deutlich zu machen; etwas anderes als die Benutzung einer Larve konnte er ihr nicht empfehlen. Aber er erlebte eine qualvolle Nacht, da ihm das Bild der Unglücklichen immer vor Augen stand.

tionen, in einer häßlichen und falschen Zeichnung der Lippen, oder auch nur in einer nachlässigen und „ungeschickten“ Mundhaltung ihren Grund haben.

Zur ersten Klasse von Difformitäten gehören alle die Fälle, in denen die Lippen einzeln oder beide zugleich übermäßig dick oder dünn sind. Die zweite Klasse begreift erstens die theilweisen oder totalen Abweichungen der Mundlinien in sich; alsdann die Erweiterung des Mundes, wenn sie durch Ausdehnung der nach außen gekehrten Lippenbänder entstanden ist; ferner die Biegung derselben Bänder nach oben oder unten, die Verlängerung oder Verkürzung der Lippen, sowie nach außen aufgeworfene Lippen — ein Umschlagen, welches auch beim Augenlid vorkommt — und schließlich die schlaff herabhängenden Lippen, die in Erweichung oder mangelnder Spannkraft der Muskeln ihre Ursache haben.

Am andern Morgen mußte D. einer Operation wegen nach Wien reisen. Kaum war er dort angekommen, so trat ihm die Todtenkopf-Dame wieder entgegen. Sie folgte ihm in sein Hotel, wie ein Gespenst. Dieffenbach's Mitleid war auf's Höchste erregt. Er ging zu dem berühmten Zahnkünstler Carabelli und bewog ihn, der Unglücklichen ein kunstvolles Gebiß und eine Gaumenplatte zu machen, wodurch das Essen erleichtert und die Sprache deutlicher wurde. Aber die Unermüdliche ruhte nicht. Sie folgte D. wiederum nach Berlin und flehte ihn auf's Rührendste darum an, er möchte ihr eine künstliche Nase schaffen. Dieser Appell an den wissenschaftlichen Ehrgeiz des großen Operateurs blieb nicht ohne Wirkung. Es ist einer der größten Triumphe Dieffenbach's, daß er der Dame mit dem Todtenkopf nicht nur eine künstliche Nase gab, sondern auch die übrigen Entstellungen ihres Gesichts so weit hob, daß die Unglückliche wieder unter die Menschen ging, unverschleiert das Theater besuchte und Berlin mit dem frohen Bewußtsein verlassen konnte, durch ihre unerschütterliche Energie dem großen Chirurgen eine Operation abgedrungen zu haben, welche, wie er selber gestand, er anfangs für unmöglich hielt und durch deren Erfolg er sich gehoben und auf's Reichlichste belohnt fühlte. — (Dieffenbach's Patientin war ein achtzehnjähriges Mädchen aus einer polnischen Adelsfamilie, welche durch Skropheln in frühester Kindheit zu ihrer Entstellung gekommen war. Nach Dieffenbach's Tode tauchte im Jahre 1847 eine zweite „Dame mit dem Todtenkopfe“ auf, welche als Sängerin in Rußland nicht nur dadurch Aufsehen erregt hatte, daß sie wunderschön sang, sondern immer mit einer Gesichtsmaske auf die Bühne trat. Sie war unter dem Namen „la Macherata“ bekannt. Niemand wußte, wer sie war, doch galt sie für den Sprößling einer hohen Adelsfamilie. Ob diese Dame identisch mit der von Dieffenbach operirten Polin war, ist zur Zeit nicht festgestellt worden.)

Bei zu dick angeschwollenen Lippen hat Dr. Cid, wie er in seiner „Calliplastie" berichtet, durch eine, längere Zeit fortgesetzte Kompression Erfolge erzielt, die seine kühnsten Erwartungen übertrafen. Er gedenkt namentlich eines Falles, der ein dreizehnjähriges Mädchen von lymphatischer Komplexion betraf, bei welchem die Unterlippe so dick war, daß sie die obere vollständig überragte. Auf Wunsch der Eltern ließ Dr. Cid eine Bandage anfertigen, welche aus einer Reihe, wie Häkchen gekrümmter Federn bestand, die durch metallene Bänder aneinandergefügt waren. Der Apparat war mit einem Lederriemen versehen und mit feiner Leinwand überzogen. Die beiden graden Enden der Bandage preßten sich zusammen, so daß man sie auseinander ziehen mußte, wenn man die Lippen in die Höhlung des Bogens bringen wollte, dergestalt, daß die kranke Lippe zwischen die beiden Enden der Bandage komprimirt wurde. Das Tragen des Apparats war übrigens mit gar keiner Unbequemlichkeit verbunden, außer daß sich in den ersten Tagen eine gewisse Erstarrung des Organs einstellte; zugleich schälte sich die innere Hautfläche der Lippe; andere Beschwerden hatte das Kind durchaus nicht. Es war möglich, die Compression einen Monat lang ohne Unterbrechung fortzusetzen. Da sich aber nach dieser Zeit das Schälen der Haut etwas vermehrte, ließ man die Bandage von Zeit zu Zeit ablegen.

Als Dr. Cid nach mehrtägiger, derartiger Behandlung den Apparat zum ersten Mal abnahm, war die Besserung schon augenscheinlich. Das Mädchen trug denselben mit öfteren Unterbrechungen ungefähr 6 Monate lang, und trotz aller Unregelmäßigkeiten im Anlegen der Bandage hatte Dr. Cid schließlich die Genugthuung, die angeschwollene Lippe ihren normalen Zustand wiedererlangt zu sehen, — ein Resultat, welches ihm in gleicher Vollkommenheit bisher nicht vorgekommen war.

Dr. Cid führt dann weiter aus, daß unter den mannigfaltigen Ursachen, welche das Anschwellen der Lippen veranlassen können, es namentlich eine sei, deren Kenntniß für uns von hoher Wichtigkeit ist. Diese Ursache liegt ganz einfach in der häufigen Gewohnheit kleiner, ja selbst älterer Kinder unablässig an einer oder der andern Lippe zu saugen. „Unsererseits" — berichtet Dr. Cid — „kennen wir zwei bis drei mit dicken Lippen behaftete Personen, die uns unter Beistimmung ihrer Verwandten

versichert haben, daß sie diese Verunstaltung lediglich der angeführten Ursache verdanken.

Kinder haben nicht selten die Gewohnheit, den Mund offen zu halten, was natürlich mit der Zeit auch eine bleibende, häßliche, namentlich hängende Form der Unterlippe zur Folge haben kann. Der Grund hierzu kann in zufälliger oder bleibender, krankhafter Verengung der Nasengänge liegen; aber auch Nachlässigkeit oder üble Angewohnheit sein. Im letzteren Falle wird ein öfteres Aufmerksammachen auf den Fehler und ein Hinaufbinden des Unterkiefers, namentlich in der Nacht, schon nach kurzer Zeit von gutem Erfolge sein, wenn nicht, dann ist es rathsam, die Nase des Kindes auf ihre Durchgängigkeit von einem Arzte untersuchen zu lassen, weil das Hinderniß oft in der Tiefe der Nase seinen Sitz hat und für den Laien schwer zu entdecken ist. Auch wird der Arzt leichter die Mittel finden, die zur möglichen Abhülfe des Uebels anzuwenden sind.

Ein großer Theil unschöner und entstellender Mundformen wird durch die willkürliche oder unwillkürliche Haltung des Mundes verschuldet. Sehr viele Menschen können den Mund nicht halten! — Dieser kleine Vorwurf soll hier nicht in dem hergebrachten verletzenden Sinne gemeint sein, sondern in des Wortes buchstäblicher Bedeutung. Man kann hierüber die besten Studien in photographischen Ateliers anstellen; jeder vielbeschäftigte „Lichtkünstler" wird uns bezeugen können, daß seine Portraitmodelle im kritischen Augenblick der Aufnahme mit nichts so in Verlegenheit sind, als mit der Haltung des Mundes; — und der gewissenhafte Künstler natürlich nicht weniger, denn eine gefällige Haltung des Körpers, eine geeignete Richtung des Kopfes und selbst der Augen kann er seinem Modell wohl geben, aber was würde die empfindsame, vornehme Kundin sagen, wenn der Herr „Künstler", nachdem er das letzte widerspenstige Fältchen ihres Gewandes geordnet, sich nun auch um ihre Mundfalten kümmern wollte. Man erzählt ein hübsches Geschichtchen von einem berühmten Wiener Portraitmaler. Der Künstler, dessen geistreiche Wortkargheit bekannt ist, malte einst eine ältliche, aber sehr kokette Dame der Wiener Aristokratie, welche ihre Lippen so viel als möglich zuspitzte, als sie den Künstler mit der Abbildung des Mundes beschäftigt sah. „Wenn Sie wünschen, gnädige Frau, daß ich den Mund ganz weglasse," sagte der

originelle Künstler mit seinem liebenswürdigen Lächeln, „werde ich mir ein Vergnügen daraus machen.“

Nicht nur die meisten Frauen, sondern auch ein großer Theil der Männer, sind der Ansicht, daß ein kleiner Mund die höchste Zierde eines Gesichtes sei. Es soll dem nicht direkt widersprochen werden, schon weil es Geschmackssache ist; auch wollen wir zugeben, daß ein zu kleiner Mund das Gesicht niemals so entstellen kann wie ein zu großer; aber darauf wollen wir hinweisen, daß es auch hier eine Grenze giebt und daß z. B. ein allzu kleiner Mund, namentlich in einem Männergesicht, der Physiognomie jederzeit einen schwächlichen, unbedeutenden Ausdruck giebt. Hierzu kommt nun noch bei vielen Kleinmündigen in begreiflicher Eitelkeit das Bestreben, den Mund durch Zusammenziehen wo möglich noch niedlicher erscheinen zu lassen. Diese Verkleinerungs-Mimik des Mundes kann man namentlich beim Lachen beobachten. Es wird nie eine Dame, die sich vor Vergrößerung des Mundes fürchtet, mit dem ganzen Munde lachen. Eine treffende Bemerkung macht u. a. Paul Lindau in seinem Roman „der Zug nach dem Westen“ über diesen Punkt. Er schildert dort an einer Stelle zwei schöne Frauen, von denen die eine „bis zu ihrem letzten Backenzahn“ lachte und die andere nur „bis zur ersten Plombe“, und will damit jedenfalls auch andeuten, daß die eine natürlich und die andere geziert lachte.

Geradezu häßlich und widerwärtig ist es, wenn ein Mann mit einem kleinen Munde kokettirt. Ich saß vor einiger Zeit in Wiesbaden an der Table d'hote einer solchen männlichen Zierpuppe gegenüber. Der Betreffende, der sonst ein robustes, nicht häßliches Aeußere hatte, schien Landgutsbesitzer und der Bruder von zwei Offizieren zu sein, die mit ihm bei Tisch waren. Die Ziererei mit seinem kleinen Munde, den man allerdings mit einem Markstück vollständig hätte bedecken können, trieb der Mann so weit, daß er beim Aufnehmen der Speisen die Lippen gerade nur so weit auseinanderbrachte, daß er mit dem Bissen hindurch kam; beim Sprechen glaubte man einen Bauchredner vor sich zu haben, denn er bewegte dabei die Lippen so viel wie gar nicht, und ich glaube sogar, er schien in der Unterhaltung Worte zu vermeiden, die eine weitere Oeffnung des Mundes erforderten; ja, beim Lachen zog er ihn fast noch mehr zusammen und lachte dann eigenlich nur mit den Nasenflügeln. Ein kleines, wohl-

gepflegtes Schnurrbärtchen, dessen etwa verschobene Haare er aller Augenblicke fein zierlich mit den Fingern in Ordnung brachte, beschattete dieses Rosenmündchen.*)

Der Mund kann schon deshalb kein bloßes kleines Loch im Gesichte sein, weil er zwei sehr wichtigen und zugleich sehr verschiedenen Funktionen, die seine vollständige Beweglichkeit in Anspruch nehmen, vorzustehen hat. Dies ist erstens die Vermittelung der Aufnahme unserer leiblichen Nahrung und zweitens die lautbare Aeußerung unserer Gedanken, Gefühle und Empfindungen durch das gesprochene Wort. Sehr treffend hat ihn daher Dr. Schreber „die Pforte für die körperliche Zufuhr und für die geistige Ausfuhr" genannt.

Im Gegensatz zu den oben beschriebenen gewaltsamen Verkleinerungen des Mundes, giebt es nun andererseits Entstellungen, die in zu großer Nachlässigkeit und mangelnder Selbstkontrolle ihren Grund haben. Wer einigermaßen mit der Muskulatur des Mundes bekannt ist, wird es sich erklären können, wie schwer es gerade bei diesem beweglichsten aller Gesichtstheile sein muß, sowohl im Zustande der Ruhe, als in der Bewegung, das goldene Mittelmaß inne zu halten. Die größten und gröbsten Ausschreitungen kommen, wie wir bereits weiter oben angedeutet haben, beim Sprechen vor. Es giebt Menschen, die nicht nur mit dem Munde, sondern stets mit dem ganzen Gesichte, ja mit dem ganzen Oberkörper sprechen und dazu mit den Händen womöglich noch den Takt schlagen. Andere bewegen nur einen Theil des Mundes oder „nuscheln" zwischen den Zähnen etwas hervor, das man nur mit der größten Anstrengung als menschliche Rede zu erkennen und zu verstehen vermag. Selbst ein in der Form ganz normal und korrekt gezeichneter Mund kann sofort unschön, ja widerlich werden, wenn er sich beim Sprechen, Lachen, Essen oder Trinken unangenehm bewegt. Alle diese selbst verschuldeten Schönheitsfehler sind weniger in der Form oder im

*) Der Verfasser erinnert sich hier einer älteren, sehr heiteren Dame, die ihren jüngeren Freundinnen, deren sie viele zählte, zuweilen eine korrekte Mundhaltung „in zwei Worten" zu lehren suchte. Sie empfahl nämlich denjenigen jungen Damen, bei welchen das Sprachorgan ein wenig voluminös vorhanden war, mit zugespitztem Munde fleißig das Wörtchen „Suppe" zu sprechen; anderen aber, bei denen das Gegentheil der Fall, d. h. der Mund ein wenig zu klein ausgefallen war, rieth sie, sich häufig im deutlichen lauten Aussprechen des Wortes „Brathahnerl" zu üben.

Bewegungsapparat des Mundes begründet, sondern finden ihre Erklärung in mangelnder Bildung, schlechter Erziehung, oder auch in einer angeborenen Rücksichtslosigkeit.

Auf der andern Seite giebt es auch wieder Mundbildungen, die durch die Bewegung, beim Sprechen, Lachen &c. gewinnen und nur im Zustande der Ruhe einen weniger guten Eindruck machen. Es sind dies meist jene dünn- und schmallippigen Mundformen, die öfters auch noch im Schnitt in einer zu geraden Linie gehalten sind, im Allgemeinen aber mehr nur bei älteren als jüngeren Leuten vorkommen. Die unschöne habituelle Mundhaltung kann aber auch, abgesehen von irgend welcher bestimmten Form, auf bloßer Angewohnheit beruhen oder in einer gewissen Trägheit der Mundmuskeln ihren Grund haben; — in diesem Falle wird ein wenig Selbstbeobachtung und bei Kindern ein öfteres Aufmerksammachen auf den Fehler schon von großem Nutzen sein. — In hohem Grade abhängig ist die Mundhaltung natürlich auch von der augenblicklichen seelischen Stimmung des Menschen, und Unmuth, Schmerz, Freude, Verdruß und andere Gemüthsaffekte spiegeln sich selbst im Auge nicht so deutlich wieder, als sie uns der Mund verräth. Hier sind nun Konvenienz und Etikette schon ein Paar große Lehrmeister und rathen uns diplomatisch, unsere Gefühle und Empfindungen nicht jederzeit, weder durch den Mund, noch am Munde aller Welt kund zu geben.

Es möchte jedenfalls zu weit führen und wohl kaum möglich sein, für jeden speziellen Fall unschöner Mundform, Haltung oder Bewegung, ohne weiteres das geeignete Mittel zur Abhülfe anzugeben; — es mögen daher hier im allgemeinen nur noch einige kosmetische Hauptregeln angeführt werden, die jeder beherzigen mag, dem es darauf ankommt, gerade mit demjenigen Theile seiner äußeren Erscheinung, der ihm schon als Werkzeug der Sprache am meisten dazu dient, sich im gesellschaftlichen Leben einzuführen, auch einen guten Eindruck zu machen.

Man halte 1) auf die größte Sauberkeit des Mundes (einschließlich der Zunge und der Zähne natürlich), spüle den Mund nicht nur des Morgens und nach jeder Mahlzeit mit Wasser, sondern reinige auch besonders die Lippen. Das letztere kann selbst in der Zwischenzeit durch leichtes Abreiben mit dem Taschen-

tuche geschehen, denn durch die beim Sprechen und Athmen auf den Lippen stets erhaltene Feuchtigkeit, sind dieselben zur Aufnahme der in der Luft vorhandenen Staubtheilchen sehr empfänglich; — dies Verfahren der wiederholten Reinigung hat zugleich den Vortheil, etwa zu blassen Lippen, größere Frische zu verleihen. — 2) suche man dem Munde im ruhigen Zustande eine gefällige, leicht geschlossene, weder gekniffene, noch „ausgelegte" Haltung zu geben. Man kann diese normale Mundhaltung gewissermaßen durch das Gefühl erkennen, wenn man sich in möglichst angenehmer, heiterer Stimmung befindet oder wenn man in anregender, heiterer Unterhaltung den Mund soeben geschlossen hat. Ganz entschieden aber vermeide man es, etwa vor den Spiegel zu treten, um eine „angenehme Mundhaltung" einzustudiren; es würde dann immer etwas Geziertes, wie wir dies weiter oben schon kennen lernten, herauskommen. Will man demnoch den Spiegel als Kritiker zu Hülfe nehmen, dann schaue man in Momenten hinein, in denen man sicher ist, die eben beschriebene Mundhaltung schon unwillkürlich angenommen zu haben, sei aber auch dann noch auf der Hut, um nicht in Affektation und Ziererei zu verfallen. — Was 3) die Bewegungen des Mundes betrifft, so dürfen dieselben sowohl beim Sprechen, Lachen, Essen ꝛc. niemals übertrieben sein oder zu hastig und stark ausgeführt werden; namentlich kleidet dies Damen schlecht, zumal, wenn sie beim heftigen Lachen noch schreiende oder kreischende Töne ausstoßen. Wir wollen aber auch zugleich vor einer zu großen Beschränkung der Mundbewegung, namentlich beim Lachen, warnen, und besonders dann, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, einmal von ganzem Herzen zu lachen, was immer nur mit der vollen ungehinderten Breite des Mundes geschehen kann, wobei eine jugendliche Schöne zugleich aber auch Gelegenheit findet, ihre vollständige Garnitur herrlicher Zähne zu zeigen.

Die Zähne sind jedenfalls der schönste und kostbarste Schmuck des Mundes und mit Recht läßt Heine in seinem „Bimini" den die vergangene Jugend in so rührender Weise heraufbeschwörenden alten Ponce de Leon beim Anblick seiner Reichthümer sagen:

„Ach, beim Anblick dieser Perlen
Werd' ich traurig, denn ich denke,
Besser wär's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend.

Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend,
Denk ich dran, schmachvoll ohnmächtig
Knirsch' ich mit den morschen Stummeln.

Jugendzähne! Nebst der Jugend,
Könnt' ich euch zurückerkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlensäcke,

Alle meine Edelsteine,
All' mein Gold, an hunderttausend
Pesos werth, und obendrein
Meinen Calatrava-Orden. —"

Erst durch den herrlichen Schmuck der Zähne erhält der Mund seinen vollen sinnlichen Reiz, jene unwiderstehliche Anziehungskraft, welche die Liebenden antreibt, sich in der innigsten seelischen Vereinigung Mund an Mund zu begegnen und im Kuß das Gelöbniß höchster Zuneigung zu feiern. — Es ist in der That kein schöner Mund mit defekten, schlechten oder gar mangelnden Zähnen denkbar. Schon der nur theilweise Mangel derselben stört die Architektonik des Mundes und führt selbst die mannigfachsten Veränderungen zum Nachtheil der schönen Erscheinung in Kinn- und Wangenbildung herbei; wie wir dies schon bei ganz oberflächlicher Beobachtung wahrnehmen können. Hier nur einige Beispiele der dadurch am meisten bewirkten Entstellungen.

Wenn nur die oberen Schneidezähne fehlen, hebt sich die Oberlippe in der Mitte und nimmt eine schiefe Richtung nach innen an, während die Unterlippe hervorspringt, der Nasenknorpel sich zusammenzieht und die Nasenspitze nach dem Kinn zu herabsinkt. — Der Eindruck, welchen der Verlust der unteren Vorderzähne auf die Physiognomie ausübt, besteht darin, daß die Unterlippe mehr oder weniger einsinkt und das Kinn spitz wird. Ist hiermit zugleich der Verlust von den vorderen Oberzähnen verbunden, so nimmt die mittlere Partie des Gesichts eine vier-

eckige Gestalt an, wodurch die Miene ein grämliches, kummervolles Aussehen erhält. — Fallen die Backenzähne aus, so sinken die Wangen ein und werden schlaff, das Gesicht wird scheinbar länger, das Kinn springt hervor und der Mund wird spitz, während sich die Mundöffnung erweitert. — Haben sämmtliche Zähne Abschied genommen, so zieht sich der Mund fast lippenlos zurück und bekommt beim Oeffnen und Sichschließen etwas von einem Nußknacker, das Gesicht wird bedeutend kürzer und Nasenspitze und Kinn scheinen, namentlich beim Kauen, den Versuch zu machen, sich berühren zu wollen. — Aber auch schon eine einzige größere Zahnlücke kann das Gesicht zum Nachtheil verändern und den Mund, besonders in geschlossenem Zustande, schief und verzogen erscheinen lassen.

In allen diesen Fällen leistet nun die Kunst des Zahnarztes auf ihrer heutigen Stufe der Ausbildung durch künstlichen Ersatz sowohl einzelner Zähne, als größerer „Piècen" und ganzer Gebisse das denkbar Mögliche. Ehe wir dieser unschätzbaren Kunst jedoch unsere eingehendere Betrachtung zollen, möge noch einiges Beherzigenswerthe über Bildung und Erhaltung des natürlichen Zahnschmucks angeführt werden.

Wir lernen leider den hohen Werth der Zähne für das Sprechvermögen, für den Nahrungsgenuß und als schönsten Schmuck des Mundes in der Regel erst dann in vollem Maße erkennen, wenn wir ihr mit Schmerzen verbundenes Hinscheiden und ihren Mangel empfinden. Schon die Milchzähne, die ja nur vorübergehende Gebilde sind, bedürfen der sorgfältigsten Beachtung und Pflege, und man soll sich ja nicht mit der Aussicht trösten, daß schlechte Milchzähne einst durch gute bleibende ersetzt werden würden. Das ist ein Irrthum, denn die Milchzähne haben während ihrer Zeit eine wichtige Funktion zu erfüllen, nicht nur als Beiß- und Kauwerkzeuge für den Augenblick, sondern auch als „Bahnbrecher" und Pioniere ihrer späteren Nachfolger. Auf schlechte, von Natur schwächliche oder durch Vernachlässigung und unvernünftige Behandlung beschädigte Milchzähne werden sehr selten und dann nur ausnahmsweise gute, kräftige, in Bau und Lage normale, bleibende Zähne folgen, und wer nicht an Pflege der Milchzähne gewöhnt worden ist, wird auch später seinen bleibenden Zähnen nicht die gehörige Aufmerksamkeit widmen. Es sollte daher Pflicht der Eltern und Erzieher sein, die richtige Pflege und Sorgfalt für Erhaltung

der Zähne schon den Kindern in früher Jugend zur festen Regel zu machen.

Vor allem ist es die Zeit des Zahnwechsels, in welcher man auf den Zustand der Zähne die größte und unablässigste Aufmerksamkeit verwenden und nicht unterlassen soll, einen kundigen Zahnarzt öfters zu einer Untersuchung und Berathung herbeizuziehen. Hier kann durch Einsicht und technische Hülfe viel vorausgethan, beseitigt und ausgeglichen werden, und was in dieser Zeit versäumt wurde, ist oft nie wieder gut zu machen. Sehr häufig nämlich verlangen die hervorwachsenden Zähne der Kinder eine positive Nachhülfe, damit ihre richtige Stellung und Einreihung erfolgt. Hierauf läßt sich durch entsprechendes Drücken mittelst der Finger, das einen längern Zeitraum hindurch regelmäßig fortgesetzt werden muß, schon sehr viel Einfluß ausüben. Zuweilen muß auch ein überständiger Milchzahn oder ein neuer bleibender Zahn aus Rücksicht auf die übrigen künstlich entfernt werden, was natürlich eben auch dem Ermessen des Zahnarztes anheimfällt. Es sei daher hier nochmals dringend empfohlen, eine regelmäßige, wenigstens halbjährliche Revision der sich entwickelnden Zähne durch den Zahnarzt vornehmen zu lassen.

Eine der häufigsten Abnormitäten ist der Schiefstand der Zähne. Man versteht darunter Zähne, deren äußere Fläche nicht mit denen anderer in gleicher Linie steht, während der Alveolenrand des Kiefers regelmäßig ist. Oft bedeckt ein Zahn die Fläche seines Nebenzahns, oft ist einer von beiden Nachbarn bedeckt. Gewöhnlich stehen die Zähne dabei sehr dicht, und der Kiefer bietet ihnen nicht die gehörigen Zwischenräume dar. Unter Schrägstand versteht man insbesondere diejenige Stellung, wo der Zahn nach hinten oder vorn gerichtet ist, und es pflegt sich dieser Fehler gewöhnlich auf mehrere Zähne zugleich zu erstrecken. Schiefstand und Schrägstand kommen gleichzeitig in derselben Reihe selten vor, geben aber fast immer Veranlassung, daß die betreffenden Zähne oder deren Nachbarn am frühesten in Verderbniß übergehen und hohl werden, weil sie die Ablagerung von Schleim, Zahnstein, Speiseresten u. s. w. in den Ecken und Winkeln begünstigen und die Reinigung erschweren. Außerdem verunzieren sie den Mund in hohem Grade.

Möge man daraus die Warnung entnehmen, daß, wenn ein Zahn sich schief richtet, man frühzeitig einen tüchtigen Zahn-

arzt konsultirt, der mechanische Hülfsmittel zur Wiedergeraderichtung kennt und anwenden wird. Es ist eine Erfahrungssache, daß, wenn ein sonst regelmäßiges, vollständiges Gebiß irgend einen Zahn verliert, der dieser Lücke gegenüberstehende Zahn in der Regel der erste ist, welcher ebenfalls hinfällig wird. Er nimmt bei der mechanischen Wirkung des Beißens leicht eine schiefe Stellung an und verlängert sich, weil ihm der Gegendruck fehlt. Seine Verlängerung, d. h. ein weiteres Heraustreten seines Halses aus dem Zahnfleische, ist schon sein Todesurtheil, denn der schmelzlose Hals ist schutzlos den zerstörenden Einflüssen unterworfen und sein Verlängern zerrt die Gefäße und Nerven seiner Wurzel, so daß diese das Leben, im Innern des Zahnes erkranken und absterben machen können. Zähne des Oberkiefers und solche mit einfacher oder nicht mehrfach getheilter Wurzel verlängern sich am leichtesten. Man soll deshalb, nicht aus Gründen der Schönheit allein, sondern um einer Schiefstellung der gegenüber- und nebenliegenden Zähne und einer Verlängerung zuvorzukommen, die erste Lücke bald durch einen künstlichen Ersatz ausfüllen lassen.*)

Wenn je ein Sterblicher den Dank der Nachwelt sich erworben und ein Denkmal für alle Zeiten verdient hätte, so wäre es der Erfinder der künstlichen Zähne gewesen. Die Zeit dieser segensreichen Erfindung greift jedoch so weit ins Alterthum zurück, daß es schwer halten dürfte, Namen und Steuerort dieses Beglückers der Menschheit nachträglich noch ausfindig zu machen. Zahnkunde und Zahntechnik waren schon den alten Aegyptern, Assyrern und Persern bekannt; dasselbe wissen wir von den luxuriösen Römerinnen und den Damen des alten Sicilien. Im Museum von Cornato, an der Küste von Italien, sind zwei seltsame Arten künstlicher Zähne aufbewahrt, die in etruskischen Gräbern gefunden wurden, welche etwa aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. stammen und die Körper zweier junger Mädchen enthalten. An dem Kiefer des einen Körpers sieht man noch deutlich zwei falsche Schneidezähne, welche durch schmale Goldringe in die danebenstehenden, natürlichen Zähne befestigt sind; am Kiefer des

---

*) Die hier und weiter gegebenen Andeutungen und Rathschläge sind zum Theil einem kleinen, sehr empfehlenswerthen Buche: „Die Zähne, ihre Natur, Pflege, Erhaltung, Krankheit und Heilung" von Dr. med. H. Klencke (Leipzig, J. J. Weber), entnommen. (D. V.)

andern sind solche Ringe ebenfalls zu bemerken, doch sind die künstlichen Zähne verloren gegangen. Auch vor kurzem stattgefundene Ausgrabungen in altrömischen Kirchhöfen haben den Beweis geliefert, daß das geheimnißvolle Volk der Etrusker den Verlust der Zähne durch Thierzähne ersetzte, welche mittelst kleiner Goldplättchen befestigt waren. Der arabische Physiker Albacasis verfertigte in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts künstliche Zähne von Rindsknochen, die er ebenauch durch Golddrath an den gesunden Zähnen befestigte.

Aus diesen rohen Anfängen hat sich nach und nach die Zahntechnik zu einer Kunst emporgearbeitet, die heute in geschickten Händen Alles leistet, was man von der künstlichen Nachahmung und Stellvertretung organischer Theile erwarten kann, und die nicht nur der Schönheit sondern auch der Gesundheit und dem Wohlbefinden des Menschen eine Dienerin geworden ist. Es ist daher fast zu verwundern, daß es immer noch Leute giebt, die ein gewisses Vorurtheil gegen das Tragen künstlicher Zähne nicht überwinden können, das aber gewiß nur darin seinen Grund hat, daß sie dieselben mit jenen anderen zweifelhaften Hülfs- und Ersatzmitteln, wie falschen Haaren, Schminke, Watte, Fischbein &c. verwechseln, mit denen die eitle Schönheit sich zu schmücken und zu — ergänzen beliebt, und nicht bedenken, daß es auch Surrogate giebt, welche nicht nur die Vollständigkeit der Formen und die Annehmlichkeit des Aussehens wiederherstellen, sondern wesentlich auch einem nützlichen und nothwendigen Zwecke dienen.

Zu diesen reelleren Ersatzmitteln gehören nun die künstlichen Zähne; sie dienen nicht blos der Eitelkeit, dem kosmetischen Verlangen nach angenehmer Erscheinung, Jugend und Anmuth, sondern dem Nutzen, ja der Nothwendigkeit und der Gesundheit. Diesen Ansprüchen kann ein künstlicher Zahn aber nur dann genügen, wenn er in Aussehen und Brauchbarkeit Alles erfüllt, was ein gesunder, normaler Zahn an seiner Stelle leisten soll; ein künstlicher Zahn oder, in weiterem Bedürfnisse, eine künstliche Pièce, die mehrere Zähne umfaßt, oder eine ganze obere oder untere Garnitur, oder ein ganzes Gebiß muß daher einen vollen Ersatz für die verlorenen natürlichen Zähne bieten können, nicht nur in Gestalt, Lage, Farbe, im Ausdruck des Mundes und der Miene, sondern auch als Werkzeug des Zerkauens fester Speisen.

Es kann daher nicht dringend genug der Rath ertheilt werden, sich im Bedürfnißfalle nur an einen Zahnarzt zu wenden, der von seiner Tüchtigkeit bereits Proben gegeben und den Charakter der Ehrenhaftigkeit, wie die für seinen verantwortlichen Beruf erforderliche, wissenschaftliche und technische Bildung durch die That bewährt hat. Wenn je, so ist es auch hier ganz besonders nicht am Platze, sich etwa durch das Prinzip der Billigkeit leiten zu lassen und zu einem jener Pfuscher zu gehen, deren es gerade im Fache der Zahntechnik unzählige giebt. Es ist nicht möglich, für „billiges Geld" eine gute, den angeführten Zwecken entsprechende Arbeit geliefert zu erhalten, denn ein gutes „Zahnstück" erfordert außer dem mitunter dafür verwendeten, kostspieligen Material, eine so genaue, aufmerksame und zeitraubende Arbeit, daß der Preis dafür wirklich kein gar so geringer sein kann. Ferner versäume man nicht, sich gleich bei der ersten entstehenden Lücke, namentlich in den vorderen Zahnreihen, an den Gebrauch des künstlichen Ersatzes zu gewöhnen. Man lernt dabei schon frühzeitig mit einer später etwa nöthig werdenden größeren Pièce oder mit einem vollständigen Gebiß umzugehen; außerdem aber pflegt man die eigenen noch erhaltenen Zähne niemals mehr, als nachdem man zum ersten Mal die nicht gerade angenehme Prozedur einer ergänzenden Zahnoperation durchgemacht hat. Es ist selbst für einen äußerst geschickten Zahntechniker nichts schwieriger, als Jemanden, der bisher nie künstliche Zähne trug, mit einem ganzen Gebiß, oder auch nur mit einer größeren Pièce zufrieden zu stellen; der Patient wird sich zunächst immer einbilden, daß er die Arbeit nicht brauchen kann, und nur, weil er keine Uebung im Gebrauch derselben hat; — es will auch hier alles gelernt sein. Was das Reinigen der künstlichen Zähne betrifft, so hat man ziemlich dieselben Vorschriften zu befolgen, welche die Pflege der natürlichen erheischen; übrigens giebt schon jeder gewissenhafte Zahnarzt seinen Kunden dafür die entsprechende Anleitung. Gut ist es stets, die Pièçen künstlicher Zähne, schon wegen Regenerirung des sie berührenden Zahnfleisches, vor dem Schlafengehen aus dem Munde zu nehmen; am Morgen reinigt man sie vor dem Wiedereinsetzen ebenso wie die natürlichen Zähne.

Als Material für den künstlichen Ersatz der Zähne, wurden, wie bereits erwähnt, früher verschiedene Stoffe benutzt; man verfertigte Zähne aus Thierknochen, Elfenbein und Perlmutter.

Weiterhin setzte man auch natürliche Menschenzähne ein; und es sollen auf den französischen Schlachtfeldern im Winter 1870—71 noch hunderttausende den entseelten Kriegern ausgenommen und versandt worden sein. In neuerer Zeit ist man jedoch von der Anwendung von Menschenzähnen — und wohl schon aus Appetitlichkeitsrücksichten — ganz zurückgekommen und verwendet fast nur noch künstliche Emaillezähne, in deren Fabrikation es namentlich die Amerikaner zu einer hohen Vollendung gebracht haben. Dieselben sind sowohl wegen der genau imitirten Form und Farbe, wie auch als reine mineralische Produkte allen anderen Surrogaten vorzuziehen, und bieten sogar eine größere Dauerhaftigkeit, als die natürlichen Zähne, in ihrer organischen Zusammenstellung.

Als Befestigungsmittel künstlicher Zähne diente früher meist Gold, das, um es haltbarer zu machen, legirt werden mußte. In neueren Zeiten hat man jedoch durch die Erfindung der Kautschukgebisse, die sich schon durch ihre größere Leichtigkeit und Naturtreue empfehlen und durch ihre genaue Anlage, durch Festsaugen und Adhäsionskraft selbst tragen, sowie bedeutend billiger als Goldplatten sind, einen wesentlichen Fortschritt erzielt, und die neueste Technik ist fortwährend beflissen, etwa noch obwaltende Mängel und Uebelstände zu überwinden und die Anforderungen an Vollkommenheit zu erfüllen.

Wie sehr das Tragen künstlicher Zähne bereits „Gemeingut" geworden ist, geht nicht nur aus dem Ueberbeschäftigtsein geschickter Zahnärzte hervor, sondern mag auch eine Notiz beweisen, die kürzlich durch die öffentlichen Blätter ging. Nach derselben wurden im letzten Winter-Halbjahr im zahnärztlichen Institut der Berliner Universität unter Leitung des Professor Sauer nicht weniger als 1770 künstliche Zähne angefertigt und eingesetzt, darunter 16 ganze Gebisse und 13 ganze Oberstücke. Die meisten dieser Arbeiten wurden in Kautschuk ausgeführt, 12 in Metall; als letzteres wendet Professor Sauer Alluminiumbronze an, die er weicher und elastischer als Goldlegirungen gefunden hat.

VI.

Kinn- und Wangenbildung.

Im innigen Zusammenhange mit Zahn- und Kieferbildung und in ihrer Form zum großen Theil abhängig davon, sind Kinn und Wangen.

Es ist charakteristisch für die menschliche Gesichtsbildung, daß das Kinn dem Thiere fast gänzlich fehlt oder wenigstens nur, wie schon aus den Camper'schen Messungen des Gesichtswinkels hervorgeht, in durchaus verkümmerter Form vorhanden ist. So hat denn auch schon Lavater den Ausspruch gethan: „Je mehr Kinn, desto mehr Mensch!" Und wenn wir darunter auch nicht verstehen wollen, daß ein ganz besonders hervortretendes, voluminöses Kinn ein ganz besonders günstiges Zeichen für menschliche Bildung sei, so steht doch so viel fest, daß ein wohlgeformtes eher vorspringendes als zurücktretendes Kinn dem Gesicht stets etwas Positives im Ausdruck geben wird, während eine zurücktretende verkümmerte Form dieses Gesichtstheiles ganz das Gegentheil, etwas Negatives anzuzeigen geeignet ist. „In Wahrheit beurtheilen schon die alten Physiognomen die Form des Kinnes in dieser Weise," — sagt Carus — „betrachten das mentum subquadratum als Zeichen des männlichen, das mentum rotundum als Zeichen des weiblichen Charakters und rechnen es daher als unnatürlich und sonach auch für das Geistige von übler Bedeutung, wenn in den Geschlechtern die Verhältnisse sich umkehren, so daß z. B. das sehr kleine Kinn beim Manne als übles Zeichen angesehen wird, welches „Falschheit und Bosheit wie bei den Schlangen" anzeige.

Es ist indeß nicht blos der Knochenbau, welcher die Form des Kinnes bestimmt, sondern das Verhältniß des dort unter der Haut sich anlagernden Zellstoffs und Fettes stellt es erst vollkommen her. So wird das Doppel- oder Fettkinn insbesondere bei phlegmatischen, aber dem Wohlleben nicht abgeneigten

Persönlichkeiten vorkommen; während das abgemagerte Knochenkinn, zumal wenn es spitz hervortritt, entweder ein Zeichen hohen Alters, oder einer auch in jungen Jahren schon alten, trocknen, geizigen, habsüchtigen Individualität eigen sein wird.

Die Form des Kinnes ist, wie bereits angedeutet, hauptsächlich von der Gestalt des Unterkiefers abhängig, der nur mit einer leichten Hautdecke versehen und deshalb der direkten kosmetischen Einwirkung schwer zugänglich ist. Die Orthopädie und ausgleichende Zahntechnik haben aber auch hier schon arge Mißgestaltungen gehoben und normale Bildung zuwege gebracht. Im höheren Alter erleidet der menschliche Unterkiefer eine eigenthümliche Veränderung, indem mit dem Verschwinden der Zahnreihen der Mund einsinkt und das Kinn stärker hervortritt. Eine sehr entstellende Difformität ist, zumal in einem männlichen Gesicht, ein kleines, stark zurücktretendes Kinn; hier hat nun die gütige Natur selbst gleich das trefflichste Kosmetikum geboten, denn ein schöner Voll- oder großer Knebelbart macht den Fehler vollständig unbemerkbar.

Ein bekanntes Schönheitszeichen ist das Grübchen im Kinn und bewahrt dem Gesicht, wenn es nicht zu tief und in der Mitte liegt, den kindlichen frohen und offenen Charakter; unschön aber wird es, namentlich in einem Frauengesicht, wenn es zu tief und groß ist oder gar als herablaufende Rinne das Kinn in zwei Hälften theilt.

Die Wangen sind in ihrer sanften Wölbung so recht die Träger und Repräsentanten von Jugend und Gesundheit und vollenden in ihrem anmuthigen Verlauf nach dem Kinn die Schönheit des Gesichtsovals. Beim jungen Kinde sind die Wangen wenig entwickelt, namentlich in der oberen Richtung; denn in diesem Alter sind die Kiefernbogen und die untere Randleiste der Augenhöhle fast zusammenstoßend; später wölben sich diese Organe und erheben sich auf der Oberfläche vermöge der ungemeinen Erweiterung der Kinnbackenhöhlen, die bei der

Geburt im Zustande völliger Unentwickeltheit sind. Doch tragen hierzu auch die Jochbogen bei, welche sich unter der Haut immer mehr entwickeln und einen wesentlichen Theil zu dem apfelartigen Hervorspringen und der Entwickelung der Wangen beitragen.

Auch in den Wangen sind die soeben erwähnten Grübchen ein Schönheitszeichen und können dem weiblichen Gesichte einen besonders anziehenden Reiz verleihen. Dies bestätigt auch ein bereits mehrfach angeführter Autor in kosmetischen Dingen und sagt: „Kleine, symmetrisch auf beiden Wangen, ohne starke Kräuselung der Umgegend, sich nur bei lächelnder Bewegung geltend machende Grübchen geben dem Gesichte einen schelmischen, muthwilligen, sprudelnden Ausdruck, insbesondere bei Blondinen, weniger bei Brünetten, wo sie leicht den Charakter des Listigen, Falschen annehmen, als ob unter der kräuselnden Wasserfläche ein geheimes Wesen sich bewegt und birgt; daher wohl auch das Sprüchwort:

„Grübchen in Backen — Schelm im Nacken,
Grübchen im Kinn — treuer Sinn."

Die Form der Wangen hängt großentheils von der Konstitution des Individuums im allgemeinen ab. Bei vorherrschender Magerkeit zum Beispiel sind die Wangen insgemein tief ausgehöhlt, während sie hingegen bei feisten Individuen über die Maßen aufgedunsen erscheinen. Hier wird nun auf diätetischem Wege vielleicht am ehesten ein Ausgleich nach der normalen Richtung hin zu erzielen sein. Indessen können auch andere, rein lokale Umstände auf die Form der Wangen entscheidend einwirken.

Es muß hier gleich vorausgeschickt werden, daß gegen alle diejenigen Fehler der Form und des Baues der Wangen, deren Ursache in der Bildung des Skeletts, dieser unvermeidlichen Unterlage der genannten Organe, zu suchen ist, sich wenig thun läßt. In andern, nicht weniger häufigen, Fällen aber ist es der organische Zustand der Muskelunterlage der Wangen, welche hauptsächlich aus den Kaumuskeln besteht, in der wir die Ursache ihres Einfallens oder Anschwellens zu suchen haben; und daran knüpft Dr. Eid in seiner „Kalliplastie" folgende Bemerkungen: „Die Beobachtung, daß die Glasbläser und Spieler von Blasinstrumenten sehr entwickelte Wangen haben, spricht ganz

dafür, daß dieser Umstand der übermäßigen Anstrengung zuzuschreiben ist, welcher bei ihnen die zum Blasen thätigen Muskeln ausgesetzt sind. Eine gleiche Wahrnehmung macht man bei starken Essern; bei diesen letzteren sind es besonders die an den Schläfen liegenden, sowie die Kaumuskeln, welche mehr in Thätigkeit gesetzt werden, weshalb denn auch die hinteren Theile ihrer Wangen und die Gelenke der Kinnladen mehr und mehr hervortreten. Außerdem kann man noch täglich die Beobachtung machen, daß fast alle Gourmands einen breiten und unmäßig gespaltenen Mund haben, ein Umstand, welcher offenbar in dem Mangel an gleichmäßiger Thätigkeit der Gegenmuskeln seinen Grund hat."

Aus dem Schluß dieser Beobachtungen glaubt Dr. Eid Personen mit sehr eingefallenen Wangen nun keinen besseren Rath geben zu können, als — Blasinstrumente zu spielen, welchem Vorschlage der menschheitliebende Verfasser dieses Buches aber schon deshalb nicht beistimmen möchte, um den unerbetenen Ohrenschmaus, welchem mancher friedliebende Bürger ohnedem schon durch das viele Klavierspielen ausgesetzt ist, nicht noch vermehren zu helfen. — Ein weniger barbarisches und geräuschvolles Mittel führt der französische Kalliplastiker für Kinder mit eingefallenen Wangen zur Ausbildung der Backenmuskeln an und empfiehlt, dieselben die ihnen gereichten Speisen möglichst kräftig kauen zu lassen. Dieses Mittel dürfte jedenfalls auch für Erwachsene vorzuziehen sein, namentlich, wenn nicht nur kräftig, sondern auch — gut und viel gekaut würde.

Wenn die Magerkeit der Wangen rein lokaler Natur ist und nicht in Körperschwäche oder allgemeiner Atrophie ihren Grund hat, so räth Dr. Eid, eine kräftigere Entwickelung dadurch herbeizuführen, daß man die Blutgefäße auf dem Wege der Kunst zu erhöhter Lebensthätigkeit anregt und ihnen Nahrung aus dem Blute zuführt. Zu diesem Zweck bediente er sich der expansiven Kräfte und wandte kleine Glasglocken an, denen ähnlich, deren sich die Aerzte als Schröpfköpfe bedienen. Dr. Eid will durch dieses Verfahren der Ausdehnung, das er allerdings längere Zeit mit großer Genauigkeit fortsetzte, wirklich günstige Resultate erzielt haben; ein eigentliches Endurtheil darüber aber giebt er deshalb nicht, weil er seine Experimente nicht so weit ausdehnen konnte, um überzeugt zu sein, daß die erlangte vollere Form der

Wangen nun auch von Bestand sein und nicht etwa wieder in den früheren fehlerhaften Zustand zurückfallen würde.*)

Die häufigste Ursache eingefallener Wangen ist — wie schon weiter oben angedeutet — namentlich bei älteren Personen, der Mangel der Backenzähne. Es giebt viele Menschen, die sich der Wohlthat des künstlichen Zahnersatzes nur bedienen, wenn der Verlust der Zähne sie am Sprechen hindert und der geöffnete Mund häßliche Zahnlücken zeigt. Dabei bedenken sie nicht, daß diese theilweise Ergänzung der Vorderzähne das Uebel noch vergrößern und die Wangen noch schmäler und eingefallener erscheinen lassen kann. Das einzuschlagende Verfahren der Abhülfe liegt hier auf der Hand, und ist vielleicht eines der einfachsten, um einen entstellenden Gesichtsfehler aufzuheben.

Zu volle Wangen, sogenannte: „Pausbacken", kommen unter unserm heutigen nervösen und blutarmen Geschlecht seltener als Schönheitsfehler vor, und wenn es der Fall ist, sind sie meist mit allgemeiner übermäßiger Körperfülle im Zusammenhang.

Die Wangen sind in ihrer Fülle oder Magerkeit in den meisten Fällen zugleich ein Gradmesser vom allgemeinen Aussehn und Befinden des Menschen. Große Magerkeit sowohl als übermäßige Fülle oder Feistigkeit können das Gesicht, trotz der günstigsten Uebereinstimmung der einzelnen Theile, in seiner kosmetischen Wirkung nicht nur behindern, sondern geradezu häßlich machen. Der Knochenbau des Gesichts darf noch so regelmäßig und seine Formen noch so proportionirt vorhanden sein, so wird doch, namentlich ein größerer Mangel jener angenehmen „Fülle der Gesundheit" dem Gesicht immer den Ausdruck des Unschönen und bei übermäßiger Magerkeit sogar etwas Abstoßendes, Todtenähnliches geben.

Ist die Magerkeit nur durch Krankheit hervorgerufen, so kehrt natürlich mit der hergestellten Gesundheit auch die Fülle und Schönheit des Gesichts wieder zurück. Nun giebt es aber eine Magerkeit, die sozusagen Familienerbtheil ist, wo alle Glieder

*) Sollte nicht vielleicht auch eine gewisse Massage, d. h. ein kunstgerechtes Drücken und Kneten der Backen zu deren Rundung und Fülle beitragen können? — Der Versuch wäre ja leicht zu machen. (D. V.)

der Familie zeitlebens mager sind und bleiben, weil das Uebel in der Konstitution der Individuen seinen Grund hat.

Die Rathschläge, welche verschiedene Aerzte in Bezug auf die Lebensweise zur Erlangung oder Erzeugung einer angenehmen Wohlbeleibtheit gegeben haben, lassen sich in Folgendem zusammenfassen: Ein paar wesentliche Bedingungen sind vor allem andern mäßige Bewegung und viel Schlaf. Nachahmenswerth ist auch eine Sitte der morgenländischen Frauen, die bekanntlich Wohlbeleibtheit für eine große Schönheit halten, die Sitte nämlich, täglich lauwarme Bäder zu nehmen und längere Zeit darin zu verweilen. Die türkischen Frauen pflegen sich außerdem im Bade Suppen und Kraftbrühen serviren zu lassen. Die Nahrung muß hauptsächlich in dicken Suppen bestehen, in Geflügel und Getränken aus einem Dekokt von Hafer- oder Reisschleim. Namentlich aber muß jede anstrengende Thätigkeit des Geistes streng vermieden werden, ebenso Langeweile, Unruhe und vor Allem die Schwermuth, desgleichen ist das Uebermaß in Genüssen der Liebe zu meiden.

Wenn die Magerkeit die Wangen hohl macht und die Augen tief in ihre Höhlen zurücktreten läßt, während die mit einer trockenen, oft runzlichen Haut bedeckten knochigen Theile des Gesichts widerwärtig hervorspringen, so raubt dagegen große Feistigkeit den Wangen ihren Reiz und den Zügen ihre Zartheit und läßt nicht selten das ganze Gesicht plump und ausdruckslos erscheinen.

Die Gesichtskorpulenz kann zuweilen solche Dimensionen annehmen, daß ein feineres Mienenspiel in den Zügen überhaupt nicht mehr zur Geltung kommt und selbst das Lachen und Lächeln seine Schwierigkeiten hat, sich durch die dicken Fettpolster hindurchzuarbeiten. Lichtenberg sagt in seinen Vermischten Schriften: „Es giebt Leute, die so fette Gesichter haben, daß sie unter dem Speck lachen können, daß der größte physiognomische Zauberer nichts davon gewahr wird, da wir arme winddürre Geschöpfe, denen die Seele unmittelbar unter der Epidermis sitzt, immer die Sprache sprechen, worin man nicht lügen kann." — Ich habe in meiner Jugend eine „Frau Oberamtmännin" gekannt (ihr Kutscher, der ein Ethymologe war, nannte sie „Frau Oberamtsfrau"), die ein so fettes Angesicht hatte, daß man faktisch nicht mehr sehen konnte, ob sie lachte,

oder nicht etwa irgend einen andern, ganz entgegengesetzten Gesichtsausdruck zum Besten gab; sie lachte schließlich eigentlich nur noch — mit dem Bauche, den sie bei angenehmer Zwerchfellerschütterung in dem gewöhnlichen Lachtempo auf und niederbewegte, welchen Effekt sie in der Regel noch durch ihre quabblichen Hände markirte, die übereinandergelegt auf dem genannten Organe ruhten. Sintemal die Dame außerdem ganz heiteren, wenn auch phlegmatischen Temperamentes war, so konnte man sich dieses Anblicks öfter erfreuen.

Da sich auffällige Magerkeit sowohl, wie übermäßige Fülle in den meisten Fällen nicht nur auf das Gesicht allein beschränken, sondern der ganze Körper daran Theil nimmt, so wird die Ursache dazu, wenn nicht etwa besondere Krankheitsfälle vorliegen, fast stets in der Konstitution des Individuums, hauptsächlich aber in der Anlage für das Ernährungsleben zu finden sein, und eine Regulirung des letzteren zu Gunsten eines natürlichen gesunden Stoffwechsels sich immer als das beste Mittel zur Abhülfe erweisen. Der verständige Hausarzt wird hier also stets der beste Kosmetiker sein.

VII.

Die Ohren.

Wir dürfen unsere Betrachtungen über die einzelnen Gesichtstheile nicht abschließen, ohne der Ohren zu gedenken, auch wenn diese hochwichtigen Sinnesorgane, streng genommen, nicht zum Gesicht mehr gehören, sondern als zwei verlorene Wachtposten an den Seiten des Kopfes stationirt sind. Immerhin sind die Ohren in ihrer normalen Gestalt und Form ein wesentliches Schönheitszeichen. Die schönste Gesichtsbildung ist gestört, wenn anstatt zwei normal gebildeter Ohren, ein Paar unförmige, abstehende „Horchlappen am Kopfe pendeln", wie Frau Wilhelmine Buchholz sich auszudrücken beliebt; darum ist es entschieden von Wichtigkeit, in kosmetischer Beziehung auch diesem Organe frühzeitig eine gewisse Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Schon von der ersten Kindheit an kann man dem Ohre eine verschönernde Behandlung zu Theil werden lassen, und dies geschieht unbewußt bereits dadurch, daß man dem neugeborenen Kinde bald ein Mützchen aufsetzt und auf diese Weise ein etwaiges unschönes Entfalten der Ohrmuschel in abstehender Richtung verhindert. Die abstehenden Ohren der Bauern und ärmeren Leute haben gewiß zum Theil in der Verzichtleistung auf diese erste Vorsichtsmaßregel ihren Grund. Auch wird es gut sein, darauf zu halten, daß kleine Kinder nicht mit umgeklappten Ohren auf dem Kopfkissen liegen und daß man ihnen später an den zu tragenden Hütchen und Mützen die breiten Haltebänder nicht *hinter*, sondern *vor* den Ohren anbringt. Vielleicht dürfte auch das Ziehen an den Ohren und das Kneifen derselben, das bei jugendlichen Uebelthätern gern als kleine Züchtigung angewandt wird, bei zu häufiger Wiederholung einer schönen Ent-

wickelung des Ohres hinderlich sein. Das Ertheilen von „Ohrfeigen" aber ist nicht nur für die äußere Ohrbildung, sondern unter Umständen auch für das innere Organ von höchster Gefahr; erst kürzlich ging eine Nachricht durch die öffentlichen Blätter, daß eine „Dame" in Frankfurt am Main die — Gouvernante ihres Kindes durch Replizirung einer Ohrfeige, nach Aussage von sechs Aerzten, vollständig taub geschlagen und dafür eine Entschädigung von 20,000 Mark zahlen sollte.

Mit der korrigirenden Behandlung mißgestalteter Ohren hat sich u. a. schon der bereits wiederholt erwähnte Dr. Schreber befaßt und sagt in Bezug darauf in seinem „Buch der Erziehung" Folgendes:

„Der natürliche Schönheitssinn macht es Eltern und Erziehern zur Pflicht, auch für schöne Entwickelung der äußeren körperlichen Formen Sorge zu tragen. Am meisten dürfte dies gelten von den die ganze äußere Erscheinung des Menschen am meisten bestimmenden Theilen des Kopfes und des Gesichts. Wir finden da häufig zweierlei Punkte des Anstoßes, auf welche sich im jugendlichen Alter noch recht befriedigend einwirken läßt, nämlich die Ohren und die Nase.

„Eine ziemlich häufige Mißform der Ohren ist ihr flügelförmiges Abstehen vom Kopfe, welches dem ganzen Gesichtsausdruck jenes bekannte, eigenthümliche unangenehme Gepräge giebt. Ein leinenes etwas breit zusammengelegtes Tuch, welches, die Ohren gehörig fassend, in senkrechter Richtung auf dem Kopfe zusammengebunden wird und nur des Nachts liegen zu bleiben braucht, genügt, um in kurzer Zeit die Ohren zu normaler Stellung zurückzuführen. — Zuweilen ist der äußere Saum des Ohres an irgend einem Punkte nach außen umgestülpt. Auch diese entstellende Ohrform läßt sich leicht beseitigen, wenn man die betreffende Stelle des Ohrsaumes durch ein kleines Heftpflasterstreifchen ein paar Monate hindurch fortwährend in der normalen Einwärtsstülpung erhält."

Gegen das bedeutendere Abstehen der Ohren bedient man sich neuerdings auch federnder Bügel, welche über den Scheitel gelegt und mit zwei Pelotten über beiden Ohren befestigt werden. Solche Bügel müssen oft viele Monate lang

getragen werden, damit während des Wachsthums des Kindes die betreffenden Organe sich in ihrer Wachsthumsrichtung ändern.*)

Als edlere Bildung des Ohres hat man stets die kleinere in zierlichen Verhältnissen gehaltene Form betrachtet und dieselbe, mit mehr oder weniger Recht, sogar die „aristokratische" genannt. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß ein kleines Ohr, besonders einem schönen Damenkopfe, zur Zierde gereicht. Die klassischen Künstler des Alterthums haben bei ihren weiblichen Statuen niemals das Ohr bedeckt, denn sehr wohl war es ihnen bekannt, daß dasselbe schon als Unterbrechung der monotonen, eirunden Linie des Kopfes der Schönheit zum Vortheil gereicht.

Wenn nun das äußere Ohr in der That als von wesentlichem Belang für die schöne Architektonik des Kopfes und Gesichts betrachtet werden muß, so ist der Einfluß, den das gesunde innere Ohr, der eigentliche Gehörsinn auf den Ausdruck des Gesichts hervorbringt, ein fast noch bedeutenderer. Man beobachte nur, wie das Anhören einer schönen Musik oder eines guten Gesanges die Züge belebt und verklärt und wie anderseits Schwerhörigkeit oder gar das gänzliche Unvermögen zu hören dem Gesichte den Stempel von Aengstlichkeit und Mißtrauen aufzudrücken vermag. Der schwermüthig-düstere Ausdruck, welcher auf dem Gesichte Beethovens in seinen letzten Lebensjahren Platz nahm, hatte jedenfalls nur in diesem Gebrechen seinen Grund. Sehr treffend spricht sich über diesen Punkt Dr. Klencke in seiner „Diätetischen Kosmetik" aus und sagt unter Anderm:

„Ein todtes oder blickloses, nur Schimmer empfindendes oder hinter starke optische Gläser gefesseltes Auge ist allerdings jeder Gesichtsschönheit Tod und Ruin, aber nicht weniger leidet auch das schönste Gesicht durch Schwerhörigkeit; die sonst regelmäßige, offene, leuchtende Physiognomie nimmt einen ängstlich horchenden, mißtrauischen oder glotzenden Ausdruck an, die Geberde,

---

*) Das Instrument kann nach Einsendung des Maßes der Entfernung beider Ohrmuscheln von einander, über den Scheitel gemessen, von dem Instrumentenmacher L. Dröll in Frankfurt am Main bezogen werden. Es ist darauf zu achten, daß beim Tragen dieses Apparates die Oeffnungen des Gehörganges nicht geschlossen werden.

und wäre sie einst von natürlicher und anerzogener Anmuth beherrscht gewesen, wird unwillkürlich, zunächst in der Miene, besonders in Auge und Mund, dann in der Kopfhaltung und Bewegung, endlich im gesammten Geberdenspiele verändert und unschön. Der bewußtlos zur Gewohnheit werdende Griff mit der Hohlhand hinter die Ohrmuschel, das Stieren der forschenden Augen auf die Lippen und mimischen Bewegungen des Sprechenden, das Vorbeugen des Nackens und des Rumpfes, die Unsicherheit in eigener Geberde und Sprache, die schüchterne Unruhe oder kalte Theilnahmlosigkeit der Gesammterscheinung, hervorgegangen aus dem Gefühle der Ungeselligkeit, das Verleugnen der Schwerhörigkeit aus Eitelkeit und der stille Aerger der Empfindlichkeit bei absichtlich lauterer Betonung der Worte anderer — alles dies macht unschön, tödtet die Wirkung auch der schönsten Gesichtsbildung und erregt statt Wohlgefallen nur Mitleid." — Es geht daraus wohl zur Genüge die Lehre hervor, daß nicht nur der Schönheit des äußeren Ohres allein, sondern auch der inneren Gesundheit dieses wichtigen Organs in Bezug auf angenehme physiognomische Erscheinung die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden ist.

Im allgemeinen ist das menschliche Ohr, gleichwie die Nase, so gut wie bewegungslos. Darwin nimmt jedoch an, daß auch das Ohr einst beweglich gewesen ist, und sagt in seinem Buche über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen u. a.: „Wenn unsere Ohren beweglich geblieben wären, so würden ihre Bewegungen in hohem Grade ausdrucksvoll sein, wie es bei allen Thieren der Fall ist, die dieselben zu bewegen vermögen." — Und in der That würden wir gewiß eine ganz außerordentliche Mimik mit den Ohren treiben, wenn dieselben ihre einstige Bewegung behalten hätten. Wie würden wir sie spitzen, wenn Jemand hinter unserm Rücken unser Lob verkündete, — wie würden wir sie schütteln, wenn das Gegentheil der Fall wäre! Wie würden wir sie hängen lassen, wenn eine bestimmte Hoffnung uns nicht in Erfüllung gegangen wäre oder ein unerwartetes Mißgeschick uns getroffen hätte. — Der Sprachgebrauch deutet darauf hin, daß diese Ohren-Mimik faktisch einmal existirt haben kann, denn die Redensarten: „er läßt die Ohren hängen" oder „er wird die Ohren spitzen, wenn er das hört" 2c., sind noch in allen Volksschichten gebräuchlich.

Es giebt übrigens heute noch Menschen, die die Ohren bewegen können, und jedenfalls ist es nicht unwahrscheinlich, daß durch Uebung diese verloren gegangene Ausdrucksfähigkeit wieder erlangt werden könnte. — Ich habe selbst einen jungen Mann gesehen, der die Ohrmuscheln wie ein Taschenmesser zusammenklappen konnte, und die Ohren verharrten alsdann in diesem Zustande so lange, bis er sie willkürlich eines nach dem andern oder auch beide zugleich (ohne sie zu berühren, nur durch die Gewalt der Muskeln) wieder aufklappte. Der junge Mann glaubte diese Fertigkeit dadurch erlangt zu haben, daß er als Knabe mit umgeklappten Ohren zu schlafen pflegte.*)

Auch an den künstlichen Ersatz der etwa bei der Geburt schon mangelnden oder später durch Unfall oder Krankheit zerstörten Ohrmuschel hat die Kosmetik gedacht, da ein fehlendes Ohr, wenn auch nicht ganz so entstellend, wie eine fehlende Nase, immerhin ein gewaltiger „Defekt" am Kopfe ist. Man verfertigte künstliche Ohren früher aus Leder, Papier-maché 2c., wohl auch aus Gold- oder Silberblech, welches, nachdem es in die anatomische Form getrieben war, eine hautfarbige Emaille erhielt. In neuerer Zeit aber bedient man sich mehr jener

---

*) Die „Kunst die Ohren zu bewegen", ruft mir noch eine andere drollige, wenn auch in einer etwas peinlichen Pointe gipfelnden Episode meines Lebens in Erinnerung:

Ich hatte im Winter 1864 die hohe Ehre, vor der damals noch regierenden hannöverschen Königsfamilie und deren nächstem Hofstaat im Schlosse Herrenhausen bei Hannover, auf besondere Einladung ein paar Vorträge zu halten, nach deren Schluß der König und die Königin jedesmal Veranlassung nahmen, mir einige liebenswürdige Worte der Anerkennung zu sagen. Zu den anwesenden Gästen gehörte u. a. auch ein mit dem königlichen Hofe verwandter Prinz S...., ein älterer Herr von etwa 60 Jahren, der mir am zweiten Abend gleichfalls sein Kompliment machte und sich mir zugleich als „eine Art Kollegen" vorstellte, da er die Kunstfertigkeit besitze, mit den Ohren wackeln zu können. Ohne weiteres gab er von diesem Talent zum besonderen Amüsement des hohen Auditoriums auch sofort eine sehr gelungene Probe zum Besten, indem er zunächst mit dem einen, dann mit dem andern Ohre wackelte und schließlich beide zugleich in ziemlich auffällige Bewegung setzte. — „Aber Onkel, wie wird denn das gemacht?" fragte darauf der z. Z. sich in dem wissensdurstigen Alter von 14—15 Jahren befindliche, hoffnungsvolle Thronerbe (der jetzige Herzog von C.). — „Das weiß ich nicht," erwiderte Onkel S...., „ich glaube nur, daß ein Paar gut ausgebildete Ohren dazu gehören." — Darauf der junge Prinz: „Nicht wahr, wie beim Esel." — Tableau!

fleischfarbigen Kautschukmasse, wie sie zur Imitation des Zahnfleisches beim künstlichen Ersatz der Zähne verwendet wird. (Gegenwärtig sollen künstliche Ohrmuscheln von Dr. Carl Gerke in Amsterdam angefertigt werden.)

Das Ohr — d. h. das natürliche, nicht das künstliche — ist in seiner äußeren Gestalt zugleich das am wenigsten veränderliche Organ am Kopfe. Wenn die Stirn Falten bekommt, die Nase mit den Jahren spitz oder plump wird, die Augen in ihre Höhlen zurücktreten, die Wangen einsinken und der Mund zusammenfällt, so behält das Ohr nicht nur seine ursprüngliche Gestalt, sondern verändert sich auch in der Farbe nur wenig. Dies hat wohl auch dahin geführt, daß man dem Ohre neuerdings als „besonderem Kennzeichen" eine specielle Würdigung zugewandt hat. Das Polizeipräsidium von Berlin wies nämlich die Behörden vor kurzem darauf hin, daß zur Erleichterung bei der Vergleichung von Verbrecherphotographien es sich empfehlen würde, die Aufnahme so zu halten, daß das linke Ohr deutlich erkennbar wäre, denn, wenn sich im Laufe der Jahre die Gesichtszüge völlig verändert haben, so hat das Ohr seine Formen beibehalten; auch dürfte es kaum zwei Personen mit ganz gleich geformten Ohren geben. — Nicht ohne Grund wurde dabei noch vor jeder Retouchirung gewarnt.

Dritter Theil.

Ausdruck und Mienenbildung.

Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze.
Ev. Johannis, Cap. 6, V. 63.

I.

Mienenschönheit und Mienensprache.

Es ist im Vorhergehenden bereits wiederholt angeführt worden, daß die Schönheit des Gesichts in der Hauptsache eine zweifache ist; — sie kann erstlich bestehen: in der von der Natur gegebenen Regelmäßigkeit der Formen als architektonische Schönheit, und anderseits: in der Bewegung dieser Formen als geistige Schönheit, in Anmuth und seelischem Ausdruck.

Schon die Griechen kannten diese Doppelschönheit und legten nach ihrem Mythus der Schönheitsgöttin einen Gürtel bei, der die Zauberkraft besaß, dem, der ihn trug, Anmuth und Liebreiz zu verleihen. Sie unterschieden also Anmuth und Grazie noch von der Schönheit des Körpers, da sie solche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttin zu trennen waren. Juno, die herrliche Königin des Himmels, muß jenen Gürtel erst von der Venus entlehnen, wenn sie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit also ist — wie Schiller in „Anmuth und Würde" sagt, — selbst wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, sondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

„Die Schönheitsgöttin kann aber doch ihren Gürtel entäußern und seine Kraft auf das Minderschöne übertragen. Anmuth ist also kein ausschließendes Prärogativ des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderschöne, ja selbst auf das Nichtschöne übertragen werden."

„Was aber ist nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschließlich verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen herstammt, aber die

Wirkungen desselben auch an dem Nichtschönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen aber durch sie allein Neigung einflößen kann?"

„Anmuth ist eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der festen Schönheit, die mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr."

„Der Gürtel des Reizes verliert aber auch bei dem Minderschönen und selbst bei dem Unschönen seine magische Kraft nicht; das heißt, auch das Minderschöne, auch das Nichtschöne kann sich schön bewegen." —

„Die Freiheit regiert also die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele giebt die Schönheit des Spiels. — Endlich bildet sich der Geist sogar seinen Körper, und der Bau selbst muß dem Spiele folgen, so daß sich die Anmuth nicht selten in architektonische Schönheit verwandelt." *)

In diesen wenigen den Schriften unseres größten Dichters entnommenen Sätzen liegt das Geheimniß einer wahren physiognomischen Verschönerungskunst. Nicht nur die Formen sind es, die wir auszubilden haben, sondern auch die Bewegung dieser Formen, das Spiel der Mienen, welches schließlich zum Ausdruck wird.

Kein anderer preist diese Doppelschönheit des Menschengesichts so wahr und schön zugleich als der bereits erwähnte Dichter des „Laienbreviers," wenn er sagt:

„Nichts wäre Seele, nichts selbst wäre Liebe
Und Wort und Weisheit ohne Dich, Du Schlüssel
Zur Welt ... wenn aus dem rings behaarten Haupt
Des Menschen selber Engelstön' erklängen!"

Es muß hier bemerkt werden, daß unter Ausdruck einer Physiognomie hauptsächlich das geistige Zusammenwirken der

---

*) Schiller: „Ueber Anmuth und Würde."

Züge zu verstehen ist. Ein Puppenkopf hat keinen Ausdruck, selbst wenn er sein Dasein der ersten Pariser Fabrik zu danken haben sollte. Der geistige Ausdruck verschwindet daher auch nicht, wenn Krankheit, Kummer oder das Alter den Zügen ihren Reiz genommen haben.

Die geistige oder seelische Belebung der Züge ist es denn zugleich, die dem Gesicht — und nur dem Menschengesicht allein — jenes „unnennbare Etwas" verleiht, welches keine Philosophie auf Erden jemals zu ergründen und zu erklären im Stande sein wird; jenes „sichtbar unsichtbare" Fluidum, das wie eine Art Seelen-Aether nicht nur aus dem Auge strahlt, sondern über das ganze Antlitz gegossen erscheint, und durch welches wir beim Anblick einer Person sofort mit derselben in einen gewissen magnetischen Rapport treten, einen Austausch von Empfindungen eingehen, ohne daß wir scheinbar auch nur die geringste Bewegung der Züge wahrnehmen.

Selbst im ruhigsten Zustande kann das menschliche Antlitz auf den Beschauer einen Einfluß ausüben, der in der That nur auf einen unerklärlichen Seelenrapport zurückzuführen ist. Ich spreche hier nicht von jenem oberflächlichen Eindruck, der, wie er kommt, auch wieder verschwindet und der uns oft überrascht, wenn wir einem fremden Menschen begegnen, von dem wir bestimmt wissen, ihn nie vorher gesehen zu haben, dennoch aber in seinen Gesichtszügen etwas Bekanntes, scheinbar oft Gesehenes oder Aehnliches zu finden glauben. Nein, ich rede hier von dem tiefen und unauslöschlichen Eindruck, den ein Gesicht in unserer Seele zurückläßt, das nicht allein überaus schön und edel ist oder dem Ideale, das wir in uns tragen, mehr oder minder entspricht, sondern weil es einen unklar in uns schlummernden Ton anzuschlagen scheint und dadurch unserer Stimmung eine Richtung giebt, die sie vorher nicht hatte, ihr oft sogar gerade entgegengesetzt war.

Man ist augenblicklich bemüht, eine Sprache zu gründen, die in der ganzen Welt verstanden wird, die ein geistiges Kommunikationsmittel werden soll für den Verkehr aller Nationen; — diese „Volapük-" oder Weltsprache existirt bereits, und ihr Organ ist unser Angesicht.

Daß das Menschenantlitz eine Sprache redet, die über alle Sprachen der Welt erhaben ist — eben, weil sie bezeichnender,

ausdrucksvoller und verbreiteter ist als jede erdenkliche Wortsprache — ist Niemandem ein Geheimniß. Und wer verstände und übte diese Sprache nicht schon von Jugend auf?! — wenn auch nur instinktmäßig und unbewußt; der Säugling an der Mutter Brust versteht schon frühzeitig das Lächeln seiner Ernährerin und beantwortet es wieder durch ein Lächeln. Ja, selbst unsere Hausthiere erkennen das Mienenspiel, und ein kluger Hund weiß sehr wohl die Stimmung im Gesichte seines Herrn zu lesen und Freude oder Kummer darin zu unterscheiden.

Das Lächeln der Freude, die faltenreichen Züge des Schmerzes, der starre Blick des Staunens, das Beben der Furcht, die Laute und der Blick der zärtlichen Liebe, das Stirnrunzeln des Zorns — sind Jedem bekannte Zeichen dieser Sprache und unzertrennbar verknüpft mit den Gefühlen, deren Ausdruck sie bilden. —

„Die ganze Verwaltung der Natur ist auf Ausdruck berechnet," — sagt Emerson — „der schwatzhafte Körper spricht alle Sprachen. Die Menschen sind wie Genfer Uhren mit krystallenen Gehäusen, durch welche man jede Bewegung wahrnimmt. Das Lebenselixir steigt in diesen schöngestalteten Behältern auf und ab und zeigt dem Neugierigen, wie es mit ihnen steht. Augen und Gesicht verrathen, was die Seele vornimmt, wie alt sie ist, welche Ziele sie sich gesteckt hat; die Augen deuten das Alter des Geistes an, oder durch wieviel Formen er sich bereits emporgearbeitet hat. Es ist eine Verletzung des Eigenthumsrechtes, wenn wir mit dem Hauche des Athems noch sagen, was die Augen nicht verfehlen, jedem auf der Straße Vorübergehenden zu entdecken." — Und so hat wohl auch Mirza Schaffy Recht, wenn er sagt:

„In jedes Menschen Gesichte
Steht seine Geschichte,
Sein Hassen und Lieben
Deutlich geschrieben;
Sein innerstes Wesen
Es tritt hier an's Licht —
Doch nicht jeder kann's lesen
Verstehn jeder nicht."

Selbst Lichtenberg, der strenge und unerbittliche Gegner Lavaters, erkennt diese physiognomische Sprache an und sagt

in seinem bekannten Aufsatz: „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen“ wörtlich Folgendes: — „Unstreitig giebt es eine unwillkürliche Geberdensprache, die von den Leidenschaften, in allen ihren Gradationen über die ganze Erde geredet wird. Verstehen lernt sie der Mensch gemeiniglich vor seinem fünfundzwanzigsten Jahre in großer Vollkommenheit. Sprechen lehrt sie ihn die Natur und zwar mit solchem Nachdruck, daß Fehler darin zu machen, zur Kunst ist erhoben worden. Sie ist so reich, daß blos die süßen und sauren Gesichter ein Buch füllen würden, und so deutlich, daß die Elephanten und Hunde den Menschen verstehen lernen.“ — Und an anderer Stelle sagt derselbe Autor: „Wir können gar nichts von der Seele sehen, wenn sie nicht in den Mienen sitzt. Die Gesichter einer großer Versammlung von Menschen könnte man eine Geschichte der menschlichen Seele nennen, mit einer Art von chinesischen Zeichen geschrieben. Die Seele legt, wie der Magnet den Feilstaub, so das Gesicht um sich herum, und die Verschiedenheit der Lage dieser Theile bestimmt die Verschiedenheit dessen, das sie ihnen gegeben hat. Je länger man Gesichter beobachtet, desto mehr wird man an den sogenannten nichtsbedeutenden Gesichtern Dinge wahrnehmen, die es individuell machen. — Gesicht und Seele sind wie Silbenmaß und Gedanken.“

Und diese „ewige Sprache der Menschheit“ ist dieselbe überall. Die Wortsprachen der Völker sind in ihren Lauten verschieden und wechseln bis in's Tausendfache, die Mienensprache der Menschen aber ist zu allen Zeiten und an allen Orten dieselbe geblieben. Einen schlagenden Beweis dafür hat Darwin geliefert. Es schien dem berühmten Forscher bei Abfassung seines bekannten Werkes über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen von großer Bedeutung zu sein, zu ermitteln, „ob dieselben Weisen des Ausdrucks, dieselben Geberden, bei allen Menschenrassen, besonders bei denjenigen, welche nur wenig mit Europäern in gesellige Berührung gelangt sind, vorzukommen pflegen, wie so oft, aber ohne weitere Belege dafür zu geben, behauptet worden war.“ Infolgedessen setzte er im Jahre 1867 sechszehn Fragen auf und verschickte dieselben gedruckt, theils direkt theils indirekt an Bekannte nach den verschiedensten, ja entferntesten Welttheilen. Die drei ersten dieser Fragen lauteten u. a. wie folgt:

1. Wird das Erstaunen dadurch ausgedrückt, daß die Augen und der Mund weit geöffnet und die Augenbrauen in die Höhe gezogen werden?

2. Erregt die Scham ein Erröthen, wenn die Farbe der Haut ein Sichtbarwerden desselben gestattet? und besonders: wie weit erstreckt sich das Erröthen am Körper abwärts?

3. Wenn ein Mensch unwillig oder trotzig ist, runzelt er die Stirn, hält er seinen Körper und Kopf aufrecht, wirft er seine Schultern zurück und ballt er die Faust?" —

Auf sechzehn solcher Fragen erhielt Darwin nach und nach sechsunddreißig Antworten von den verschiedensten Beobachtern, darunter mehrere von Missionaren und Beschützern der eingeborenen Bevölkerungen, und kam dadurch zu der Belehrung: „daß ein- und derselbe Zustand der Seele durch die ganze Welt mit merkwürdiger Gleichförmigkeit ausgedrückt wird," — welche Thatsache ihm zugleich auch als Beweis für die große Aehnlichkeit aller Menschenrassen im Baue des Körpers und in den geistigen Anlagen interessant erschien.

Nun können aber diese Ausdrucksweisen der Seele, wenn auch im allgemeinen dieselben, und trotz der großen Aehnlichkeit der Menschen unter einander, im besonderen, das heißt, auf das einzelne Individuum beschränkt, doch sehr verschieden sein. Es wird der eine die Freude oder den Schmerz anders in seinen Zügen kundgeben, als ein anderer, je nachdem er geistig veranlagt oder durch Bildung und Erziehung auf eine höhere oder niedrigere Stufe der Civilisation gestellt worden ist.

II.

Der Nachahmungstrieb als Grundlage der Mienenbildung.

Wir lesen in Engel's „Mimik":

„Jeder Mensch ist in gewissem Sinne ein Schauspieler, indem er sich selbst in seiner eigensten Wesenheit hervorzubringen und darzustellen hat, und es ihm in seiner Repräsentation stets darauf ankommen muß, sich in dem rechten Ton und Schick seiner Existenz nie zu vergreifen und darum die geeignetsten und würdigsten Formen für sich zu finden. Die Darstellung der menschlichen Persönlichkeit beginnt daher von innen heraus, und die charaktergemäßeste, ausdrucksvollste (und zugleich schönste) Gestalt wird die sein, welche sich aus ihren geistigen Momenten auferbaut, sich gewissermaßen als Blüthe derselben geformt hat."

Wie es eine theatralische Mimik giebt, so giebt es entschieden auch eine Darstellungskunst, die auf der großen „Bühne des Lebens" gepflegt und ausgeführt wird und von welcher die Schauspielkunst eigentlich nur eine Kopie ist. Wie aber auf der Welt der Bretter gerade die hervorragendste Seite der Mimik, das heißt, die physiognomische Geberdensprache arg vernachlässigt wird, so ist es auch im wirklichen Leben der Fall. Es giebt nur wenig Menschen, die sich über ihre Geberden und namentlich über ihr Mienenspiel Rechenschaft zu geben wissen; die meisten „spielen", wie auch die meisten Schauspieler auf der Bühne, einfach „nach dem Gefühl" oder kopiren irgend ein bedeutendes Vorbild, mitunter auch wohl mehrere zugleich, wodurch dann jene Manierirtheit und Unsicherheit entsteht, die uns auch beim Schauspieler von Profession nicht eben angenehm berührt. — Man kann sehr häufig auch den Fall beobachten, daß, wie umgekehrt, der Schauspieler seine Modelle dem wirklichen Leben entleiht oder entleihen sollte, der Komödiant im Leben seine Vorbilder der Bühne entnimmt. Welcher talentvolle Liebhaber würde nicht von strebsamen Jünglingen im Umgange mit dem

schönen Geschlecht kopirt und welche reizende Koulissen-Diva nicht von ihren holden Mitschwestern auf der Lebensbühne in ihren Manieren, in ihrem Augenaufschlag, in ihrem Lächeln, in ihrer Art zu sprechen u. s. w. nachgeahmt?

Schon Lichtenberg hat über den Nachahmungstrieb der Menschen Beobachtungen angestellt und sagt darüber u. a. Folgendes: „Nachäffung und Bestreben, seine Oberfläche der Oberfläche berühmter, bewunderter und beliebter Menschen ähnlich zu machen, ihre Fehler und lächerliche, ja böse Angewohnheiten nachzuahmen, bringt erstaunliche Revolutionen auf dem Gesicht hervor, die sich gar nicht bis in das Herz oder den Kopf erstrecken. So werden Kopfhängen, hochweises Stirnrunzeln, Lispeln, Stammeln, Gang, Stimme, die horchende Kopfhaltung, das kurzsichtige gelehrte Blinzeln, vornehmes Trübsehen, empfindsame Melancholie, leichtfertige Lebhaftigkeit, das bedeutende Augenwinken und die satyrische Miene andern nachgethan, so gut als das Gähnen; von einigen vorsätzlich und vorm Spiegel studirt, von andern, ohne daß sie es wissen. Es giebt Leute, denen die Satyre selbst aus den Augen zu winken und zu spötteln scheint, und die dabei so unschuldig sind, wie die Lämmer, und eben so stumpf. Der Verfasser hat einen jungen vortrefflichen Menschen gekannt, der sich in Gesellschaft eines berühmten Mannes ein dezisives Aufwerfen des Kopfes und verachtendes Herabziehen der Mundwinkel, bei allem was er sagte, angewöhnt hatte, das ihm gar nicht von Herzen ging und das er sich auch wieder abgewöhnte."

Neben diesem absichtlichen, bewußten Nachahmungstriebe spielt nun bei Bildung unserer Physiognomie aber der unbewußte Trieb nachzuahmen und zu kopiren eigentlich die Hauptrolle; ja, es ist wohl nicht zu gewagt, zu behaupten, daß unser Mienenspiel zum größten Theil auf unwillkürlicher Nachahmung der Züge und Geberden anderer beruht. Nehmen wir das erste Lächeln des Kindes an. Es ist jedenfalls nicht vorauszusetzen, daß das kleine hilflose Wesen in seiner Seele schon eine heitere, zum Lachen anregende Vorstellung von einer Sache haben kann, die es noch gar nicht versteht; sein Lächeln ist also das rein unbewußte Kopiren der lächelnden Miene seiner Mutter oder Wärterin. Mit einem älteren Kinde kann man leicht folgendes Experiment anstellen: Man faßt es sanft bei den Schultern

und sieht ihm starr in's Gesicht, erst ernst, dann allmählich in eine heitere Miene übergehend bis zum freundlichsten Lächeln, und ebenso wieder zurückgehend. Das Kind wird in den meisten Fällen diese verschiedenen Stadien des Ausdrucks genau mitmachen, und wenn wir obenein ein wenig mimisches Talent besitzen und ihm nun gar Erstaunen, Furcht oder Angst vormachen können, wird es auch diese Seelenzustände mehr oder weniger treu kopiren.

Selbst die Kinder unkultivirter Völker besitzen dieses hervorragende Nachahmungstalent, wovon ich hier selbst ein drolliges Beispiel mittheilen kann. Vor einigen Jahren wurden in Berlin in Castans Panoptikum als besondere Kuriosität „afrikanische Zwergmenschen", angeblich dem kleinsten Menschenstamme, der schwarzen Zone angehörend, gezeigt. Unter diesen befand sich ein Bürschchen von ohngefähr 8—10 Jahren, das in seinem rein adamitischen, „vorsündenfälligen" Kostüm und durch sein drolliges Kopirtalent der Liebling Aller wurde. Es war „zum Schreien komisch", wenn der kleine Kerl mit einem von den Anwesenden entliehenen Cylinderhute auf dem Kopfe und einem Spazierstöckchen in der Hand, eine Cigarette rauchend, die Unter den Linden vorüberstolzirenden „Dandies", die er vom Fenster des Saales aus sehen konnte, kopirte. Er hatte ihnen nicht nur den gezierten Gang, sondern auch jede andere affektirte Bewegung abgelauscht und gab dies auf's Täuschendste wieder.

Recht eingehende und interessante Studien hat u. a. Carus Sterne über den Nachahmungstrieb der Menschen angestellt und führt als Musterleistung einen ähnlichen Fall an, den er gelegentlich der Anwesenheit einer Nubiertruppe im Berliner Zoologischen Garten beobachtet hat. — „Ein ausgezeichnetes Exemplar eines Berliner Gassenjungen", — so berichtet er,*) — „der stundenlang fest an der Barrière aushielt, fing an Gesichter zu schneiden, die anfangs wohl zur Verhöhnung eines vor ihm stehenden jungen Nubiers dienen sollten, von diesem aber sogleich auf das Getreueste wiedergegeben wurden, was schließlich zu einem

---

*) „Die Krone der Schöpfung." Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur (S. 215).

komischen Wettstreite führte, bei welchem unser einheimischer Virtuose bald eine vollständige Niederlage erlitt. Der junge Schwarze schien über seine Gesichtsmuskeln die absoluteste Herrschaft auszuüben, welche irgend gedacht werden kann."

„Aber auch unter uns" — berichtet der genannte Autor an derselben Stelle weiter, — „findet man zuweilen Beispiele von vollendeter und, was das Merkwürdigste daran ist, unbewußter Nachahmung. Ich kannte einst einen alten, jetzt lange verstorbenen Apotheker, der ein leidenschaftlicher Theaterliebhaber und Dilettant im komischen Fache war und der, wenn er eine neue Posse besuchte, die Fratzen des Komikers, auf den sich sein Interesse gerade konzentrirte, beständig genau reproduzirte, ohne daß er, wie man wenigstens behauptete, etwas davon wußte. Sobald er bemerkte, daß man ihn beobachtete, erstarrten seine Züge sogleich für längere Zeit zur marmornen Unbeweglichkeit, bis ihn nach einer Weile das Spiel von neuem fortriß."*)

Der unwillkürliche Nachahmungstrieb kann in unserer Miene schon im gewöhnlichen Verkehr und täglich beobachtet werden. Ich erinnere zunächst nur an das „anstecken de Lachen". Wer würde wohl seine Züge nicht mit in freundliche Falten legen, wenn er Jemanden oder mehrere Personen zugleich von Herzen lachen sieht, selbst auch, wenn ihm die Ursache des Lachens ein Räthsel ist und die Lacher ihm vollständig unbekannt und gleichgiltig sind. Ein Bild selbst kann diesen sympathischen Reiz erzeugen, und nur ein Erz-Hypochonder würde sich z. B. vor Fritz Werners „lachenden Grenadieren" aufstellen können, ohne nicht wenigstens für einen Moment vor Vergnügen gleichfalls seine Zähne zu zeigen. Ebenso bekannt ist die ansteckende

---

*) Dieses unbewußte Spiel der Nachahmung, welches auch Darwin in seinem Buche „Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen", Engel in seiner „Mimik" und verschiedene andere erwähnen, hat wohl selten jemand mehr und deutlicher zu beobachten Gelegenheit gehabt, als der Verfasser dieser Zeilen selbst. Sehr häufig hat mich in meinen „Soireen" dieses unwillkürliche Mitmachen meiner Charaktermasken — oft von einem großen Theile des Publikums ausgeführt — auf das Köstlichste unterhalten. Am besten gelangen diesen unfreiwilligen Pseudo-Mimen in der Regel die erstaunten und dummen Gesichter, und es war jedenfalls ein Glück für mich, daß ich etwas kurzsichtig bin, weil ich sonst durch diese stille „Monstre-Mimik" nicht selten aus dem Kontext gebracht worden wäre.

Kraft des Gähnens, der selbst der Munterste nicht widerstehen kann und wovon ein einziges Beispiel oft eine ganze in anregendster Unterhaltung befindliche Gesellschaft überwältigt.

Hauptsächlich sind es natürlich die Affekte und nicht nur die heiteren, wie Lachen und Freude, sondern auch die ernsten, wie Schmerz und Trauer, die auf sympathischem Wege unser Mienenspiel zur Nachahmung zwingen. Es ist bei einem Leichenbegängniß durchaus nicht allein Verstellung oder aus Konvenienz angenommenes, ernstes Wesen, was sich so gleichförmig und allgemein in den Gesichtern der Trauerversammlung malt (wir müßten dann den Schmerz und die Trauer in unserer Seele viel tiefer empfinden) — nein, es ist der Reflex, der Wiederschein dessen, was wir in den Gesichtern der Haupttrauernden, der weinenden Mutter oder der schluchzenden Kinder ausgedrückt sehen und was weichere Gemüther, trotz aller Gegenwehr, leicht dahin bringen kann, an dem allgemeinen Thränenerguß mitthätigen Antheil zu nehmen.

Etwas Aehnliches können wir sogar schon in einem gut vorgeführten Trauerspiel beobachten. Auch dort werden wir mit fortgerissen und müssen nach dem Taschentuch suchen, wenn wir nur das zum Ausdruck des Schmerzes verzogene Gesicht des Tragöden oder die vermeintlichen Thränen seiner Partnerin die Wangen hinabfließen sehen. „Wir werden“ — meint Carus Sterne — „in solchem Falle zu einer Art Gliederpuppe oder Phantom fremder Emfindungen; der dramatische oder erzählende Dichter macht in Folge dieser Gemüthsgelenkigkeit mit uns, was er will, und wenn er ein recht hartgesottener Bösewicht ist, so sitzt er vielleicht in seiner Loge und lacht über das laute Schluchzen im Parquet.“

Aber schon in der gewöhnlichen Unterhaltung können wir fortwährend, bei einiger Aufmerksamkeit, diesem Kopiren unseres eigenen Mienenspiels begegnen. Wenn wir z. B. jemandem mit wichtiger Miene eine Geschichte erzählen, von der der Angeredete voraussetzt, daß sie ihm gleichfalls wichtig sein wird, so werden seine Züge schon dann in geringerem Grade den Ausdruck von Wichtigkeit mit annehmen, wenn ihm der Sinn unserer Erzählung noch gar nicht klar ist. Den besten Beweis für die Wahrheit dieser Beobachtung aber werden wir haben, wenn unserem

Zuhörer die „wichtige Geschichte" schließlich schon bekannt, oder in ihrer Pointe gleichgültig sein sollte, — mit einem förmlichen Ruck springen dann die Züge aus ihrer wichtigen Verfassung in das Gegentheil über.

Was nun aber das Merkwürdigste ist: — schon das bloße Beieinanderleben, das ununterbrochene nur Einanderſehen der Menschen kann sie veranlassen, unwillkürlich Mienen und Geberden von einander anzunehmen. Es ist bei den Vornehmen und Gebildeten gewiß nicht nur das Erbtheil einer schon von den Voreltern gepflegten größeren Kontrolle über ihr Mienenspiel, welches uns den Ausdruck ihres Gesichtes um so viel gefälliger und anmuthiger erscheinen läßt, als die rohen Züge eines gemeinen, ungebildeten Menschen uns anwidern; unbestritten übt hierbei das stets anwesende, sichtbare Vorbild und Muster einen ganz gewaltigen Einfluß auf die Mienenbildung beim Heranwachsen, des in so glückliche Verhältnisse gerathenen Individuums aus.

Im Zusammenhange mit dieser Thatsache steht jedenfalls auch das allgemein bekannte Einanderähnlichwerden von Eheleuten. Diese oft sehr auffällige Aehnlichkeit pflegt sich jedoch nur dann herauszubilden, wenn Mann und Frau in Verträglichkeit und traulichem Einverständniß längere Jahre hindurch mit einander gelebt haben. Sokrates und Xanthippe haben einander wahrscheinlich nicht ähnlich gesehen.

Einen diesem verwandten „ansteckendem" Einfluß auf die Mienenbildung können wir auch bei jungen Personen beobachten, die als Dienstboten vom Lande nach der Stadt kommen. Schon nach kurzer Zeit nehmen die groben Züge feinere Konturen an, die namentlich um Lippe und Wange liegende bäuerliche Feistheit schwindet, das Dickwulstige um die Augenbrauen verliert sich allmählich, selbst die Nase wird zierlicher, und aus dem plumpen Bauernmädel entwickelt sich, nach und nach, nicht selten eine ganz niedliche Erscheinung. Wem wäre nicht auch schon die Metamorphose aufgefallen, die eine militärische Dienstzeit aus einem Bauernburschen fertig bekommt. Als der „reine Knote" wird der Landjüngling oft seiner Kompagnie eingereiht; und dann sehe man ihn wieder, wenn er nach 3 Jahren als Reservist in seine Heimath zurückkehrt, — er ist nicht nur in Haltung, Gang und von Figur ein andrer geworden, sondern hat auch ein ganz anderes Gesicht bekommen, und doch ist wohl nicht anzunehmen,

daß sein strenger Korporal, außer dem gelegentlichen „Augen rechts“ oder „links“ ihm auch die Gesichtszüge besonders gedrillt hat. Auch findet man häufig, daß die Diener ihren Herrschaften ähnlich werden, und das Beispiel vom Menogenes, dem Leibkoch des großen Pompejus, der wie Pompejus selbst aussah, steht gewiß nicht vereinzelt da.

Ich will hier nicht mit einer Wahrnehmung zurückhalten, die, wie barock sie auch erscheinen mag, ich bereits in meiner frühen Jugend gemacht habe. — Auf dem Lande aufgewachsen, war ich mit meinen physiognomischen Studien, die ich wohl schon bald nach dem Erlernen des „A. B. C.“ begonnen habe, meist auf die Gesichter der Bauern angewiesen. Da war es mir denn aufgefallen, daß die Pferdeknechte eine ganz andere Physiognomie, einen ganz andern „Chic“ hatten, als die Ochsenknechte. Jene hatten einen flotten Gang, hielten sich mehr aufrecht und hatten in ihrem Gesicht etwas Munteres und Lebendiges, während die Ochsenknechte sich schwerfällig bewegten, beim Gehen mit dem Kopfe tauchten und oft sogar einen stieren halbblödsinnigen Ausdruck im Gesichte hatten. Ich glaubte erstlich, daß diese Aehnlichkeit mit ihrem „Umgange“ darin seinen Grund haben konnte, daß ich sie stets mit demselben in Zusammenhang brachte, ebenso, wie man sich einen ganzen Soldaten vorstellt, wenn man nur eine Bajonettspitze sieht; als ich sie dann aber des Sonntags schön angezogen in die Kirche gehen sah und eben auch diesen Unterschied deutlich bemerkte, glaubte ich doch nicht zu irren, wenn ich den physiognomischen Schluß zöge, der oben des Näheren erörtert worden ist. Das trefflichste Beispiel für meine Beobachtungen aber war mir später ein „Schweinejunge“, der nicht nur den trippelnden, halb springenden Gang seiner Schutzbefohlenen angenommen hatte, sondern auch gewisse grunzende Töne von sich gab, wenn man mit ihm sprach.*)

Wie sehr nun andrerseits die bloße Ermangelung des

---

*) Leibnitz hat die interessante Beobachtung gemacht, daß die Physiognomie eines ganzen Volkes nicht ohne eine gewisse Beziehung zur ländlichen Fauna ist: daß die Lappen Renntthieren, die Neger Affen, die Malaien Tigern, die Araber Kameelen, die Hindu Elephanten, die peruanischen Indianer Lamas ähneln u. s. w.

(Rud. Kleinpaul: „Sprache ohne Worte.“)

Sehens die naturgemäße Entwickelung der Züge behindern kann, können wir am deutlichsten bei Blinden wahrnehmen. Recht interessante Beobachtungen hat darüber Dr. Birch-Hirschfeld angestellt und sagt u. a. Folgendes:*) „Die vielfältige und wiederholte Beobachtung von Blinden hat mir gezeigt, daß Individuen, die erst längere Zeit nach der Geburt erblindeten, und ebenso solche, die noch eine, wenn auch unvollkommene Sehfunktion besitzen, eine mimische Thätigkeit der Stirnmuskeln ähnlich wie Sehende zeigen; daß dagegen bereits kurz nach der Geburt völlig Erblindete weder eine mimische Thätigkeit des Augenschließmuskels, noch des Augenbrauenrunzlers, noch des Stirnmuskels besitzen; hier ist also die Stirngegend im mimischen Sinne völlig starr. Dagegen kommen allen Blinden dieselben mimischen Mundbewegungen wie Sehenden zu, wenn auch weniger fein nüancirt und minder beweglich; ein Umstand, der sich wohl leicht erklärt, wenn man erwägt, daß die Nachahmung bei der Ausbildung des Mienenspiels eine erhebliche Bedeutung hat."

Vielleicht dürften hier auch die völlig ausdruckslosen und nichtssagenden Gesichter der muselmanischen Frauen, welche stets verschleiert gehen, zu erwähnen sein. Da es für sie ganz zwecklos sein würde, ihre Unterhaltungen mit jener zweiten beredten Sprache zu bereichern, die man sonst deutlich in den nach dem Wechsel der Gefühle mannichfach bewegten Gesichtszügen lesen kann, so sind ihre Mienen in der Regel kalt und theilnahmlos. Dies dürfte auch die Erklärung dafür sein, daß sie insgemein etwas Fades in ihren Zügen haben, wozu übrigens auch die Unwissenheit, in der sie nach der Sitte des Landes gehalten werden, nicht wenig beitragen mag.

Aus diesen verschiedenen Beispielen geht nun wohl zur genüge hervor, daß unsere Gesichtszüge einer willkürlichen sowohl, als unwillkürlichen Beeinflussung von außen her unterworfen sein können. Unsere Aufgabe aber soll es jetzt sein, diese bewußte oder unbewußte Beeinflussung derart zu leiten und zu

---

*) „Ueber den Ursprung der menschlichen Mienensprache mit Berücksichtigung des Darwin'schen Buches über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen." — (Deutsche Rundschau, Heft 4, Januar 1880.)

regeln, daß das Mienenspiel veredelt, der Gesichtsausdruck verschönert und — wenn möglich — dem Himmel jener kostbare Talisman abgewonnen wird, der eingangs dieses Kapitels als „Gürtel der Venus" bezeichnet worden ist.

Eine gewisse „sprechende Bildung" wird von jedem Menschengesicht gefordert, aber es muß zugleich auch eine Bildung sein, die zu seinen Gunsten, zu seinem Vortheil spricht. Wo das moralische Gefühl Befriedigung findet, da will das ästhetische nicht verkürzt sein. Es liegt darum auch eine Art sittlicher Ordnung darin, wenn uns angenehme Züge anziehen und unangenehme dagegen abstoßen. Die Züge eines Gesichtes können noch so häßlich sein, in ihrer Regelmäßigkeit das Aeußerste zu wünschen übrig lassen, wir werden uns mit der Zeit doch an sie gewöhnen, wenn das den geistigen Ausdruck vermittelnde Spiel der Mienen ein angenehmes ist; — wir übersehen dann, so zu sagen, die äußere Häßlichkeit, weil wir mit den „Augen der Seele" sehen.

Und wie ist es nun anzustellen, unsern Gesichtsausdruck zu veredeln und zu verschönern? — welche Mittel sind anzuwenden, unser Mienenspiel gefällig und schön erscheinen zu lassen?

Ich kann mir wohl denken, daß meine verehrten Leser und namentlich meine verehrten Schönheit suchenden Leserinnen jetzt möglichst direkte Vorschriften, sogenannte „Schönheitsrezepte" erwarten werden, und gewiß würde ich mir meine Aufgabe ganz bedeutend erleichtern können, wenn ich, wie u. a. weiland J. C. Siede in seinem „Handbuch für die äußere Bildung oder Regeln des Anstandes, des Reizes, der Grazie und der feinen und guten Lebensart (Berlin 1791)" die folgenden Anweisungen geben wollte:

> „Schaffen Sie sich in ihrer Seele ein Bild, welches Sie aus mehreren edlen Zügen, die sie hie und da in einer Gesellschaft bemerkt haben, sich zusammenstellen, und vergleichen Sie damit die Ihrigen vor dem Spiegel. Ueben Sie den beliebten Zug in Ihrem Gesichte recht oft, und geben Sie sich Mühe, so zu denken und zu handeln, wie Sie aussehen wollen. Züge, die Sie oft wiederholen, prägen sich sicher in Ihr Gesicht ein, verdrängen die vorigen

und verhärten sich; nur muß Ihre Uebung lange und unverdrossen sein."

„Schaffen Sie sich Gemälde an, die den Ausdruck des sanften, liebevollen, empfehlenden und anreizenden haben, und versuchen Sie darnach, vorzüglich des Morgens, Ihre Züge; ahmen Sie unverdrossen nach, und Ihr Gesicht wird die Züge nach und nach bekommen, die Sie in jenen mit Wärme liebten, mit Inbrunst sich selbst wünschten, mit Enthusiasmus bewunderten. — Lernen Sie vom Maler und Bildhauer, wie der das erhabene, freundliche, sanfte denkende Auge stellt, und dehnen Sie oft in der Einsamkeit Ihr Auge nach diesen Regeln."

Derartige schöne Vorschriften würden nun, wenn es bei unseren Studien auf Erzeugung von Affektation und geziertem Wesen abgesehen wäre, vollständig am Platze sein, da wir aber grade diese lächerlichen Auswüchse der äußeren Erscheinung besonders mit bekämpfen wollen, so muß, zunächst wenigstens, vor der Benutzung des Spiegels überhaupt gewarnt werden. — Wohl werden wir einen Spiegel anwenden, aber nicht, um davor zu sitzen und „schöne Gesichter schneiden zu lernen", sondern um darin zu erkennen, welche häßlichen Züge unser Angesicht durch Vernachlässigung oder Angewöhnung bereits angenommen hat. — Die Bildung des Antlitzes beruht entschieden weniger auf der Aneignung neuer gefälliger Formen, als auf der Entäußerung und Abgewöhnung der dasselbe entstellenden üblen und häßlichen Angewohnheiten.

Ich wage hier nach meinen langjährigen Beobachtungen kühn die Behauptung auszusprechen, daß die meisten häßlichen Gesichter, die uns im Leben vorkommen, das Unglück hauptsächlich nur der mangelnden Kontrolle bei Festwerdung ihrer Züge zuzuschreiben haben. Im allgemeinen sind es dreierlei Ursachen, die dem Entstehen eines unschönen Gesichtsausdruckes zu Grunde liegen können; erstens: ist es die natürliche Unbeholfenheit, wegen mangelhafter Ausbildung der Gesichtsmuskeln, zweitens: die Angewöhnung häßlicher Züge im Umgange mit unserer Umgebung oder aus Muthwillen, und drittens: sind es die Spuren, welche Kummer, Krankheiten oder unkontrollirte Leidenschaften im Gesicht des Menschen zurückzulassen pflegen.

Wir können darum wohl im vorhinein überzeugt sein, daß, wenn wir erst die Ursache des vorhandenen Fehlerhaften richtig erkannt haben, wir allein schon durch die bloße Beseitigung desselben einen gewaltigen Schritt zur Erreichung unseres vorgesteckten Zieles gethan haben werden. Die Abgewöhnung, die einfache Entfernung des häßlichen und Ungehörigen, wird allein schon einem normalen Zustande Platz machen, ebenso wie man bei Abgewöhnung eines häßlichen Ganges oder einer ungeschickten Körperhaltung das Fehlerhafte nicht nur ablegt, sondern unwillkürlich zugleich auch das Bessere dafür annimmt.

Als ich vor mehreren Jahren in London meine Vorträge halten wollte, war ich, da ich dies mit Erfolg nur im Idiom des Landes thun konnte, genöthigt, mir in kurzer Zeit eine möglichst korrekte Aussprache des Englischen anzueignen. Es gelang mir auch bald für diesen Zweck einen vorzüglichen Lehrer zu finden, und ich überwältigte zu meinem eigenen Erstaunen sogar in einem verhältnißmäßig äußerst kurzen Zeitraum diese für jeden Ausländer so bedeutende Schwierigkeit. Mein „Teacher" hatte aber auch eine Manier zu lehren, die nur zu empfehlen sein dürfte. Er machte mich nicht nur auf den geringsten Fehler in der Aussprache aufmerksam, sondern sprach mir das Wort so lange, meinen Fehler kopirend, falsch nach — wofür er allerdings ein gewisses mimisches Talant besaß — bis ich im Stande war, es selbst ohne Fehler auszusprechen. — So ist es mit dem meisten Fehlerhaften auch in unserer Mienensprache. Wir würden die mannigfachen Unarten, die Verstöße, das Widerwärtige auch in unserm Mienenspiel gar bald überwinden, wenn wir stets einen Mentor zur Seite hätten, der uns nicht nur auf unsere Fehler aufmerksam machte, sondern uns dieselben gleich auch mit seinem eigenen Gesicht zur Darstellung brächte; wir würden dann das Häßliche darin sofort erkennen, und dies allein würde uns schon ein genügender Sporn sein, durch Beseitigung desselben einem anmuthigeren Gesichtsausdruck Platz zu schaffen. Allerdings müßte dieser Mienenlehrer zugleich ein geschickter Mimiker sein.

Und nun — „im Geist" vor den Spiegel!

III.

Von der Schwierigkeit, das rechte Gesicht zu machen.

Unsere Gesichtszüge leiden im undressirten Zustande bekanntlich an einer ganz entsetzlichen Unbeholfenheit, und wem wäre es nicht schon aufgefallen, daß nicht nur Kinder, sondern auch erwachsene Personen, sehr oft nicht wissen, was sie mit ihrem Gesicht anfangen sollen. Es vollzieht sich hier dasselbe Malheur, das wir beobachten, wenn ein verlegener Mensch nicht weiß, wo er mit seinen Händen hin soll, eine Sache, die wir namentlich auf der Bühne bei einem angehenden, noch schüchternen jungen Schauspieler wahrnehmen können und die der Herr Kritikus gern mit den Worten rügt: — „es sah aus, als ob er zwei ganzer Hände zu viel hätte." — Wir sind aber mit diesen „handlichen" Verlegenheiten bei weitem nicht so schlimm daran, als mit den „physiognomischen". Wir können doch schließlich etwas mit den Händen anfangen; — wir können dieselben in die Seite stemmen oder auf den Rücken legen, wir können mit der einen Hand an der Uhrkette spielen und mit der andern uns den Schnurrbart drehen (wenn wir einen haben); wir können dieselben falten und mit den Daumen die „Windmühle" machen oder auch beide Hände in die Hosentaschen stecken, — was aber sollen wir in Verlegenheitsmomenten mit dem Gesichte anfangen? — Man beobachte nur einmal das kleine schüchterne Mädchen, das soeben von seinem Spielplatze gerufen wurde, um dem angekommenen fremden Respekts-Onkel mit dem unvermeidlichen Knixchen „guten Tag!" zu sagen; dieses Neigen und Nicken des Köpfchens von der einen Seite auf die andre, dieses verschämte Niederschlagen der Augen, dieses entsetzliche Breitziehen des sonst so hübschen Mündchens, dieses Recken und Wiegen des kleinen Oberkörpers — bis endlich mit einem Ruck das kleine Schürzchen vor's Gesicht geklappt und der Verlegenheit

— nicht selten auch der des Respekts-Onkels — ein schleuniges Ende bereitet wird.

So lange wir diesem „physiognomischen Dilemma" nun im kindlichen Alter begegnen, wird es wenigstens nichts Widerwärtiges an sich haben, ja wir werden die niedliche Unbeholfenheit, weil sie eben dem schüchternen, scheuen Wesen des Kindes entspricht, ganz natürlich, unter Umständen sogar reizend finden. Wenn uns aber in gebildeter Gesellschaft ein junger erwachsener Mann im Salonanzuge oder gar in Uniform mit einer solchen grienenden Verlegenheits-Visage entgegentritt, dann werden wir in unserer Empfindung wenigstens ein Gefühl des Bedauerns — wenn nichts Schlimmeres — angeregt fühlen. — Was würde manch' schüchterner Jüngling in solchen Augenblicken der Noth wohl für ein erlösendes Klappschürzchen geben? — Man kann übrigens diesen Verlegenheitszustand im Gesicht ganz deutlich fühlen; namentlich sind es die Backenmuskeln, die dabei in eine eigenthümliche Spannung gerathen und es fast verhindern den grienend breit gezogenen Mund in seine natürliche Haltung zu bringen. Bei hochgradiger Verlegenheit stellt sich oft auch ein lästiges Wärmegefühl auf Stirn und Backen ein, welches sich meist durch Erröthen zu erkennen giebt.

Die Schwierigkeit, das rechte Gesicht zu machen, können wir namentlich in photographischen Schaukästen und Familien-Albums studiren. Es giebt nur wenig Menschen, die auf Kommando ein natürlich freundliches Gesicht annehmen können; — wenn aber der Herr Photograph der vor kurzem vielleicht noch Klempner oder Bäcker war, nach stundenlangem verdrießlichen Wartenlassen, seinem gelangweilten Modell endlich vorschlägt: „ein recht freundliches Gesicht" zu machen, dann ist es wohl natürlich, daß „etwas Dummes" herauskommt. Der gezwungene Gesichtsausdruck wird häufig noch durch eine steife, unmotivirte, jeglichen Schwerpunktes entrückte Körperhaltung gehoben, so daß es wohl zu begreifen ist, wenn das verdutzte Modell beim Anblick seines Konterfeis schließlich an den „Künstler" die Frage richtet: „aber bitte, sehe ich denn wirklich so aus?!"

Es giebt aber auch noch andere Gelegenheiten, bei denen wir die Unbeholfenheit, wenn nicht zu sagen „Ungeschicklichkeit" der Menschen, mit ihrem Gesichte „umzugehen", beobachten

können. Ich erinnere nur an die mitunter geradezu komischen Gesichter, welche man bei einer Trauerfeierlichkeit zu sehen bekommen kann. Die Verhältnisse bringen es ja zuweilen mit sich, daß ad decretum ein betrübtes, trauriges, womöglich von einem zarten Thränenschleier umflortes Gesicht gemacht werden soll, aber: wie das nun geschieht! — Wer könnte wohl ernst bleiben, wenn er die vergeblichen, verunglückten Versuche einzelner Leidtragenden sieht, eine Thräne herauszupressen oder doch wenigstens das Gesicht in die entsprechenden Trauerfalten zu legen! Da nützt kein Blinzeln mit den Augen, kein Reiben derselben mit dem Thränentüchlein (wenn nicht etwa ein Stückchen Zwiebel, oder ein wenig geriebener Meerrettig darin verborgen wäre), kein krampfhaftes Verzerren und Verziehen des gesammten Gesichtsmuskelapparates —

„Nicht machen läßt die Thräne sich —
Sie muß von selber kommen."

Das gewaltsame Bemühen, ein trauriges Gesicht machen zu wollen, kann in seinem Effekt sogar in's strikte Gegentheil umschlagen. So erzählt Hogarth, der ausgezeichnete Physiognomienkenner, daß er einen Bettler gekannt habe, welcher seinen Kopf sehr künstlich verbunden hatte und dessen Gesicht schmal und blaß genug war, um Mitleiden zu erwecken; „aber seine Gesichtszüge waren zu seiner Absicht so unglücklich gebildet, daß die Grimasse, durch welche er Noth und Elend ausdrücken wollte, vielmehr ein freudiges Gelächter war." Wiederum giebt es auch Menschen, die, wenn sie sich freuen oder freuen wollen, genau so aussehen, wie andere, wenn sie weinen. Diese Beobachtung hat schon Lichtenberg gemacht und begleitet dieselbe sogar mit der Bemerkung: „Wer das noch nicht gesehen hat und nicht weiß, muß sich nicht unterstehen, ein Wort über Physiognomik zu sagen."

Wenn ein Mensch nicht weiß, was er für ein Gesicht machen soll, oder das eben erforderliche Gesicht nicht machen kann, dann macht er eben — da doch unter allen Umständen ein Gesicht gemacht werden muß — meist ein dummes Gesicht. In der Regel gesellt sich zu diesem Zustande wohlbewußter Hülflosigkeit dann noch ein gewisses Gefühl der Scham über dieselbe, das der Betreffende durch ein ganz eigenthümliches Lächeln, welches eigentlich nur ein Breitziehen des Mundes ist, zu ver-

bergen sucht, und nun entsteht jener wohlbekannte Gesichtsausdruck, den der Volksmund „Grienen" nennt und den wir in seiner höchsten Potenz an jungen tölpischen Bauernburschen, die soeben vom grünen Lande nach der Stadt kolportirt worden sind, am besten wahrnehmen können.

Die Verlegenheit, unsere Gesichtsmuskeln zu dirigiren, oder vielmehr das Bewußtsein, sie im Augenblick nicht in der Gewalt zu haben, kann sich unter Umständen bis zu einer gewissen Lähmung derselben steigern, ja sogar Krampf erzeugen. Natürlich wird dieser Zustand nur eintreten, wenn wir unser Gesicht scharf und womöglich von einem kritischen Publikum beobachtet wissen. Es ist derselbe Zustand, der uns befällt, wenn wir einmal in einer Rede oder beim Vortrag eines Gedichts stecken geblieben sind. Wir wußten in dem Augenblick genau noch, was wir sagen wollten, wir hatten das Wort, so zu sagen, „auf der Zunge" und konnten es doch nicht herunterbringen, weil uns nicht nur die Zunge, sondern der ganze Sprechapparat wie gelähmt erschien und es in diesem Moment vielleicht auch wirklich war.

Es findet in solchem Falle eine fast hypnotische Einwirkung von Seiten der Anwesenden auf uns statt, die sich noch steigert, wenn wir den Versuch machen, die Herrschaft über dieselbe zu erlangen. Ein Beispiel habe ich zuweilen an mir selbst erfahren. Als ich vor mehreren Jahren in London meine bereits erwähnten Vorträge*) hielt, war ich, weil der fremden Sprache zum freien Gebrauch nicht kundig genug, genöthigt gewesen, dieselben auswendig zu lernen. Ich hatte diese Aufgabe derartig bewältigt, daß ich im Stande war, den ganzen Text ohne den geringsten Anstoß, aber doch so, als spräche ich aus dem Stegreif, herzusagen; ja, durch die häufige Wiederholung war mir der Vortrag derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß ich während desselben an ganz profane Dinge, an meinen Schuster oder Schneider oder irgend welche auszuführende Handlung denken konnte. Wehe aber, wenn mir der Gedanke kam, ich könnte

---

*) Die Vorträge führten den Titel „Masks and Faces, or Studies of Character and Physionomy" und wurden vom Verfasser in der bekannten „Egyption Hall" (London, Piccadilly) unter regster Theilnahme des Publikums an 164 Abenden vorgeführt.

stecken bleiben — es währte dann nur ein paar Sekunden und ich fing an zu stottern, fühlte, wie sich mein Gesicht färbte, wurde verwirrt und — „saß fest.“ Das englische Auditorium — als solches übrigens das liebenswürdigste der Welt — amüsirte sich in der Regel köstlich über diesen „break down“ und applaudirte meist so lange, bis ich wieder „oben“ war.

Ich glaube nicht, daß bei diesem Steckenbleiben allein nur Gedächtnißschwäche im Spiele war, denn, wie schon erwähnt, war ich mit meinen Gedanken so wenig wie möglich bei der Sache. Es war der bewußte Wunsch, eine Muskelthätigkeit absichtlich ausführen zu wollen, die durch öftere Wiederholung bereits mechanisch geworden war. Dasselbe ist nun hauptsächlich in Bezug auf unsere Gesichtsmuskeln der Fall. Wir können weder absichtlich wirklich weinen, noch lachen; ja, nicht einmal die Akte des Gähnens oder Niesens natürlich ausführen, wenn dieselben nicht von innen angeregt und nur durch den bloßen Willen erzeugt werden sollen. In Bezug auf ein beabsichtigtes Niesen erzählt Darwin in seinem Buche über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen folgende hübsche Anekdote: „Vor vielen Jahren ging ich mit einem Dutzend junger Leute eine kleine Wette ein, daß sie nicht niesen würden, wenn sie Schnupftabak nähmen, obschon sie alle erklärten, daß sie es ausnahmsweise thäten. Demzufolge nahmen sie alle eine Prise; da sie aber sämmtlich zu gewinnen wünschten, nieste nicht einer, obschon sich ihre Augen mit Wasser füllten, und alle ohne Ausnahme hatten mir die Wette zu bezahlen.“ Hierbei bemerkt Darwin noch, daß wenn man dem Akte des Schlingens besondere Aufmerksamkeit zuwendet, die gehörigen Bewegungen gleichfalls gestört werden, und daß es sich hieraus vielleicht erkläre, wenigstens zum Theil, wenn es manchen Menschen so schwer würde, Pillen zu verschlucken.

In einen nicht geringen Konflikt gerathen unsere Gesichtszüge, namentlich in der Jugend, häufig mit den assoziirten oder sympathischen Muskelbewegungen. Um diese bekannte Erscheinung kurz durch ein handgreifliches Bild zu versinnlichen, wolle man sich das Gesicht einmal als einen „Hampelmann“ denken, der an einer Strippe gezogen, gleichmäßig Arme und Beine bewegt. In einer ähnlichen gemeinschaftlichen Verbindung stehen unsere Gesichtsmuskeln unter einander, so daß nicht

selten bestimmte Aktionen durch die gleichzeitige anomale Thätigkeit von Muskelgruppen begleitet werden, die an sich zu der Handlung keine Beziehung haben. Sehr viele Menschen können daher nicht in die Sonne sehen oder etwas genau durch die Loupe betrachten, ohne zugleich den Mund mit zu verziehen. Andere sperren den Mund weit auf, wenn sie vor Erstaunen oder großer Aufmerksamkeit die Augen weit öffnen. Niemand kann weder mit dem Munde allein lachen, noch mit den Augen allein weinen, im ersteren Falle werden sich die Augenmuskeln, im letzteren die Mundmuskeln machanisch mitbewegen. Wenn Kinder schreiben lernen oder sich die Kunst des Zeichnens anzueignen versuchen oder etwas mit der Scheere schneiden, so begleiten sie die ungeschickten Bewegungen ihrer Hände in der drolligsten Weise mit entsprechenden Zungen- und Mundbewegungen. Vielleicht dürfte zu diesen Erscheinungen auch die possierliche Beobachtung Lichtenbergs zu zählen sein, daß — die Menschen mit allen vieren gehen. Die betreffende Stelle lautet wörtlich: „Die Menschen gehen zwar nicht auf allen vieren, aber sie gehen mit allen vieren. Niemand kann geschwind laufen, ohne mit seinen Händen eine ähnliche Bewegung zu machen, wie mit den Beinen. Viele Leute schleudern mit den Händen, wenn sie gehen, nicht aus Nachahmung, sondern aus Natur. Es scheint, dieselbe Kraft, die die Füße bewegt, bewegt zugleich die Hände; auch Leute, die in die Höhe springen, machen eine hüpfende Bewegung mit den Armen." — (Wie schade, daß Darwin diese Beobachtung entgangen ist; er würde daraus noch einen ganz hübschen Beweis für seine Abstammungstheorie haben ableiten können.)

Viele Menschen verzerren ihr Gesicht ohne alle Veranlassung; die üble Angewohnheit, gewisse Gesichtsmuskeln krampfhaft zu bewegen, z. B. mit einem Mundwinkel zu zucken oder die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen, ist ihnen so zur andern Natur geworden, daß sie ihr Gesicht kaum für Momente ruhig zu halten vermögen. Bei reizbaren und hochnervösen Personen können solche Angewöhnungen zu bleibenden krankhaften Bewegungen werden, und besonders sich äußern, wenn die Thätigkeit ihres Geistes auf's Höchste gespannt ist. So ward Peter der Große im Zustande besonderer Erregung zuweilen von einem Gesichtskrampfe befallen, der seine Augen verdrehte und seiner Physiognomie etwas Gräßliches gab, und von Napoleon I. er-

zählte man sich, daß er in Momenten der Aufregung den Mund nach der rechten Seite verzog und dabei unwillkürlich mit der rechten Schulter zuckte.

Es giebt auch gewisse Beschäftigungen und Künste, die eine besonders anstrengende Thätigkeit einzelner Gesichtsmuskeln erfordern und bei dauernder Ausübung die Physiognomie zum Nachtheil verändern können. Uhrmacher, Juweliere, Astronomen und neuerdings die „obligatorischen" Fleischbeschauer, überhaupt Menschen, welche mit Anstrengung und Aufmerksamkeit kleine und undeutliche Dinge klar zu sehen genöthigt sind, bilden vorzugsweise und über Gebühr diejenigen Gesichtsmuskeln aus, welche das Sehen unterstützen. So kann man namentlich bei Uhrmachern und Juwelieren, die mit der Lupe arbeiten, eine einseitig veränderte Ausbildung der betreffenden Muskeln wahrnehmen, wohingegen Musiker, welche Blasinstrumente spielen (also Flötenspieler, Trompetenbläser ꝛc.) ihre Mund- und Backenmuskeln auf Kosten der Schönheit ihres Gesichts ausbilden werden. — Ich habe in meiner Jugend einen alten Baßposaunenbläser gekannt, bei welchem die Muskeln um Mund und Backen, durch die jahrelange Anstrengung des Blasens, derart aufgetrieben waren, daß ihm, wenn er nicht blies, die Backen wie zwei halbgefüllte Säcke an den Seiten des Gesichts herunterhingen. Und so that denn Minerva (Pallas Athene), die bekanntlich die Flöte erfunden haben soll, wohl auch nicht unrecht, als sie, nachdem sie im Wasser ihr Spiegelbild mit den durch das Flötenspiel geschwollenen Backen gesehen hatte, das liebliche Instrument empört von sich warf — ein Faktum, welches uns Ovid in seiner „Kunst zu lieben" mit den Worten kundgiebt:

> „Weg von mir, Flöte, Du giltst mir so viel
> nimmer," so sagte
> Pallas, als ihr Gesicht sie in dem Flusse
> gesehen."

Wir ersehen aus diesen Anführungen wohl deutlich, welchen Störungen die Harmonie unserer Gesichtszüge schon allein durch die mangelnde Ausbildung der Muskeln, durch bloße Angewohnheiten und in Folge scheinbar unbedeutender Einflüsse von außen her, unterworfen sein kann, Schlimmeres aber haben wir zu verzeichnen, wenn wir nun zu den Aktionen übergehen, bei denen

unser Gesicht entweder als thätiges Organ wirksam ist, oder auch nur in eine gewisse Mitleidenschaft gezogen wird.

„Wie viele Menschen" — sagt Dr. Klencke in seiner diätetischen Kosmetik — „können nicht angenehm lächeln, sie müssen grinsen, nicht sehen, ohne die Augenbrauen zu verdüstern, nicht reden, ohne unzählige Falten auf der Stirn zu ziehen, nicht weinen, ohne das ganze Antlitz widerwärtig in eine Grimasse zu verzerren, sich nicht freuen oder wundern, ohne die Backen und Brauen zu verziehen, ja, wie viele sind gar nicht im Stande, die Miene zum wahren Spiegel ihrer Gefühle und Gedanken kommen zu lassen; das Gesicht hat gar kein richtiges Geberdenspiel und drückt oft unwissend aus, was der Mensch in Wirklichkeit nicht ist. Wir sahen eine hübsche Dame, die, wenn sie Staunen, schelmisches oder wirkliches Gefühl des Unangenehmen kundgeben wollte, unwissend die Lippe so stark und unharmonisch verzog, daß sie in diesen Momenten bis zur Unkenntlichkeit häßlich wurde und endlich bei jeder Gesichtsbewegung in diese Miene gerieth."

Bedeutende Verzerrungen des Gesichts kommen auch beim Singen vor. Sowohl Sänger als Sängerinnen, die sich einmal der Bühne widmen wollen, sind genöthigt ihre Uebungen, wenigstens zum Theil, vor dem Spiegel vorzunehmen. Bis zu welchem Grade der Häßlichkeit das Muskelspiel sich steigern kann, wenn die Kontrolle vor dem Spiegel unterbleibt, oder unmöglich ist, kann man am besten bei Blinden wahrnehmen; es ist gradezu Mitleid erregend, wie diese Armen besonders bei Tönen, die ihnen einige Anstrengung verursachen, das Gesicht verzerren.

Als ich vor einigen Jahren im Saale der Buchhändlerbörse zu Leipzig zum letzten Male meine Vorträge hielt, ließ sich eines Tages ein Herr bei mir melden, der, nachdem er sich mir als einer der ersten Sänger des dortigen Stadttheaters vorgestellt hatte, die schüchterne Frage an mich richtete, ob ich ihm nicht ein Mittel angeben könnte, beim Singen namentlich hoher Töne, ein freundliches Gesicht zu machen. Nicht nur seine Freunde, sondern selbst „die Presse" hätte ihn schon oft auf diesen störenden Fehler, den er selbst kenne, aufmerksam gemacht, es sei ihm jedoch, trotz aller Bemühungen, bisher nicht gelungen, dieser garstigen

Angewohnheit Herr zu werden. Ich fragte ihn, ob er denn nicht schon vor'm Spiegel geübt hätte? — „Gewiß," sagte er, „ich habe mich vor den Spiegel gestellt, die Züge, namentlich die Augenbrauen, zum freundlichsten Ausdruck in die Höhe gezogen, sobald ich aber sang und mit meiner Stimme in das höhere Register kam, „rutschten" sie stets wieder herunter und ich machte das finsterste Gesicht von der Welt." — Ja, erwiderte ich, da giebt es kein anderes Mittel, als die renitenten Züge mit den Fingern festzuhalten. Diesen Vorschlag hielt mein mimisch-physiognomischer Klient natürlich für einen Scherz; als ich ihm aber ernstlich den Rath ertheilte, schien ihm derselbe wenigstens eines Versuches werth, und er versprach mir, Dank sagend, dessen Befolgung.

Nach ungefähr zwei Jahren hatte ich Gelegenheit, meinen „Kunden" in einer seiner anstrengendsten Rollen auf der Bühne zu hören, und war erfreut zu sehen, mit welchem leichten korrekten Mienenspiel er selbst die schwierigsten Passagen seines Gesanges begleitete. Als ich ihn darauf sprach, theilte er mir mit, daß er meinen ihm damals gegebenen Rath, so komisch ihm derselbe auch erschienen wäre, gewissenhaft befolgt habe und schon nach einiger Zeit zu seinem Erstaunen und seiner Freude wahrgenommen hätte, daß, wenn er die nach Vorschrift festgehaltenen Gesichtsmuskeln während des Singens nun sich selbst überließ, dieselben auch beim Weitersingen frei in der angenommenen Lage verharrten. Nach weiterer Uebung wäre ihm das Kunststück immer leichter geworden, und jetzt könne er beim Singen, selbst seiner höchsten Töne, jede beliebige Miene annehmen.

IV.

Lachen und Weinen.

Wohl Jeder hat es im Leben oft erfahren, welcher unbeschreibliche Reiz in einem fröhlich lachenden Menschengesicht liegen kann. Man muß ein solches „lachendes Parterre“, wie es sich einst Hogarth zum künstlerischen Vorwurf genommen, in Wirklichkeit sehen — und wenn man das Gesicht dann nicht selber mit in die heitersten Falten legt, so hat man entweder das Herz zu voll von Sorgen, oder man ist kein rechter Mensch. — So erfrischend, so hinreißend und ansteckend nun das herzliche Lachen, das eigentliche Lachen der Freude, auf uns wirken kann, so unangenehm kann es uns berühren, wenn es dem „Freudenquell der Seele“ nicht rein entspringt oder durch die Beimischung einer häßlichen Gemüthsregung entstellt wird. Professor Erdmann, der bekannte Psychologe in Halle, hat vor Jahren einmal einen Vortrag (der s. Z. auch als Broschüre erschien), „über das Lachen“ gehalten, in welchem er fast jedes Lachen und Lächeln als eine Art Schadenfreude hinstellte; und er wußte diese Hypothese derart durch Bilder und Beispiele zu belegen, daß man ihm, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Punkten beistimmen mußte.

Zur Ehre des menschlichen Gemüths wollen wir aber doch annehmen, daß das Lachen ursprünglich ein Ausbruch der reinen Freude ist, und nur durch dieselben Ursachen entstellt wird, die wir bereits auf den vorhergehenden Seiten in Bezug auf „physiognomische Sünden“ und diesen meist zu Grunde liegendem Mangel an Lebensart und Manieren kennen gelernt haben.

Darwin hat das Lachen oder vielmehr die innere Ursache dazu, ein „Kitzeln des Geistes" genannt und nimmt an, daß dasselbe mit dem Kitzeln des Körpers analog sei. „Jedermann," sagt er, „weiß, wie unmäßig Kinder lachen und wie ihr ganzer Körper konvulsivisch bewegt wird, wenn sie gekitzelt werden.*) Ich habe selbst wiederholt gesehen, daß sich Knaben in ausgelassener Fröhlichkeit an die Erde warfen und mit Händen und Füßen um sich schlugen. Es scheint demnach nicht nur, sondern es ist wohl als bestimmt anzunehmen, daß die Beschränkung des Lachens als Ausdruck der Freude auf das Gesicht allein, ebenauch, wie so manche andere unserer Ausdrucksformen, ein Resultat der Erziehung ist.

Es wird daher jemand, der eine gewisse Bildungsstufe einnimmt oder angeborenes Taktgefühl besitzt, den ursprünglich unwillkürlichen Affekt des Lachens wenigstens zum Theil von seinem Willen abhängig zu machen suchen und den natürlichen Ausbruch der Heiterkeit so weit modifiziren und in edlere Formen bringen, daß weder sein Gesichtsausdruck darunter leidet, noch andere Menschen behelligt und in Verlegenheit gesetzt werden.

Betrachten wir nun aber die Verstöße und Uebergriffe, die sich nicht nur einzelne, sondern gar viele Menschen beim Lachen auf Kosten des guten Tons und ihrer angenehmen Erscheinung zu Schulden kommen lassen.

Da ist zunächst das gewaltsame exzessive Lachen, bei welchem der ganze Körper nach rückwärts geworfen wird, sich schüttelt und nicht selten in konvulsivische Bewegungen ausbricht; die Respiration ist vollständig gestört; Kopf und Gesicht werden „rothglühend", die Venen schwellen an und die Ringmuskeln werden um die Augen so krampfhaft zusammengezogen, daß von den letzteren keine Spur mehr zu sehen ist, nur durch einen

---

*) „Ausdruck der Gemüthsbewegungen" (Seite 203). — An derselben Stelle führt Darwin eine seltsame Beobachtung an, die ihm einer seiner Korrespondenten während der Belagerung von Paris von dort aus gemacht hat, nämlich: „daß die deutschen Soldaten nach starker Erregung und in Folge des Umstandes, daß sie äußerster Gefahren ausgesetzt gewesen waren, besonders geneigt waren, bei dem geringsten Scherze in lautes Lachen auszubrechen."

jeweiligen Thränenstrom geben sie sich noch kund; dabei ist der Mund weit aufgesperrt, die Laute aber, die demselben entströmen, sind durchaus unbeschreiblich. Zuweilen droht dem Lachenden der Erstickungstod, so daß sich der Nachbar veranlaßt fühlt, ihm auf den Rücken zu klopfen.

Ein anderes unangenehmes, in der Regel gleichfalls sehr lautes Lachen ist das, bei welchem das eigentliche Gesicht nicht mitlacht und welches, sobald es vorüber ist, keine Spur von Freundlichkeit in den Zügen zurückläßt; dieses Lachen ist schon deshalb unsympathisch, weil es durchaus nicht zum Mitlachen anregt, und man es auch nur bei rohen gefühllosen Menschen findet. In diese Kategorie gehört auch das plumpe bäuerische Lachen, das unbedachtsam und mit lautem Eklat überall da ausbricht und sich vernehmen läßt, wo die Delikatesse eher ein Erröthen vorschreiben würde.

Ganz widerwärtig berührt uns das freche Lachen, welches wir zum Glück auch nur bei wirklich frechen und boshaften Menschen zu hören bekommen; in nichts giebt sich ein gemeiner Charakter deutlicher zu erkennen, als in diesem höchst widerwärtigen Lachen. — Wie spöttisches und ironisches Lachen, wenn es zur Gewohnheit wird, dem Gesichtsausdruck schaden kann, dürfte wohl als bekannt vorauszusetzen sein.

Es giebt Männer von schöner stattlicher Figur, mit prächtigem, üppigem Vollbart, mit einem Aeußeren überhaupt, durch welches sie ihr Geschlecht gar nicht würdiger repräsentiren können, sobald sie aber lachen, hört ihre Schönheit auf, — weil es mit Fistelstimme geschieht. Ebenso störend ist ein zu tiefes Lachen beim weiblichen Geschlecht.

Was speziell den Laut des Lachens betrifft, so hören wir es nicht nur in allen Vokalen, in allen Tonarten, sondern es werden selbst alle möglichen Thierstimmenregister dabei gezogen: — es wird gemeckert, gewiehert, gebellt, gegrunzt, geblökt, gekräht, gequiekt, gebrüllt und geheult; ja selbst Geräuscharten kommen darin vor, wie man z. B. sehr wohl in dem trockenen Lachen eines alten Geizhalses das Knarren einer alten ungeschmierten Thürangel hören kann. Es giebt auch ein Lachen, welches bei seinem gewaltsamen Ausbruch von einem sprühenden Speichelregen begleitet ist. — Man thut gut, Jemandem, der

mit einem solchen Lachen behaftet ist, namentlich bei einer Mahlzeit, nicht zufällig gegenüber zu sitzen.*)

Ein Kind des Lachens ist das Lächeln. Aber was für ein Kind! — ein lieblicher kleiner Engel von Unschuld und Reinheit und zugleich ein Kobold, ein Teufel der bösesten Art. Kein Gesichtsausdruck dürfte in seiner Verschiedenheit eine so ausgedehnte Skala von Graden aufzuweisen haben, als das Lächeln. Welche Unterschiede allein können z. B. im Lächeln der Unschuld, im Lächeln der Liebe, im „Lächeln unter Thränen“ bis zu jenem teuflischen Schurkenlächeln gefunden werden, dessen Hamlet, nachdem er seines Vaters Geist gesprochen, in Bezug auf den König mit den Worten gedenkt:

„O Schurke! lächelnder, verdammter Schurke!
Schreibtafel her, ich muß mir's niederschreiben,
Daß einer lächeln kann, und immer lächeln,
Und doch ein Schurke sein.“

Auch Heine kennt und schildert dieses Lächeln, indem er seinen bärbeißigen Atta Troll sagen läßt:

„Mich verletzte stets am meisten
Jenes sauersüße Zucken
Um das Maul — ganz unerträglich
Wirkt auf mich dies Menschenlächeln!“

„Wenn ich in dem weißen Antlitz
Das fatale Zucken schaute,
Drehten sich herum entrüstet
Mir im Bauche die Gedärme.“

„Weit impertimenter noch,
Als durch Worte offenbart sich
Durch das Lächeln eines Menschen
Seiner Seele tiefste Frechheit.“

Daß das Lächeln, das heißt: das angenehme, gewinnende Lächeln, wie keine andere Miene vor dem Spiegel geübt wird,

*) Der Verfasser hat hier nur mehr der häßlichen, das Gesicht entstellenden Lachweisen gedenken wollen, und behält sich vor, auf das angenehme, das Gesicht verschönernde Lachen weiter unten zurückzukommen.

dürfte wohl selten eine Dame bestreiten wollen, ja, einzelne Vertreterinnen des schönen Geschlechts haben es in der Kunst zu lächeln zu einer ganz außerordentlichen Fertigkeit gebracht und sind im Stande, nicht nur ihre geheimsten und heiligsten Gefühle dahinter zu verstecken, sondern auch Gefühle damit auszudrücken, die niemals im keuschen Busen vorhanden waren. Vom männlichen Geschlecht werden sie in dieser Kunst nur durch Staatsmänner und Diplomaten übertroffen; ein Meister darin, wie in der diplomatischen Verstellungskunst überhaupt, war bekanntlich Herr von Talleyrand, von dem ein Zeitgenosse, welcher kein anderer als Joachim Murat, der König von Neapel, gewesen sein soll, Folgendes aussagt: — „Wenn jemand mit Talleyrand spricht und ein anderer zugleich diesem Vater der Lüge und Heuchelei von hinten einen kräftigen Fußtritt versetzt, so würde der erstere in Talleyrands lächelndem Gesicht keine Spur davon bemerken.“ — Am weitesten in der Kunst des Lächelns hatte es doch wohl aber der vor einigen Jahren in Wien wegen fünffachen Mädchenmordes zum Tode verurtheilte Hugo Schenk gebracht. — Dieses Scheusal lächelte noch, als ihm der Henker bereits den Strick um den Hals gelegt hatte.

Ein der Miene wohl niemals zu wirklichem Vortheil gereichender Affekt ist das Weinen. Ich bin durchaus der Meinung, daß das Weinen nur unter sehr bedingten Umständen das Gesicht verschönern kann, und stimme keineswegs dem Dichter bei, der in dem bekannten Liede von der „Thräne der Geliebten“ jede Strophe mit dem etwas grausamen Refrain schließt:

„Wie macht die Thräne Dich so engelschön —
Ich möcht Dich ewig, ewig weinen seh'n!“

Es ist, wenn wir jemand weinen sehen, in den meisten Fällen ein Gefühl der Rührung und des Mitleids mit im Spiel, welches unser Urtheil in dem Augenblick weich stimmt und von einer strengen Kritik zurückhält. So ist denn eigentlich auch

nur die Thräne schön, die — wie ein bekannter Kosmetiker sagt — im rechten Momente und in gehöriger Mäßigung das Auge verklärt und die volle Seele in ihren Gefühlen der Rührung, des Schmerzes oder der Freude gewissermaßen im aufgelösten Zustande aus den Lidern hervorquellen läßt. Welch' ein Zauber liegt in der Wasserperle, die unbewußt in den Wimpern zittert, wenn die Gefühle gleichsam aus den Augen hervorschauen und aus der Tiefe des Seelenlebens, dem „innern Auge" hervorzudringen scheinen. Auch ein weniger schönes Auge kann schön, ausdrucksvoll und liebreizend werden, wenn es die Thräne unfreiwillig hervortreten läßt, ohne mit der Miene zu weinen. Darum ist die Thräne der stillen Rührung und vor allem der Freude so schön und wirkungsreich, weil die Miene dabei nicht weint, höchstens in der Rührung, im Mitleide sanft erweicht oder die zarten Linien der Milde annimmt. Ein volles Weinen aber, mit Hülfe der Gesichtsmuskeln, oder gar mit den Athemmuskeln ausgeführt, ist immer unschön, macht die Augen heiß, roth, gedunsen, unangenehm naß und ertränkt den Blick im Wasser. Tritt ein solches lebhaftes Weinen dann noch mit lautem Schluchzen auf, kann (oder will) der Weinende die konvulsivischen Muskelbewegungen dabei gar nicht mäßigen und ist obenein das Gesicht, wie mit Wasser überströmt, dann können wir das Weinen wohl mit Recht häßlich nennen. Dem alten Capulet ist es daher auch nicht so übel zu nehmen, wenn ihm die in Thränen zerfließende Julia die folgenden harten Worte entlockt:

„Bist Du 'ne Dachrinn', Mädel? Noch in Thränen?
Stets Guß auf Guß? Dein kleines Bischen Leib
Stellt Boot und Wind und See auf einmal vor:
Die See bedeuten Deine Augen, ebbend und fluthend;
In der salzigen Thränenfluth,
Da schwimmt als Boot Dein Körper; Segelwind
Sind Deine Seufzer, durch die Thränen stürmend,
Daß Dein umherverschlagener Körper noch,
Wenn's keine Stille giebt, in Stücke geht."

Es soll Frauen geben, die ihren Männern gegenüber das Weinen als Rühr- und Erpressungsmittel benutzen; (da der Verfasser dieser Zeilen nicht verheirathet ist, kennt er dies

natürlich nur vom „Hörensagen"), ja einzelne sollen es in der Kunst des Weinens sogar zu einer solchen Virtuosität gebracht haben, daß sie jeden Augenblick die Schleusen ihres Gefühls-bassins zu öffnen vermögen. Die verehrten Damen sollten aber dennoch bedenken, daß sie sich — wie eben gezeigt worden ist — nur in sehr seltenen Fällen durch dieses Parforcemittel zugleich verschönern und daß die Männer sehr wohl das „edle Naß der Thräne," das, nebenbei bemerkt, nach chemischer Analyse eine starke Dosis gemeinen Kochsalzes enthalten soll, auf seine Echtheit hin zu prüfen wissen; auch dürfte vielen das Dichterwort nicht fremd sein:

„Die Thränen sind Heuchler in manchen Sachen,
Die Wahrheit aber sagt das Lachen."

V.

Die Leidenschaften als Vernichter physiognomischer Schönheit.

Dünste steigen auf und werden
In den Wolken Blitz und Donner,
Oder Regentropfen.

Dünste steigen auf und werden
In dem Haupte Zorn und Unmuth,
Oder werden Thränen.

Freund, bewahre Deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften,
Deine Stirn sei Sonne.
(Herder.)

Zu den die menschliche Schönheit am meisten unterminirenden Seelen-Kräften gehören die Leidenschaften; denn wenn allein schon die bloßen deprimirenden Stimmungen, wie Traurigkeit, Kummer, Gedrücktsein und Sorgen (auf welche wir später zu sprechen kommen werden) in dem Gesicht des Menschen in gar kurzer Zeit Spuren hinterlassen, welche die alles nivellirende Zeit nur sehr schwer und oft erst nach langen Jahren wieder verwischen kann — wie nun erst Gemüthsbewegungen, welche mit aller Heftigkeit und Gewalt das ganze Nerven- und Muskelsystem des Menschen in Bewegung setzen und ihre vollständige Herrschaft über ihn erlangen.

Die, das Gesicht auf das Höchste entstellenden leidenschaftlichen Affekte, sind Zorn und Wuth. Aristoteles sagt, der Zorn sei die Begierde, ein erlittenes Unrecht zu vergelten, und läßt ihn aus Verachtung entstehen. Seneca schildert ihn als einen Ausfluß der Rachgier; — beiden Definitionen kann nicht vollkommen zugestimmt werden, da der Zorn auch ohne alle

unedle Beimischung existiren kann. Es soll indeß hier nicht auf die Analysirung der Leidenschaften abgesehen sein, sondern es soll gezeigt werden, durch welche Symptome und Zeichen sich dieselben in der äußeren Erscheinung des Menschen und namentlich in dessen Physiognomie kundzugeben pflegen. Jedenfalls ist der Zorn eine Leidenschaft, welche nicht nur große Zerrüttungen in der menschlichen Organisation zur Folge haben, die schöne Erscheinung vollständig zerstören, sondern auch zugleich einen traurigen Einfluß auf das geistige, wie moralische Leben des Menschen ausüben kann.

Die physiognomischen Kennzeichen und äußeren Symptome des Zornes sind folgende: Der Zornige zieht zunächst den Kopf in die Schultern zurück, spannt die Muskeln und rüstet alle äußeren Glieder mit Kraft, vorzüglich aber waffnet er diejenigen, die zum Angreifen und Zerstören geschickt sind. Dabei röthet sich das Gesicht, die mit Blut und Säften überfüllten äußeren Theile strotzen und zittern, und die ebenauch gerötheten rollenden Augen werfen Blicke wie Feuerstrahlen. Besonders aber äußert sich die innere Empörung in Händen und Zähnen; jene ziehen sich geballt und krampfhaft zusammen, diese werden gefletscht und knirschen. Es ist — wie Engel sagt*) — die nämliche Unruhe, die im Zustande der Wuth Eber und Stier, jeder in seinen Waffen empfinden: Der eine in seinen Hauern, die er gleichsam zum Angriffe wetzt, der andere in seinen Hörnern, mit denen er den Boden aufwühlt und Wolken von Staub in die Luft wirft. Ueberdies schwellen noch, besonders in der Gegend des Halses, der Schläfen und der Stirne, die Adern an und das ganze Gesicht erscheint wie eine Gluth. Dieser entstellende Anblick war schon Ovid wohlbekannt, denn sehr treffend sagt er:

„Nöthig zur Schönheit ist's, zu heftigen Sinn zu bezähmen,
Heiterer Friede geziemt Menschen, der Zorn dem Gethier,
Seht wie das Antlitz schwillt durch den Zorn; schwarz werden die Adern,
Wilder funkelt das Aug' als in gorgonischer Glut."

---

*) Engels „Mimik."

Ob der Zornige selbst, so lange die ihn verunstaltende und zerrüttende Leidenschaft in ihm anhält, seinen eigenen Anblick verabscheuen würde? läßt sich bezweifeln. In Bezug auf diese Frage citirt Engel die Stelle aus dem Plutarch, wo dieser seinen Fundanus sagen läßt: „Daß er es einem verständigen Diener nicht übel deuten würde, wenn er ihm, so oft er in Zorn geriethe, den Spiegel vorhielte: Denn der Anblick seiner selbst in einem so widernatürlichen Zustande würde ihn gewiß den Zorn verabscheuen lehren.“ — Engel bemerkt aber dazu lakonisch: „Der verständige Bediente würde seinen Verstand wohl eben dadurch beweisen, daß er den Spiegel stehen ließe, denn er liefe große Gefahr ihn an den Kopf zu bekommen.“

Die Wuth ist noch gesteigerter Zorn, oder besser ausgedrückt: in Handlung, in Aktion übergegangener Zorn. Die Kinnladen des Wüthenden sind — nach Piderit — als Ausdruck kampfbereiter Energie und trotziger Entschlossenheit, fest zusammengebissen und die Oberlippe nebst den Nasenflügeln, als Ausdruck der Erbitterung, emporgezogen, und zwar in so bedeutendem Maße, daß ein (dem Zusammenbeißen der Kinnladen entsprechendes) Zusammenkneifen der Lippen nicht stattfinden kann, und über der aufwärts gepreßten Unterlippe die blinkenden Oberzähne erscheinen. Dabei sind gewöhnlich die Nasenlöcher weit aufgebläht, denn im Zustande heftiger Wuth sind Athem und Herzbewegung beschleunigt, und da die rascher aus- und einströmende Luft an den zusammengebissenen Zähnen ein Hinderniß findet, so athmet der Wüthende vorzugsweise durch die Nase und erleichtert dies durch das Aufblähen der Nüstern. Wenn die Wuth den höchsten Grad erreicht, dann strotzen alle Adern, die Augen rollen feuersprühend wild im Kopfe umher und ein schäumender giftiger Geifer fließt, ganz wie beim wüthenden Thier, dem wüthenden Menschen seitwärts an der verzerrten Unterlippe herab. — Shakespeare faßt die hauptsächlichsten charakteristischen Zeichen der Wuth, wie folgt, zusammen:

Im Frieden kann sowohl nichts einen Mann
Als Demuth und bescheidene Sitte kleiden;
Doch bläst des Krieges Wetter euch in's Ohr,
Dann ahmt dem Tiger nach in seinem Thun;
Spannt Eure Sehnen, ruft das Blut herbei!

Entstellt die liebliche Natur mit Wuth!
Dann leiht dem Auge einen Schreckensblick;
Nun knirscht die Zähne, schwellt die Nüstern auf,
Den Athem hemmt, spannt alle Lebensgeister
Zur vollen Höh'! — — — — — — — —
(Heinrich V., Act 3, Scene 1.)

Neben diesen zwei excitirenden Hauptaffekten giebt es nun eine Menge von Unter- und Abarten „widerstrebender" Gemüthsbewegungen, die das Gesicht für den Augenblick zwar nicht so arg entstellen, wie Zorn und Wuth, dennoch aber bei öfterem Erscheinen störend auf die Harmonie der Züge einwirken können. Die gewöhnlichsten dieser Gemüthsbewegungen sind: Indignation, Trotz, Hohn, Verachtung, Haß u. s. w. — Alle diese untereinander eng verwandten Seelenzustände haben ganz charakteristische Züge im Ausdruck mit einander gemein; die hauptsächlichsten sind: das Zusammenziehen des untern Theils der Stirn, namentlich nach der Nasenwurzel hin, und ein einseitiges Hinaufziehen der Oberlippe, welche sich bei Affekten des Hohns, des Hasses und der Rachsucht so weit steigert, daß der Eckzahn der dem verhaßten Gegenstande zugewandten Seite des Gesichts bloßgelegt wird, und auf dem Nasenrücken selbst kleine Falten erscheinen. Das Entblößen des Eckzahns ist das Resultat einer doppelten Bewegung. Der eine Winkel des Mundes wird in der Regel ein wenig zurückgezogen, und zu gleicher Zeit zieht ein Muskel, welcher parallel und nahe der Nase verläuft, den äußeren Theil der Oberlippe mit hinauf und entblößt den Eckzahn auf dieser Seite des Gesichts. Die Zusammenziehung dieses Muskels ruft eine deutliche Furche auf der Wange hervor und erzeugt starke Falten unter dem Auge, besonders an seinem innern Winkel. Die Handlung ist — wie Darwin meint — dieselbe, wie die eines fletschenden Hundes, denn wenn ein Hund sich zum Kämpfen anschickt, so zieht er eben auch oft die Lippe auf einer Seite in die Höhe, nämlich auf der seinem Gegner zugewendeten. Das englische Wort sneer (höhnen), ist faktisch dasselbe wie snarl (fletschen), welches ursprünglich snar hieß; das zugesetzte l ist nach Hensleigh Wedgwood's Dictionary nur ein Element, welches die Fortdauer der Handlung bezeichnet."

Wir hören oft die Bemerkung, daß Menschen einen höhnischen, spöttischen oder malitiösen Zug im Gesicht haben.

Dieser Zug entsteht einzig durch öftere Wiederholung der eben beschriebenen Affekte; von Natur ist er nie vorhanden, man wird ihn niemals in einem Kindergesicht finden. Eine Spur von dieser Ausdrucksform sehen wir auch in dem höhnischen oder sardonischen Lächeln. Die Lippen werden dann verbunden oder beinahe verbunden gehalten, aber der eine Mundwinkel wird auf der Seite nach der verhöhnten Person hin zurückgezogen und dieses Zurückziehen bildet einen Theil vom Ausdruck des wirklichen Verhöhnens. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß fast jedes Lächeln der Verhöhnung oder des Spottes einseitig ausgeführt wird; bei dieser Gelegenheit wird man dann oft noch ein leichtes Zucken in dem Muskel bemerken, welcher den äußern Theil der Lippe nach oben zieht. Würde diese Bewegung vollständig ausgeführt, so würde sie auch den Eckzahn entblößen und der Ausdruck eines wirklichen Verhöhnens hervorgebracht werden. Bei Kindern, bei Wilden und auf sehr niedriger Kulturstufe stehenden Menschen überhaupt findet man, daß der Ausdruck der Verachtung und Verhöhnung durch ein gegenseitiges Anfletschen ausgeführt wird, welches oftmals noch mit einer Geberde des Aus- oder Anspeiens verbunden ist. Darwin nimmt an, daß dieses Zähnefletschen ein „Ueberbleibsel" unserer thierischen Abstammung ist und „daß unsere halbmenschlichen Urerzeuger ihre Zähne entblößten, wenn sie sich zum Kampfe bereiteten, da wir es immer noch thun, wenn wir „wild" werden oder wenn wir einfach jemanden verhöhnen oder ihm herausfordernden Trotz bieten, ohne doch irgendwie die Absicht zu haben, unsern Gegner mit den Zähnen anzugreifen." *)

Spott, Geringschätzung, Verachtung, Abscheu, Widerwille erzeugen meist einen Zug im Gesicht, wie er sich bei einer herben widerlichen Geschmacksempfindung bemerkbar macht. „Wer seine Verachtung zu erkennen geben will" — sagt Piderit — „hebt den Kopf, um auf den Gegenstand seiner Geringschätzung herabzublicken; er drückt dadurch aus, daß er sich selbst erhaben fühlt über das, was ihm niedrig erscheint. Er blickt aber das Objekt seiner Verachtung nicht grade an, sondern von der Seite, als hielte er es nicht der Mühe werth, seinen

*) „Ausdruck der Gemüthsbewegungen."

Kopf zu wenden, um es in's Auge zu fassen; zu gleicher Zeit senken sich die Augendeckel, wie im Zustande der Schläfrigkeit und als Zeichen äußerster Gleichgiltigkeit gegen die Ursache der Mißachtung." Ein geringerer Grad von Verachtung drückt sich gewöhnlich nur in den Augen aus; bei höheren Graden hochmüthiger Geringschätzung aber verändert sich auch der Ausdruck des Mundes in eigenthümlicher Weise. In der sich kräuselnden Oberlippe erscheint alsdann der Zug widerlicher Bitterkeit, und die Unterlippe streckt sich ein wenig gehoben hervor, wie wenn man den widerwärtigen Gegenstand von sich halten wollte. Ein überhebendes halbseitliches Zurückwerfen des Kopfes vollendet den Ausdruck hochmüthiger Geringschätzung.

Ueber den Ausdruck von Ekel und Abscheu giebt Darwin folgende Definition: „Da die Empfindung des Abscheus ursprünglich in Verbindung mit dem Akte des Essens und Schmeckens entsteht, so ist es natürlich, daß die Ausdrucksformen in Bewegungen um den Mund bestehen. Da aber Abscheu gleichzeitig auch Aerger verursacht, so wird er gewöhnlich von einem Stirnrunzeln begleitet und häufig auch durch Geberden, als wolle man den widrigen Gegenstand fortstoßen oder sich gegen denselben verwahren. Mäßiger Abscheu wird auf verschiedenem Wege dargestellt; dadurch daß der Mund weit geöffnet wird, als wollte man einen übelschmeckenden Bissen herausfallen lassen, durch Spucken, durch Blasen aus den vorgestreckten Lippen oder durch einen Laut, als reinigte man sich die Kehle, welche Aeußerung von einem Schauder begleitet wird, wobei die Arme dicht an die Seiten gepreßt und die Schultern in derselben Weise erhoben werden, als wenn Entsetzen gefühlt würde. Aeußerster Abscheu wird durch Bewegungen rings um den Mund ausgedrückt, welche mit denen identisch sind, die für den Akt des Erbrechens vorbereitet werden. Der Mund wird weit geöffnet, die Oberlippe stark zurückgezogen, welches die Seiten der Nase in starke Falten bringt, und die Unterlippe vorgestreckt und soviel als möglich umgewendet. Diese letztere Bewegung erfordert die Zusammenziehung der Muskeln, welche die Mundwinkel herunterziehen." Ich will hier beifügen, daß diese Bewegung doch wohl nur ausgeführt wird, wenn bei Abscheu zugleich große Verachtung mit im Spiele ist.

„Und nicht minder ist Stolz in euren Mienen zu
tadeln,
Locke die Liebe der Blick' freundlicher Augen
herbei.
Glaubt dem Erfahrenen, gehaßt wird ungemäßigter
Hochmuth;
Oft im stummen Gesicht liegen die Keime
zum Haß."
(Ovid.)

Der **Stolz** ist ein übertriebenes Gefühl des eigenen Werthes, und Anmaßung, Dünkel, Uebermuth und Geringschätzung sind die ihn meist begleitenden Trabanten. Es giebt verschiedene Arten des Stolzes: Den **Geldstolz**, den **Künstlerstolz**, den **Gelehrtenstolz**, den **Geburts-** oder **Ahnenstolz** und den **Stolz auf Vorzüge der äußeren Erscheinung**, den wir wohl aber mehr als **Eitelkeit** bezeichnen können. Die allgemeinen physiognomischen Kennzeichen des Stolzes sind: Ein **hochgetragener Kopf**, welche Geberde man auch im gewöhnlichen Leben mit „**Hochtragen der Nase**" bezeichnet, ein Ueberlegenheit ausdrückender Blick mit herablassend gesenkten Augenlidern und ein verächtlicher Zug um Nase und Mund. Bei den niederen Stolzarten, wie **Geld-** und **Besitzstolz** findet man oft auch das Kinn mit wohlgenährter Unterkehle vorgestreckt und die Unterlippe umgewendet, und mit Recht hat man darum den dies letztere bewerkstelligenden Muskel den Musculus superbus genannt. Man muß solch' einen geschwollenen echten „**Geldprotzen**" mit dem zurückgeworfenen Kopfe einherstolzieren sehen, wie er die Beine breit stellt, die Arme spreizt und den dicken Wanst vorstreckt, gleichsam als wollte er mit Gewalt einen größeren Platz im Weltenraum einnehmen, als ihm von Natur und Rechtswegen zukommt. Verschieden von diesem Parvenuestolz zeigt sich der Stolz auf vermeintliche innere oder ererbte Vorzüge. Man findet dann meist den Mund fest geschlossen und die Mundwinkel vornehm herabgezogen; ein Ausdruck, der dem Gesicht den Stempel von Selbstbewußtsein und Ueberlegenheit geben soll. Das Hochtragen des Kopfes (vulgo „der Nase") aber und den gesenkten verächtlichen Blick „von oben herab" haben alle Stolzen mit einander gemein.

Eng verwandt mit dem Stolze sind **Hoffart** und **Eitelkeit** mit ihren Abstufungen und Nüancirungen von Hochmuth, An-

maßung, Prunksucht, Ziererei und Koketterie. Dieser nahen Verwandtschaft entsprechend sind daher auch die physiognomischen Zeichen ziemlich dieselben, als wir sie eben beschrieben haben, nur werden sich die Züge, zumal die genannten Leidenschaften mehr ein Prädikat des schönen Geschlechts sind, durchgehends ein wenig feiner gestalten. — Es ist den Frauen geradezu angeboren, auch die geringsten Vorzüge und Vortheile äußerlich zeigen zu müssen, und jede bestrebt sich so viel als möglich, wenigstens in einem Punkte ihren Mitschwestern den Rang abzulaufen. Dies erklären auch schon die extremen Verhältnisse, in welche fast jede Mode bei ihnen zu gerathen pflegt. In der jetzigen ist es ganz besonders weit gebracht worden, und bald ist wohl nicht eine Mode dagewesen, die so auf Ausdruck von Hoffart und Hochmuth berechnet war, als die heutige. Wenn man inmitten der Seitenansicht einer heutigen Modedame eine herablaufende Linie zieht, so hat man genau die Linie eines im Profil gesehenen Pfauen, also desjenigen Vogels, den man stets als das Sinnbild von Stolz und Hoffart hingestellt hat. Schon um das Gleichgewicht des Körpers scheinbar herzustellen, erheischt es die heutige Damenmode, den Kopf nach rückwärts zu werfen und somit auch eine stolze, hoffärtige Haltung anzunehmen. Man denke sich in dieses Kostüm nur einmal ein bescheidenes deutsches Gretchen.

Ach, und Sie glauben nicht, meine Damen, wie gerade der Ausdruck der Hoffart, selbst wenn er für den Augenblick imponiren sollte, nicht nur Ihrer Physiognomie, sondern selbst — Ihrer Carrière zum Nachtheil gereicht. Gar rührend klagt Th. Vischer in einem Gedicht „die alte Jungfer" betitelt:

„Wie dauert mich ein Mägdelein
das einsam sitzen bleibt,
An das ein Werbebriefelein
Kein Herzfreund schreibt! —
Du Arme!

Sie sitzt in ihrem Kämmerlein
Und wartet Jahr um Jahr;
Schon stellen sich die Falten ein
Und graues Haar. —
Du Arme!"

Wer weiß, wer weiß, ob solch' Mägdelein in der Jugend das Näs'lein nicht zu hoch trug und nun dafür zu lebenslänglicher trauriger Einsamkeit verurtheilt wurde. Die Männer, meine verehrten jungen Damen, sind auf eine sogenannte „imponirende" hochmüthige Erscheinung bei weitem nicht so „erpicht", als Sie glauben, namentlich wenn sie „ernstliche Absichten" haben; ein Mädchen mit echt weiblichen Manieren, die sowohl Hoffart als übermäßige Emanzipationssucht ausschließen, wird stets den Vorzug bei ihnen finden. Hochmuth verträgt sich nur schwer mit Anmuth: — der erstere sucht eitel Aufsehen und Bewunderung zu erregen, die andere gewinnt Achtung und Liebe, und diese letzteren sind, so viel ich weiß, die zwei Hauptpole, die die Geschlechter gegenseitig anziehen und schließlich einmal das Glück der Ehe begründen.

Auch Eifersucht, Neid und Mißgunst haben ihre physiognomischen Zeichen, dieselben sind jedoch, als Spuren von Leidenschaften, die gern geheim gehalten werden, weniger sichtbar als die vorher beschriebenen. Man ist eifersüchtig um den eigenen Besitz, neidisch um den Besitz Anderer. Von Natur mit einem eifersüchtigen Charakter begabte Frauen haben im Zustande der Ruhe einen leicht zusammengezogenen Mund; auf den beweglichen Lippen zeigen sich abwechselnd Haß, Verachtung, Spott und zuweilen der tiefste Schmerz. Auf ihren Wangen wechselt die Blässe plötzlich mit der dunkelsten Röthe; der dicht geschlossene Mund verräth innere Stürme und ein versteckter Seitenblick bekundet oftmals den unaufhörlichen Argwohn, welcher fortwährende Nahrung oder Anregung in Begierden, Besorgnissen oder Liebesklagen findet und sich entweder gegen den Gegenstand ihrer Liebe oder gegen den des Hasses äußert, der ihr den geliebten Gegenstand zu entreißen droht. Ein älterer physiognomischer Schriftsteller will noch gefunden haben, „daß bei einem Neidischen die Körpertheile der linken Seite größer sind, als die der rechten, daß derselbe ein flaches Gesicht, schwarze auseinanderstehende Zähne und lange schmale Ohren haben soll," — was sich in der Wirklichkeit wohl aber nicht immer bewähren möchte.

In dem Gesicht leidenschaftlicher Menschen bildet sich, namentlich in späteren Lebensjahren, oft ein Zug aus, den man den „verbissenen Zug" nennt. Die Mundspalte bekommt dabei die Form eines Striches und ist mir zuweilen vorgekommen wie

ein wirklicher Strich, den man unter eine Summe von widerwärtigen Lebensschicksalen und Daseinskämpfen gezogen hat. Dieser Zug, den man meist nur bei älteren Personen findet, ist daran kenntlich, daß die Lippen zusammengepreßt und die Ränder der rothen Lippensäume nach einwärts gekniffen sind; die Mitte der Oberlippe erscheint dabei aufwärts gedrückt und unter ihr liegen zwei charakteristische Falten, welche in der Mitte der Unterlippe beginnend, von da nach beiden Seiten in Form eines stumpfwinkeligen Dreiecks ziemlich geradlinig nach unten und außen verlaufen. Diesem gepreßten gekniffenen Zustande analog verhalten sich auch die übrigen Theile des Gesichts.

Der verbissene Zug wird — nach Dr. Piderit — am leichtesten und häufigsten physiognomisch bei Menschen, deren Lebensbeschäftigung es mit sich bringt, andauernd schwierige Bewegungen auszuführen, sei es, weil dieselben einen großen Kraftaufwand erfordern, oder weil eine große Vorsicht dabei erforderlich ist; es kann z. B. dieser physiognomische Ausdruck sich ebensowohl bei der groben Arbeit der Hufschmiede ausbilden, wie bei der feinen Arbeit der Stickerinnen, ebensowohl bei Holzhackern, wie bei Bildhauern. — Als Folge von Geisteszuständen, also bei anstrengender geistiger Arbeit, kann der mimische Ausdruck der Verbissenheit nur dann physiognomisch werden, wenn die entsprechenden Geisteszustände sich nicht nur sehr häufig, sondern auch sehr andauernd geltend machen. Man erkennt daran den horazischen „tenacem propositi virum", den beharrlichen Mann; aber auch (wenn dieses physiognomische Merkmal auffallend stark entwickelt ist) den hartnäckigen, trotzigen, eigensinnigen, versteckten, verbissenen Menschen. Schon in der Bibel heißt es (Sprüche Sal. VI. 13.) „Wenn der schalkhafte falsche Mensch seine Lefzen zusammenbeißet, so vollbringt er Böses".

Eine, das Gesicht bisweilen auf's Höchste entstellende Leidenschaft, ist der Geiz mit seinen Vasallen: Eigennutz, Habgier und Gewinnsucht. Der potenzirte Geiz kennzeichnet sich durch fahle Gesichtsfarbe, durch ein trockenes, unruhiges Auge, durch dünne, zusammengekniffene Lippen, durch eine spitze, an der allgemeinen Magerkeit des Gesichts und des Körpers theilnehmenden Nase, und durch eine gekrümmte, engbrüstige Körperhaltung. Der Geiz ist in der Regel eine nur bei älteren Leuten herrschende

Leidenschaft, und treten die eben beschriebenen Zeichen alsdann um so deutlicher hervor; doch kann er auch bei jüngeren Individuen schon vorkommen, wo dann die ihn kennzeichnenden äußeren Symptome natürlich weniger bemerkbar sein werden. Auch dienen Heuchelei und Verstellungskunst nicht selten dieser Leidenschaft, um sie möglichst geschickt vor den Augen der Welt zu verbergen. Dem geübten physiognomischen Blicke aber wird es dennoch nicht schwer werden, den wahren Charakter unter der Maske zu erkennen.

Gleichsam als Extreme stehen dem Geize die Leidenschaften der Verschwendung gegenüber, von denen ich hier nur die Völlerei, die Freß- und die Trunksucht anführen will. Die Völlerei, die bekanntlich auch zu den „sieben Todsünden" gezählt wird, hat ein gar wohl charakterisirtes physiognomisches Gepräge. Als rein sinnliche Leidenschaft, die nur im materiellen Genuß Befriedigung findet, wird dieselbe auch schon nach kurzer Zeit dem Antlitz den Stempel einer gemeinen Sinnlichkeit aufdrücken, die sich um so widerlicher aussprechen wird, wenn der, der Völlerei ergebene, wie es meist der Fall, zugleich Epikuräer und dem Laster der Wollust zugethan ist. Da man die Völlerei mehr in begüterten „besseren" Ständen antrifft, so ist sie gleichfalls oft hinter einer Maske verborgen; dem Physiognomien-Kenner wird es aber trotzdem gelingen, sie aus den zwar runden, aber dennoch welken, eigenthümlich blaßgerötheten Zügen, den „übernächtigen" Augen, dem sinnlich-lüsternen Munde, wie anderen charakteristischen Merkmalen heraus zu erkennen.

Eine nicht nur das Gesicht, sondern den ganzen Körper entstellende, niedrige Leidenschaft ist die Freßsucht. (Die verehrten zartnervigen Leserinnen wollen mir diesen etwas unzarten Ausdruck freundlichst verzeihen — das Kind muß jedoch beim rechten Namen genannt werden.) Ein sogenannter Vielfraß ruft schon deshalb einen widerlichen Eindruck hervor, als er einer Leidenschaft fröhnt, die nur ihm, und nur ihm allein Genuß gewährt, und dies obenein auf Kosten seiner Mitmenschen, denn was er zu viel genießt, entzieht er natürlich den andern und bringt sie unter Umständen auf diese Weise zum Darben. — Ich kenne in Berlin einen solchen „Erzfresser" persönlich. Er ist noch ziemlich jung, blond, von untersetzter, mittelgroßer

Statur, hat ein dickes, ausdrucksloses rothes Gesicht, vorstehende wasserblaue Augen, eine stumpfe kurze Nase und einen ziemlich großen Mund mit fleischigen vorstehenden Lippen. Auffallend an ihm ist eine eigenthümlich nach vorn tauchende Kopfbewegung, wie man sie zuweilen in zoologischen Gärten an hungrigen Thieren kurz vor der Fütterung beobachten kann.

Es ist wohl nicht wegzuleugnen, daß die Gesichtsbildung eines Menschen, der so ganz und gar in einem rein materiellen Genusse aufgeht, nach und nach den Ausdruck von etwas Thierischem annehmen muß.

Noch widerlicher wirkt natürlich der Anblick einer solchen ungezügelten Gefräßigkeit bei einer Dame, die uns gar vielleicht soeben durch Geist, Talent oder gesellige liebenswürdige Eigenschaften gefesselt hat und die wir nun plötzlich Massen von gemeinen Speisen gierig mit einer Leistungsfähigkeit verschlingen sehen, die einem ausgehungerten Grenadier nach achtstündigem Marsche nur zur Ehre gereichen würde.

Eine bereits mehrfach angeführte Autorität in kosmetischen Dingen — sagt sehr richtig: — „Je schöner ein Mensch ist, je mehr er uns durch Liebenswürdigkeit und Anmuth fesselt, desto weniger mögen wir an seine materielle Nahrung erinnert werden; wir setzen voraus, daß dieselbe ebenso fein und veredelt sei, wie die Erscheinung selbst, der wir huldigen. Sie verliert schon, wenn wir sie überhaupt essen sehen. Zeigt sie aber gar Neigung zu roher gemeiner Speise, Gefräßigkeit oder Gourmandise, so ist unsere Illusion plötzlich verschwunden. Die Griechen ließen ihre schönen Göttergestalten nur Nektar und Ambrosia genießen, dies ist sicher eine aus mehreren Schönheitsgefühlen entstehende Vorstellung.“ — Man hört oft zur Entschuldigung sagen, daß das „viele Essen“ krankhaft sei; — nun, dann soll der mit dieser Krankheit Behaftete ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen.

In noch höherem Grade entstellend wirkt auf die äußere Erscheinung des Menschen und speziell auf das Gesicht, eine Schwesterleidenschaft der Gefräßigkeit: — die Trunksucht. Es ist aber nicht nur die rothe, mitunter sogar blaurothe Färbung der Nase, die sich oft auch noch über den oberen Theil der Backen

und nach der Stirn hinaufzieht, welche uns diese Leidenschaft verräth, sondern es kommen in dem Gesicht eines leidenschaftlichen Trinkers gar bald auch noch andere hervorstechende Symptome zum Vorschein. Die merkbarsten davon sind: ein stets feuchtes, bei fortdauernder Pflege des Lasters schließlich triefendes Auge, ein gedunsenes Gesicht und eine polsterartige Fettablagerung in einzelnen Gesichtstheilen. Der blöde, stiere Blick wirkt um so widerlicher, als die übrigen Theile des Gesichts sich nicht selten in einer steten unmotivirten Bewegung befinden. Ganz besonders charakteristisch ist bei jedem Trinker, namentlich im nüchternen oder halbnüchternen Zustande eine totale Erschlaffung der Muskeln, die sich auch in seinem Gange, in seinen Bewegungen und in dem Zittern seiner Hände zu erkennen giebt. Der grauenvolle Zustand, mit welchem so oft die Laufbahn eines Trinkers abschließt, kann schon lange vorher in dem starren Auge mit fast freigelegter Pupille bei ihm wahrgenommen werden.

Geradezu widerwärtig und jedes menschliche Gefühl empörend ist der Anblick eines betrunkenen Frauenzimmers. Es scheint, als ob in dem Gesicht einer angetrunkenen Frauensperson auch die letzte Spur von Weiblichkeit und edler Sitte verschwunden wäre; ja selbst ein geringerer Grad von Trunkenheit, der einen Mann nicht selten drollig und amüsant erscheinen läßt, wirkt bei einer Frau stets widerlich und abstoßend. Das Laster der Trunksucht hatte unter den Frauen in England vor mehreren Jahren einmal in solchem Maße Platz gegriffen, daß die „Times" sich eines Tages veranlaßt sah, einen geharnischten Leitartikel dagegen zu bringen. Selbst Damen höherer Stände hatten sich dieser Leidenschaft bis zum Unmaß ergeben, und ich bin während meines Aufenthalts in London selbst Zeuge gewesen, wie sinnlos betrunkene Frauen in eleganter Toilette, um weiterem Skandal vorzubeugen, mitten auf der Straße in eine Droschke gepackt und unter Begleitung eines Policeman in Sicherheit gebracht werden mußten.*)

---

*) Unter der Spitzmarke „das Ende einer schönen Frau" ging im vorigen Sommer folgende Notiz durch die englischen Zeitungen: „Im Spitale zu Greenwich starb vor einigen Tagen im Alter von 35 Jahren, Miß Annie Parker. Miß Parker war die Tochter eines Bankiers gleichen Namens, eine berückende Schönheit und vor ungefähr sech-

VI.

Der Ausdruck von Schuld und Sünde.

Tiefe und unvertilgbare Schatten zeichnen auf dem Gesicht des Menschen Schuld und Sünde. Wohl ist es wahr, daß nicht nur lasterhafte Menschen, sondern selbst Verbrecher, ihr eigentliches Wesen unter einem glatten, anscheinend ruhigen und unschuldigen Aeußeren verbergen können, man beobachte diese Verstellungskünstler aber nur in unbewachten Momenten, in Augenblicken, wo sie sich sicher glauben, und man wird in ihrem Gesicht stets wenigstens einzelne Züge entdecken, die auf ihren wahren Character schließen lassen. Es ist vielleicht nichts so schwer erkennbar, als der Ausdruck der Schuld, und doch ist er in jedem Verbrechergesicht mehr oder weniger deutlich vorhanden.*)

---

zehn Jahren die gesuchteste Braut von Seiten der Kreise der jungen Kaufmannschaft. Unglücklicherweise jedoch ergab sich Miß Parker — dem Trunke. Ihr Vater starb aus Kränkung, das Mädchen ward unter Kuratel gesetzt und mehr als vierhundertmal im Laufe der Jahre auf der Straße aufgegriffen und eingesperrt. Im Gefängnisse benahm sich Miß Parker stets wie eine vornehme Dame, doch kaum freigelassen, verfiel sie wieder in ihr schreckliches Laster. In ihrer Glanzzeit hatte man Miß Parker ihres wunderbaren Haares halber die „goldblonde Erbin" genannt. In ihrer letzten Krankheit stickte sie für ihren Doktor, sowie für den Richter Mr. Marsham kunstvolle Gemälde mit ihrem eigenen Haare. An ihrem Todestage schrieb sie einen Brief an die Königin, in welchem sie tiefe Reue über ihr schlecht angewendetes Leben ausdrückte und Ihre Majestät um ein Grab ohne Aufschrift bittet."

*) Um die Schuld eines Verbrechers zu erfahren, wendet man in Indien ein sehr drastisches Mittel an. Es ist nämlich bekannt, daß Schuldbewußtsein und die infolgedessen eintretende hochgradige nervöse Erregtheit den Mund trocken macht. So giebt man denn dem Ver-

Ich habe früher oft geglaubt, wenn ich eine Anzahl Sträflinge auf der Straße unter führender Bewachung daherkommen sah, daß der bewußte, so schwer zu beschreibende, verdächtige Ausdruck ihrer Physiognomien in dem kurz geschnittenen Haar, den rasirten Gesichtern, dem farblosen Teint und selbst in der Uniformität ihrer Sträflingstracht liegen könnte, — nachdem ich aber wiederholt Gelegenheit gehabt habe, Einblicke in die jetzt wohl in jedem Kriminal- und Staatsanwalts-Büreau vorhandenen photographischen Verbrecher-Albums zu nehmen, ist es mir klar geworden, daß dieser gemeinschaftliche „Zug des Bösen" doch in anderen, rein physiognomischen Zeichen und Merkmalen zum Ausdruck kommt. Ich habe selbst in noch jugendlichen und wirklich hübschen Gesichtern ein gewisses Etwas bemerkt, das mir auch aufgefallen wäre, wenn ich das betreffende Portrait nicht in einem Spitzbuben-Almanach gesehen hätte. Bald war es ein verdächtiger Zug um die Augen, bald um den Mund, am häufigsten aber eine eigenthümlich eckige Bildung der unteren Kinnlade, die mir den Verbrecher verrieth. — Diese merkwürdige Kinnbackenbildung habe ich ganz besonders in dem Gesicht eines gewissen Paul Schöppe ausgeprägt gefunden, der bei seinem Wiederauftauchen vor einigen Jahren in Amerika von Berliner Blättern allgemein als „einer der gefährlichsten Verbrecher der alten und neuen Welt" bezeichnet wurde und dessen genaue persönliche Bekanntschaft ich in meiner Jugend zu machen die zweifelhafte Ehre hatte.

Vor kurzem ist in Paris von einem gewissen Mr. G. Tarde unter dem Titel „das offenbarte Verbrecherthum" ein Buch erschienen, welches die Resultate enthält, die die anatomischen und physiologischen Untersuchungen der Verbrecher beiderlei Geschlechts bis heute zu Tage gefördert haben, und in welchem wir

---

brecher bei den Gottesgerichten eine Hand voll Reis in den Mund, welchen er nach kurzer Zeit wieder von sich geben muß. — Ist der ausgespieene Reis ganz trocken, dann wird der Verbrecher für schuldig gehalten, — sein eigenes böses Gewissen wirkt darauf hin, die Speicheldrüsen zu lähmen. (Ch. Darwin: „Ausdruck der Gemüthsbewegungen."). — Auch Lavater erwähnt in seinen „Physiognomischen Fragmenten" das „Belecken der Lippen" schuldiger Verbrecher, was eben auch auf eine momentane Trockenhaut der Schleimhäute schließen läßt.

über die Gesichtsbildung der Verbrecher u. a. Folgendes lesen:

„Es scheint erwiesen zu sein, daß die Uebelthäter eine schmale, faltige Stirn, hervorspringende Augenbrauenbogen, sehr große Augenhöhlen, wie die Raubvögel, stark hervortretende Backenknochen (wie bereits erwähnt) und abstehende, große Ohren haben, zu welchen Merkmalen sich noch ein häufiges und ausgesprochenes Fehlen der Regelmäßigkeit beider Gesichtshälften gesellt. Man hat gleichzeitig gefunden, daß die Verbrecherin gewisse Gehirnschalen-Eigenschaften der Männer besitzt, welche sich bei ehrlichen Frauen nicht vorfinden. — Ein anderer Umstand ist noch bemerkenswerth, daß nämlich die Verbrecher beiderlei Geschlechts in überwiegender Mehrzahl eine braune Haarfarbe aufweisen und nur selten eine blonde. (!?) Sie haben ferner zwar einen starken Haarwuchs, die männlichen Verbrecher dagegen nur einen schwachen Bart und fast nie eine gerade Nase. Der Dieb hat eine aufgestülpte, der Mörder eine gebogene, womit indessen nicht gesagt sein soll, daß alle Personen, denen die Natur derartige Merkmale bescheert hat, gleich Diebe und Mörder sein müssen. Eines der charakteristischsten Merkmale ist der Blick des Verbrechers. Beim Mörder ist er kalt, starr und glanzlos; beim Diebe unruhig, schief und umherirrend."

Daß das Gesicht der Wahlplatz ist, auf dem die verborgenen, innern Seelenkämpfe sichtbar ausgefochten werden, und daß diese Kämpfe ihre zerstörenden, verheerenden Spuren im Antlitz noch zurücklassen, wenn sie längst vorüber sind, kann wohl als Thatsache angenommen werden. Wie müssen nun diese Verheerungen erst erscheinen, wenn sie — wie es ja meist der Fall ist — in einer Physiognomie sich eingraben, die von Natur schon von Gottes Finger gezeichnet und zur Häßlichkeit verdammt war. Daß das Böse mit dem Häßlichen mehr verwandt ist als mit dem Schönen, halten wir schon in unserem Gefühl für begründet. Man stellt deshalb auch den Teufel, als das Prinzip des Bösen, in seinem Aeußeren so häßlich als möglich dar, und wenn man dennoch von einer „beauté du diable" spricht, so will man damit wohl nur das „Verführerische" bezeichnen, wodurch sich manche Schönheit auszeichnet. Häßlichkeit und Laster, Schönheit und Tugend erscheinen uns fast wie: Ursache und Wirkung, wie Stamm und Blüthe zu einander, und wie sehr

wir uns in unserm humanen Bewußtsein auch dagegen sträuben mögen, es anzuerkennen, so ist es dennoch der Fall.

Wir sympathisiren mit einer schönen Erscheinung durchaus mehr als mit einer häßlichen. Dies wissen die Häßlichen und Mißgestalteten selbst am besten, und nichts kann ihre Selbstverachtung und den Haß gegen ihresgleichen reger erhalten als der ihnen wohlbekannte fortgesetzte Widerwille, den ein mißgestaltetes Geschöpf in den Augen anderer hervorruft, und dessen Charakter nicht selten schon von Jugend auf durch die ewigen boshaften Sticheleien, die über seine Häßlichkeit gemacht worden sind, verbittert wurde. Das selbstkränkende Bewußtsein der eigenen Mißgestalt muß beim Vergleich der Reize und der persönlichen Vorzüge, womit die Natur andere Menschen bedacht hat, den Unglücklichen, den alle Welt wie einen Aussätzigen von sich stößt, schließlich zur Verzweiflung bringen.*)

„La Laideur rend méchant!“ sagt ein französischer Schriftsteller, und er hat nicht ganz unrecht; — das tägliche Leben sowohl als die Literatur geben uns nur zu sprechende Beweise dafür. Was war es anders, als das Bewußtsein seiner Häßlichkeit und die Kenntniß des Widerwillens, den er durch dieselbe bei aller Welt hervorrief, die Gloster, dem nachmaligen Könige Richard III., die grausigen Worte in den Mund legte:

„Ich, um dies schöne Ebenmaß verkürzt,
Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
Entstellt, verwahrlost, vor der Zeit gesandt
In diese Welt des Athmens, halb kaum fertig
Gemacht, und zwar so lahm und ungeziemend,
Daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei; —
Ich nun, in dieser schlaffen Friedenszeit,
Weiß keine Lust, die Zeit mir zu vertreiben,
Als meinen Schatten in der Sonne späh'n
Und meine eigne Mißgestalt erörtern;
Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden,
Und feind den eitlen Freuden dieser Tage. —“

---

*) Gabriel de Minut berichtet in seinen „Discours divers sur la beauté“ von einem gewissen Brotheus, der sich aus Verzweiflung über seine Häßlichkeit tödtete.

Derselbe verzweifelnde Hohn spricht auch aus der Anklage, die Franz Moor in Bezug auf seine häßliche Erscheinung gegen die Natur erhebt: — „Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit aufladen? — gerade mir? Nicht anders, als ob sie bei meiner Geburt einen Rest gesetzt hätte. Warum gerade mir die Lappländernase? gerade mir dieses Mohrenmaul? diese Hottentottenaugen? — Wirklich, ich glaube, sie hat von allen Menschensorten das Scheußlichste auf einen Haufen geworfen und mich daraus gebacken." —

Dies sind nur zwei „klassische" Beispiele, die ich hier angeführt habe. — Wie sehr sich die Repräsentanten dieser beiden Verbrecherrollen auf der Bühne aber auch stets bemühen mögen, in Maske und Darstellung der abstoßenden Häßlichkeit Rechnung zu tragen — sie sind doch immer genöthigt, in beiden Figuren noch eine Spur von höherer Intelligenz und gebildeter Erziehung durchschimmern zu lassen. Nun vergegenwärtige man sich aber ein Verbrecherthum, in welchem diese „gebildete Grundlage" nicht vorhanden ist, wo das Böse — oder auch „der Böse" — von dem durchaus unerzogenen, unkultivirten häßlichen Menschen, sozusagen: vom „reinen Thier", Besitz genommen hat — welche Gesichter treten uns da erst entgegen! — In jedem Zuchthause können wir diese Galgenphysiognomieen par excellence sehen und studiren; — und da gehören sie hin, und der Himmel gebe, daß die Einschlußmauern dieser Heimstätten des Verbrecherthums stets fest und hoch genug sind, um diese Zerrbilder des Menschengeschlechts für immer von der Gesellschaft fern zu halten.

VII.

Das Gesicht in Krankheit und Leiden.

Nur flüchtig wollen wir der Zeichen und Merkmale Erwähnung thun, die Siechthum und Krankheit dem Gesicht des Menschen aufdrücken. Die Physiognomie der Krankheiten erstreckt sich zwar über den ganzen Körper, zeigt sich aber vorzugsweise in den Zügen und dem Ausdrucke des Gesichts; und nicht nur die Natur der Krankheit offenbart sich hier, sondern auch die Abweichungen und etwaigen Fortschritte derselben. Dies zeigt sich besonders bei hitzigen Fiebern, zehrenden und Gallenkrankheiten; bei der Bleichsucht und der Gelbsucht; bei hysterischen Uebeln, bei Wurmkrankheiten und dem Bandwurm. Je mehr bei hitzigen Fiebern das Gesicht seinen natürlichen Ausdruck verliert, desto größer ist die Gefahr. Trübe Augen, hängende und blasse Lippen sind bei hitzigen Fiebern ein schlimmes Zeichen, weil sie schon große Schwächung verrathen; die Gefahr ist außerordentlich groß, wenn das Gesicht plötzlich zusammenfällt: Bei Brustentzündungen wird das Gesicht blaß und der Blick verwirrt sich bei der Annäherung einer Krisis, welche den Kranken mit Kälte durchdringt und ihn sogar des Bewußtseins beraubt. Der Krebs verräth sich, wenn bei Entzündungskrankheiten die Nase spitz und das Gesicht bleifarbig wird und die Lippen sich bläulich färben. Bei galanten Krankheiten werden die Fortschritte derselben selbst für den minder scharfsichtigen Beobachter in den Veränderungen des Gesichts leicht erkennbar.

Im allgemeinen deutet das Gesicht den Zustand des Kranken oft durch Zeichen an, welche sich nirgend anders offenbaren und welche von der zuverlässigsten Bedeutung sind; schon die Augen

allein lassen sichere und zahlreiche Beobachtungen anstellen. „Krankheiten der Bluternährung, namentlich Zehrzustände" — sagt Dr. Herm. Klencke — „machen das Auge durch eigenthümlichen Lichtreflex gläsern, die weiße Haut des Apfels transparent und dadurch bläulich, den Blick schwach und unsicher; Unterleibsstörungen durch Anhäufung und Ueberfüllung des Blutes in den Unterleibsorganen und großen Venen injiciren das Auge mit starken, rothen Adern und geben ihm einen schweren, erhitzten Ausdruck; Skropheln geben den Augenlidern eine sanfte Gedunsenheit oder machen den Rand, wo die Wimpern sitzen, hart, wulstig oder durch Stockungen in den hier gelagerten Drüschen roth, knotig und schilfernd, Leberkrankheiten färben die weiße Haut des Auges gelblich, desgleichen die Bindehaut im Umfange des Augensterns und an der innern Seite der Lider; verschleppte katarrhalische und rheumatische Zustände machen das Auge lichtscheu, reizbar und zum Thränen in der freien oder kühlen Luft geneigt; Verdauungsstörungen, Nachtleben und Genußausschweifung geben dem Auge einen hell rosigen Anflug und Neigung zur vermehrten Absonderung von Schleim, der sich gern in einem Winkel anhäuft oder beim Oeffnen sich in feine Fäden zieht (fils muqueux der französischen Nachtschwärmer); nervöse krampfhafte Zustände machen das Auge trocken, reizbar und verengern die Pupille, wodurch überhaupt der schöne, glänzende Ausdruck des Blickes verliert. Hautkrankheiten wirken gern auf die Augen zurück, bewirken Ausfallen der Wimpern und in höheren Graden Beschränkung der Sehkraft."

Ein höchst schlimmes Zeichen ist es, wenn die Augen eines Schwerkranken sich fest auf das Licht richten, sich mit Thränen füllen und zu schielen anfangen; wenn das eine kleiner zu sein scheint als das andere, oder wenn das Weiße sich röthet, wenn die Blutgefäße sich schwärzen, auftreten oder tief einsinken. Diese Anzeichen können unter Umständen nahe Vorboten des Todes sein.

Ist es nicht aber sonderbar, daß selbst in krankhaften und wirklich kranken Erscheinungen, die Schönheit, der wir dieses Buch gewidmet haben, oft noch ihr Recht zu behaupten sucht! Es scheint fast, als hätte die grausame Natur jene Unglücklichen für eine kurze Lebensdauer und das frühe Weh durch einen

eigenen Reiz der Schönheit entschädigen wollen. Allerdings ist es nur trüglicher Schein, dem wir gegenüberstehen, aber derselbe ist so bezaubernd und fordert das sinnliche Wohlgefallen derart heraus, daß ihm nicht nur Männer und Frauen erlegen sind, sondern auch Künstler und Poeten ihr Talent zu seiner Verherrlichung geliehen haben. Ich erinnere nur an den berühmten Roman des jüngeren Dumas, „Die Dame mit den Camelien". — Hören wir jedoch, wie sich der weiter oben angeführte Autor als Arzt über diese „krankhaften Schönheiten" ausspricht: „Solche Schönheiten" — sagt derselbe — „zeigen gewöhnlich besondere, den empfindsamen, weichlichen Sinn anziehende Reize, einen gewissen ätherischen Ausdruck, eine Zartheit der Formen und seelische Verklärtheit, wie sie den edelsten Organisationen und Gestaltungen eigen ist. Dem diagnostischen Auge eines Kenners aber erweckt solche Schönheit ein heimliches Grauen und stilles Mitleid, namentlich wenn er sieht, wie dieses krankhafte Schönheitsbild von Unkundigen angebetet, in eigener Unkenntniß des Selbstzustandes und im Bedürfniß der Huldigung zu den Ansprüchen und Genüssen der gesunden Schönheit fortgerissen, von Leidenschaft und Liebe selbstverzehrend entzündet und wohl gar zum Tode auf Rosenbetten, zur Ehe, eingeladen wird. — Wer hätte nicht schon solche Schönheiten gesehen, die unwillkürlich in der Freude des Anblickes an das Noli me tangere erinnern?"

Wenn nun schon bei somatischen, rein körperlichen Krankheiten die physiognomischen Zeichen so untrügliche sind, wie wir aus Vorstehendem erfahren, wie viel mehr muß uns dann bei Gemüthskrankheiten und Seelenstörungen das Gesicht als „Spiegel der Seele" ein Deuter sein. Fast ist das Thema der Geisteskrankheiten zu ernst und traurig für dieses Buch; wir wollen dasselbe daher auch nur flüchtig berühren und hier kurz nur das Signalement anführen, welches ein Psychiater von Beruf*) über die Physiognomie der Geisteskranken gegeben hat. Derselbe sagt u. a.: — „Der mimisch-plastisch-physiognomische

*) Dr. H. Damerow: „Ueber die Grundlage der Mimik und Physiognomik," als freier Beitrag zur Anthropologie und Psychiatrie. (Berlin 1860.)

Ausdruck und Eindruck im allgemeinen und besonderen ist bei Geisteskranken so verschieden und unterschieden bis zur Unkenntlichkeit, wie die Krankheitsformen und Erscheinungen selbst. Das Individuum ist nicht, sieht nicht aus wie derselbe Mensch, weder innerlich noch äußerlich. . . Es folgt wieder und immer wieder der Kampf der Menschenseele mit dem Gehirn, bis endlich, selbst nach Decennien, jene äußeren und inneren Formunterschiede durch Verwirrtheit und Blödsinn, mit dem nichts sagenden, nichts bedeutenden, seelenlosen physiognomischen Ausdrucke, ohne mimische Bewegung in den schlaffen, dem Gesetz der Schwere schon im Leben verfallenden Zügen, über- und untergehen in den Tod, nach dessen Eintritt gerade deswegen der im Leben durch Blödsinn gebundene und verbildete Ausdruck frei wird, sich zu dem längst entschwundenen natürlichen, mehr als im Schlaf, gestaltet und so in dem Leichnam die marmorkalte Plastik der Züge, den flüchtigen Widerschein einer Palingenesie offenbart."

Daß der Schlaf und der Tod das Gesicht verschönern, ist eine bekannte Erscheinung; daß aber in der entseelten Hülle eines im totalsten Wahnsinn zu Grunde gegangenen die Züge nochmals einen veredelten menschlichen Ausdruck annehmen, ist jedenfalls von höchstem psychologischen Interesse. Es würde übrigens in gleicher Weise interessant sein, zu konstatiren, ob diese Erscheinung auch bei Verbrechern nach deren Tode eintritt. Ich möchte es fast bezweifeln.

Einen sprechenden Beweis dafür, daß der Tod, selbst nach hartem Kampfe, die Züge nicht zu entstellen vermag, habe ich einst in London wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Es war am 2. oder 3. Januar des Jahres 1867, als am Nachmittag auf dem See in Regents-Park während des Schlittschuhlaufens das Eis, auf welchem sich zu viel Menschen eingefunden hatten, einbrach, und in runder Summe 50 Personen durch Ertrinken den Tod fanden. Die Leichen wurden noch an demselben Tage fast sämmtlich aus dem Wasser gezogen und in einer in der Nähe befindlichen Remise der Reihe nach zur Recognoscirung niedergelegt. — Es machte nun einen fast wunderbaren Eindruck, in keinem der Gesichter auch nur eine Spur des Kampfes zu sehen, den doch gewiß jedes Opfer während der Katastrophe zu bestehen gehabt hatte. Es lag im Gegentheil eine Ruhe, ein

fast seliger Friede in den Gesichtern, der keinem der Beschauer entging, ja in einzelnen waren die Züge sogar zu einem entschiedenen Lächeln verzogen. (Der verhängnißvolle Tag ist mir um so mehr in Erinnerung geblieben, als ich am Abend desselben in der großen St. James Hall Gelegenheit hatte, einer Vorlesung von Ch. Dickens beizuwohnen. Dickens wollte aus Anlaß der in so unmittelbarer Nähe kurz vorher stattgehabten Katastrophe den Vortrag gar nicht abhalten, wurde aber schließlich doch durch Akklamationen und Bitten des anwesenden tausendköpfigen Auditoriums dazu veranlaßt; er änderte indessen das Programm und trug anstatt der angekündigten humoristischen Piècen, nur erstere Bruchstücke aus seinen Werken vor.)

VIII.

Wie Ausdruck und Miene fest werden.

Der geneigte Leser wolle gütigst entschuldigen, wenn ich ihn vielleicht schon zu lange mit eigentlicher „Physiognomik“, wozu wir auch wohl die letzteren pathognomischen Auseinandersetzungen zählen müssen, hingehalten habe. Um aber das Gesicht — nach Lichtenberg „die unterhaltendste Fläche auf der Erde“ — zu verschönern, zu veredeln, müssen wir es vor allen Dingen kennen. Auch wird ein wenig physiognomisches Verständniß dem verehrten Leser zugleich anderseits, namentlich im Umgange mit seinen Nebenmenschen, stets nur zu gute kommen und ihm, wenn keinen größeren Vortheil, wenigstens den gewähren, seltener einmal Enttäuschungen ausgesetzt zu sein.

Nachdem wir also die Ursachen und Einflüsse kennen gelernt haben, die eine Veränderung in unserer Physiognomie hervorzubringen pflegen, wird es nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, wie diese vorübergehenden Züge nun schließlich fest und konstant werden.

„Die vorübergehenden „mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln“ — sagt Dr. Piderit — „die mimischen Züge, werden durch häufige Wiederholung zu bleibenden physiognomischen Zügen, und ein physiognomischer Ausdruck ist anzusehen als ein habituell gewordener mimischer Ausdruck. Dieser Grundsatz stützt sich auf die physiologische Thatsache, daß Muskeln, welche häufig in Spannung gesetzt werden, leichter erregbar werden, und auch im Zustande der Ruhe in einer gewissen Spannung

verharren." — Wenn irgend ein Theil unseres Körpers längere Zeit in einer bestimmten Stellung verharrt, oder sehr oft dieselbe annimmt, so wird ihm diese endlich, — wie wir bereits im vorhergehenden Abschnitt kennen gelernt haben — durch die Gesetze der Gewöhnung bleibend ertheilt. So giebt viele Beschäftigung am Schreibtische oder am Stickrahmen leicht einen schiefen, krummen Rücken; so heilt man Schielen, Klumpfüße, schiefen Hals u. s. w. durch Apparate und Verbände, welche die Glieder allmählich in die gehörige Lage bringen und so lange darin erhalten, bis sie von selber wieder in dem korrigirten Zustande beharren. Dasselbe gilt nun hauptsächlich auch von den Gesichtsmuskeln, von welchen besonders der Ausdruck der Gemüthsstimmung abhängt. In der frühen Jugend ist das Gesicht glatt und ohne bleibenden Ausdruck, aber je öfter eine Gemüthsbewegung, eine Leidenschaft wiederkehrt, desto tiefer und unverlöschlicher drückt sie ihren Stempel auf, und endlich wird ihr Ausdruck dann stehender Zug des Gesichts. „Die pathognomischen Zeichen, oft wiederholt," — sagt schon Lichtenberg — „verschwinden nicht allemal völlig wieder und lassen physiognomische Eindrücke zurück. Daher entsteht zuweilen das Thorheitsfältchen, durch alles bewundern und nichts verstehen; das scheinheilige Betrügerfältchen, die Grübchen in den Wangen, das Eigensinnsfältchen, und der Himmel weiß, was für Fältchen mehr. Pathognomische Verzerrung, die die Ausübung des Lasters begleitet, wird noch überdies oft durch Krankheiten, die jenem folgen, deutlicher und scheußlicher, ebenso kann pathognomischer Ausdruck von Freundlichkeit, Zärtlichkeit, Aufrichtigkeit, Andacht, und überhaupt moralische Schönheit in physische für den Kenner und Verehrer der moralischen übergehen." — Auch Feuchtersleben bestätigt diese Ansicht und sagt in seiner „Diätetik der Seele": „Jeder oft wiederholte Zug im Antlitz, Lächeln, Zucken, Höhnen, Weinen, Zürnen, hinterläßt gleichsam eine Fährte in dessen weichen Theilen, ein Gedächtniß seiner selbst, eine Leichtigkeit, sich zu reproduziren, welche endlich bleibend und gestaltend auf Muskeln und Zellgewebe wirkt. Die Kraftäußerungen der ersten aber werden wieder ihrerseits nicht lange statt haben können, ohne in den unterliegenden festeren Gebilden Spuren zu hinterlassen. Leidenschaftliche Menschen haben im Alter viel mehr Gesichtsrunzeln als ruhige; sie haben die Gesichtshaut weit öfter durch Geberden

kontrahirt und expandirt, — es bleiben nun für immer die Falten zurück."*)

Aehnliches geschieht auch in psychischer Beziehung: auch hier lassen die Leidenschaften, wie manche Krankheiten, eine desto größere Neigung zur Wiederkehr zurück, je öfter sie schon dagewesen sind — noch viel mehr aber, wenn in gewissen organischen Verhältnissen schon die besondere Disposition zu irgend einer Leidenschaft vorhanden ist. Und gewiß ist dann der physiognomische Rückschluß von jenen stehenden Zügen des Gesichts auf diese herrschenden Leidenschaften nicht zu gewagt. Wer beständig den Ausdruck des Zornes auf seinem Gesichte trägt, ist sicher auch zornwüthig; ja selbst die nur angenommenen Ausdrucksweisen drücken dem Gesichte nach und nach den entsprechenden Stempel auf. So erkennt man ganze religiöse Sekten, z. B. die Quäker und Herrnhuter, auch die Pietisten im Wupperthal, an den andächtigen, fein demüthigen Mienen, die sie sich erworben haben, und ein älterer Reisender behauptete sogar, er vermöge alle jungen weiblichen Katholiken sogleich an einem eigenthümlichen „verliebtfrommen" Augenaufschlag als solche zu erkennen. (Zimmermann: „Ueber die Einsamkeit.")

Es ist bereits an anderer Stelle in diesem Abschnitt angedeutet worden, wie besonders dauernde deprimirende Stimmungen

---

*) Von der Geneigtheit der Züge bei öfterer Wiederholung eines Ausdrucks dessen bleibende Form anzunehmen, kann man sich leicht überzeugen, wenn man vor dem Spiegel die Stirn einmal irgendwie gewaltsam in Falten legt — welches mimische Kunststück ja wohl jeder Erwachsene fertig bekommt — und ungefähr 2 Minuten lang in diesem Zustande fest verharrt. Das künstlich erzeugte Faltengebilde wird dann, nachdem die betreffenden Muskeln wieder außer Spannung gesetzt worden sind, wenigstens noch 10 Minuten lang auf der Stirn deutlich bemerkbar sein, — „Wenn Jemand am Morgen einen heftigen Aerger gehabt hat" — sagt Dr. Piderit — „so werden die Furchen des Zornes auf seiner Stirn noch am Nachmittage sehr deutlich sichtbar sein. Hat man nun mit einem Menschen Wichtiges zu verhandeln, hängt von seiner augenblicklichen Stimmung vielleicht die Erreichung eines Zweckes, die Erfüllung einer Bitte ab, und man sieht auf seiner Stirn senkrechte Falten, die man sonst dort nicht bemerkt hatte, so schiebe man die Unterredung auf und komme zu gelegener Zeit wieder. So lange die verdächtigen Stirnfalten nicht verschwunden sind, wird auch die Mißstimmung nicht völlig verklungen sein, durch welche jene hervorgerufen wurden."

und Affekte, wie Trauer, Kummer, Sorge, Gram und Reue, herabstimmend auf den Organismus einwirken und der Physiognomie den Ausdruck dieser Gemüthsbewegungen dauernd ertheilen können. Bei anhaltender Trauer wird das Auge matt und glanzlos, der Blick träge und schwer; die Augenlider sind meist halb gesenkt, die Wangen fallen ein und sind bleich; die Mundwinkel sinken herab, und ein eigenthümlich schmerzlicher Zug bildet sich von den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln aus; das Gesicht wird länger und erscheint älter.*) Ein ganz besonders charakteristischer Zug aber ist im Gesicht des Leidenden die schräge Stellung der Augenbrauen. Man hat die Muskeln, welche die innern Augenbrauen auf der Stirn in die Höhe ziehen, nicht mit Unrecht die „Gram-Muskeln" genannt. Wenn Jemand seine Augenbrauen durch Zusammenziehung des ganzen Stirnmuskels erhebt, so erstrecken sich deutliche Querfalten über die ganze Stirn; beim Ausdruck des Leidens aber werden nur die mittleren Muskelbündel zusammen und in die Höhe gezogen, infolgedessen sich dann nur quere Furchen allein über dem mittleren Theile der Stirn bilden. Es werden auch die Augenbrauen durch gleichzeitige Zusammenziehung der Augenbrauenrunzler einander genähert, wodurch nun zugleich senkrechte Furchen zwischen den Augenbrauen deutlich zum Vorschein kommen. Die Verbindung dieser senkrechten Furchen mit den mittleren und queren Falten darüber erzeugt auf der Stirn eine Zeichnung, welche man mit der Figur eines Hufeisens verglichen hat; streng genommen aber bilden diese Furchen, wenn namentlich das denselben zu Grunde liegende Leiden ein intensives ist, die drei Seiten eines unten offenen Vierecks.

---

*) Die Verlängerung des Gesichts als Zeichen von Verdruß und Niedergeschlagenheit ist bei uns in der bekannten Redensart „ein langes Gesicht machen" sprichwörtlich geworden; aber auch bei minder kultivirten Völkern scheint dieser Ausdruck als Merkmal von Verstimmung bekannt zu sein. So berichtet Darwin in seinem Buche über den „Ausdruck der Gemüthsbewegungen" Folgendes über diesen Punkt: — „Eine Gesellschaft Eingeborener im Feuerlande versuchte uns zu erklären, daß ihr Freund, der Kapitän eines Segelschiffes, niedergeschlagen sei, und zwar thaten sie dies dadurch, daß sie ihre Backen mit beiden Händen herabzogen, um ihr Gesicht so lang als möglich erscheinen zu lassen."

Kaum wohl möchte es einen Ausdruck geben, der so treffend und wahr den Seelenzustand bezeichnet, welcher demselben zu Grunde liegt, als der Ausdruck des Leidens. Ja schon ein geringer Grad des Leidens giebt sich in den Zügen, wenn selbst in den feinsten Linien, doch stets so sprechend kund, daß er sich auch dem Ungeschultesten in diesen Dingen sofort verräth. Wenn die Seele in Ruhe und zufrieden ist, so sind alle Theile des Gesichts gleichfalls in einem Zustande der Ruhe, und zeugen von der sanften Harmonie der Gedanken und dem innern Frieden; sobald aber auch nur ein kleiner Windstoß über den glatten Spiegel dahinstreicht, so ist die Fläche unterbrochen und es giebt kräuselnde Wellen.

Es ist merkwürdig, daß, trotzdem der Ausdruck des Leidens so allgemein bekannt ist und täglich beobachtet werden kann, es selbst unter den besseren bildenden Künstlern nur wenige giebt, die eine richtige Darstellung davon geben können; auch finden wir selten in unsern guten Romanen eine treffende Schilderung dieses Affektes. Wohl waren die alten griechischen Bildhauer mit dieser Ausdrucksform bekannt, wie sie es an den Statuen des Laokoon, der Niobe und einigen anderen, im Affekt des Leidens dargestellten Bildwerken bewiesen haben; aber, geschah es nun in dem Bestreben, der Schönheit vor dem Natürlichen den Vorzug zu geben, oder, weil sie Boileau's Ausspruch: „Rien n'est beau que le vrai“ noch nicht kannten —, in voller Wahrheit haben sie den Ausdruck des Leidens niemals dargestellt.

Wenn nun schon die vorübergehenden Mißstimmungen, Verdrießlichkeiten und oft wiederholten Aufregungen des täglichen Lebens nach und nach dem Gesicht ihre Zeichen eingraben, so liegt es wohl auf der Hand, daß Gemüthszustände, die einen länger dauernden Reiz auf unser Nervensystem ausüben, der Physiognomie unbedingt ihren bleibenden Stempel aufdrücken müssen. — Man halte nur einmal Umschau in seiner Umgebung und man wird immer einzelne Gesichter finden, in denen der Zug des Leidens sozusagen stereotyp geworden ist und sich selbst in heiteren Affekten, ja sogar beim Lachen, in seiner untrüglichen Gestalt zu erkennen giebt. Einem von Natur wirklich schönen Gesichte wird dieser permanente Leidenszug nun vielleicht weniger anhaben, ja, ihm unter Umständen sogar, da das Leiden stets

unser Mitgefühl anregt, etwas Sympathisches, etwas Interessantes ertheilen: — aber auch nur einem in der That schönen Gesichte. Deshalb sagt Schiller sehr richtig:

„Sahest Du nie die Schönheit im Augenblicke
des Leidens,
Niemals hast Du die Schönheit geseh'n."

Der Dichter fügt jedoch auch gleich bei:

„Sah'st Du die Freude nie in einem schönen
Gesichte,
Niemals hast Du die Freude gesehn."

Und dieser Himmelskönigin, dieser „Tochter aus Elysium" wollen wir jetzt unsern Tribut darbringen.

IX.

Die Freude ein Kosmetikon.

Die Freude ist vielleicht das untrüglichste und wirksamste Verschönerungsmittel für's menschliche Angesicht. Kein Geheimmittel der Welt kann dieser verschönernden Zauberkraft gleichgestellt werden. Wie ein galvanischer Strom durchdringt die Freude den gesammten Organismus und erhöht die Lebensthätigkeit desselben: „Das Herz zieht sich kräftiger zusammen, das Blut kreist rascher durch die Adern, Wärme und Farbe der Haut sind erhöht, der Stoffwechsel in allen Organen ist beschleunigt, die Athembewegungen sind tiefer und energischer, der Gang ist elastisch, der Kopf gehoben, der Geist arbeitet schneller und leichter, und in buntem Wechsel drängen sich die Gedanken.“ (Piderit.) — Der eigentliche Thron der Freude aber ist das Gesicht des Menschen: Das Auge wird im Affekt der Freude strahlend und leuchtend, die Augenbrauen sind sanft gehoben. Die Stirn ist glatt und faltenlos; die Wangen sind gerundet und von erhöhter Farbe; der Mund ein wenig geöffnet; die Lippen etwas geschwellt und leicht geröthet; das ganze Gesicht erscheint jünger und schöner und läßt selbst Züge übersehen, die in seinem unfreundlichen Zustande als häßlich gelten.

Die Wirkungen der Freude auf das Gesicht des Menschen waren bereits den Alten bekannt. Schon der weise Salomo sagt in seinen „Sprüchen“ (Kap. 16, V. 15 und 24): „Wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben; und seine Gnade ist wie ein Abendregen. — Die Reden des Freundlichen sind Honigseim, trösten die Seele und erfrischen die Gebeine.“

— Und weiter (Kap. 17, V. 22): „Ein fröhlich Herz machet das Leben lustig; aber ein betrübter Muth vertrocknet das Gebein.“ — Bei den Griechen war die Freude fast zum besonderen Kultus erhoben, und das Lachen ihrer Götter wird von Homer als „der Ausbruch ihrer himmlischen Freude nach ihren täglichen Banketten“ beschrieben.

Und hat denn nicht schon die Natur selbst für diese Daseinsfreude Sorge getragen?! — Wir sehen nicht nur unsere Kinder, sobald sie sich auch nur einigermaßen auf ihre kleinen Extremitäten verlassen können, vor angeborener Lebensfreude Bocksprünge machen, sondern auch das junge Nilpferd und das Rhinoceros-Baby suchen ihre Freude am Dasein auf diese Weise kundzugeben. — Kein anderer hat sich über diese angeborene Glückseligkeit treffender und zugleich mit so reizendem Humor ausgesprochen, als Bogumil Goltz, wenn er sagt: „Es ist etwas Ungeheures, Unausdenkbares um das Bewußtsein: erschaffen zu sein; mit allen Sinnen in einer unausdenkbaren massiven Wunderwelt zu leben und zu wissen, daß man lebt. Ein alter Humorist von unverwüstlicher Lebenslust, der mir aus meiner Kindheit vorschwebt, pflegte zu sagen: „Gott sei's gedankt, daß man auf der Welt ist; zu den Unerschaffenen zu gehören, muß schauderhaft sein“; — und wenn ich ob dieser Bemerkung so stutzig und ernsthaft aussah, als ob ich mir so einen unglücklichen „Unerschaffenen“ vergegenwärtigen wollte, dann lachte der dicke alte Herr mit Bauchschütteln und wischte sich die Thränen aus dem Gesicht. Heute begreife ich den Humor in dem Glaubensbekenntniß jener Charaktere vom alten Schlage; damals faßte ich weder die Lachlust des alten Philosophen, noch seine kuriose Sentenz; wiewohl ich doch thatsächlich eben so lebenslustig war wie er. Und heute meine ich mit ihm: Wem das Wunder und die natürliche Genugthuung des Lebens nicht innewohnt, dem fehlt die elementare Grundlage zu jeder Glückseligkeit. Wem die Glückseligkeit und die Lachlust nicht in Augenblicken gradezu über den Kopf wachsen will, wer mitunter nicht wie ein Kind und ein junges Mädchen lachen kann, d. h. aus purem Lebenskitzel und ohne vernünftigen Grund, der ist um den perlenden Schaum und um die Quelle des Lebensglückes geprellt. Jemand hat sehr treffend gesagt: man muß lachen und fröhlich sein, bevor man recht Ursache dazu hat, oder die Zeit kommt nie. — — Einem kranken Könige wurde das Hemde eines

Glücklichen als Rezept verschrieben; als endlich ein Glücklicher gefunden war und man um das Hemde mit ihm handeln wollte — hatte er keins!"*)

Ich habe nun in Vorstehendem nicht sagen wollen, daß der Mensch ewig in der Welt mit einem vergnügten Gesicht umherlaufen soll; — der eben beschriebene Frohsinn soll nur als Grundstimmung in seiner Seele erhalten und gepflegt werden. Es wäre auch eben so trivial als cynisch, Jemanden in dem ersten Ausbruche eines wirklichen Leidens auffordern zu wollen, sich über seinen Schmerz gewaltsam hinwegzusetzen — was übrigens häufig geschieht. Für einen solchen Eingriff in seine Rechte ist uns der wahre Schmerz zu heilig. Schließlich aber ist es auch weniger das eigentliche Leiden, der wirkliche tiefe Schmerz, der seine Spuren dem Gesichte aufdrückt, sondern vielmehr die ihn begleitende und verfolgende, nachhaltige Sorge und der Kummer. Wenn nämlich der große Schmerz vorüber ist, und die Leidtragenden sozusagen das Haus verlassen haben, dann macht es sich in der Regel „Frau Sorge" erst recht bequem im Stübchen und guckt noch lange zum Fenster, d. h. zu den Augen heraus. Dazu kommt noch eins: — unsere Gesichtsmuskeln haben eine besondere Neigung, eine Lage, in der sie sich längere Zeit befunden haben, gewohnheitsgemäß und unwillkürlich wieder anzunehmen. Hierfür sind nun Gemüthsstimmungen, die in Unthätigkeit und Abspannung, in einem völlig ruhigen Hingeben an den Gedanken des Verlustes, der ja fast jedem Schmerze zu Grunde liegt, bestehen, ganz besonders geeignet. Das Gesicht zeigt dann den Ausdruck einer „ewigen" Schwermuth, der sich selbst erhält, wenn der Geist schon längst nicht mehr im Banne des Leidens und des Schmerzes befangen ist.

Und dieser Zustand ist es hauptsächlich, der bei längerer Dauer die Anmuth der Züge beeinflussen und der Physiognomie den bleibenden Stempel des Kummers aufdrücken kann. Ganz auffallend ist z. B. dieser Zug in dem Gesicht einer verwittweten noch regierenden Fürstin, die bekanntlich aus der Trauer um ihren Gemahl eine Art Fetischdienst machte, ausgebildet und zeigt sich namentlich in den bis zum Unschönen tief herabge-

*) „Der Mensch und die Leute" von Bogumil Goltz. — Berlin, Franz Duncker, 1858.

zogenen Mundwinkeln. Nach dem Ausspruche eines älteren Philosophen soll die Erinnerung an vergangenes Leid mitunter von gewissen Lustempfindungen begleitet sein. Schopenhauer empfiehlt aber dennoch eine diätetische Zügelung unseres Erinnerungsvermögens und der die erinnerten Gegenstände ausmalenden Phantasie. „Wir sollen ihr nicht gestatten, ehemals erlittenes Unrecht, Schaden, Verlust, Beleidigungen, Zurücksetzungen, Kränkungen und dergl. uns wieder zu vergegenwärtigen und auszumalen, weil wir dadurch den längst schlummernden Unwillen, Zorn und alle gehässigen Leidenschaften wieder aufregen, wodurch unser Gemüth verunreinigt und unsere Züge verunstaltet werden. — Hierzu gehört auch, daß die kleinste Widerwärtigkeit, sei sie von Menschen oder Dingen ausgegangen, durch fortgesetztes Brüten darüber und Ausmalen mit grellen Farben zu einem Ungeheuer anschwellen kann, darüber man außer sich geräth. Alles Unangenehme soll man vielmehr höchst prosaisch und nüchtern auffassen, damit man es möglichst leicht nehmen könne." — Diesem Vorschlage des bekannten Philosophen dürften wir wohl auch aus ästhetischen Rücksichten beizustimmen berechtigt sein.

Eines der wirksamsten Mittel, über trübe Stimmungen hinwegzukommen und einer dauernden Heiterkeit in unserer Seele Platz zu schaffen, ist der Humor. Aber nicht jener augenblicklich von einer Unmasse sogenannter Witzblätter kultivirte Pseudohumor, der die Kluft der Gegensätze noch mehr erweitert, die feindlichen Elemente nur noch unversöhnlicher hinstellt, und den darum ein bereits mehrfach in diesen Blättern angeführter Schriftsteller sehr bezeichnend eine „Geisteskrätze" genannt hat; — sondern der echte Humor, der, nach Rosegger, „vom Himmel fällt, wie Sommerregen auf heißes Erdreich," der die Gegensätze ausgleicht, das Widerwärtige mit dem Anmuthigen, die Trauer mit dem Frohsinn, den Schmerz mit der Freude und, unter Thränen lächelnd, selbst den Tod mit dem Leben versöhnt. — Man glaubt nicht, wie ein einziger heiterer Gedanke selbst in dem bedrücktesten Gemüthe im Augenblick zünden und die Flamme der Hoffnung von Neuem anfachen kann. Wenn die Sonne die trübe Himmelsdecke nur erst einmal durchbrochen hat, dann bekommen selbst die dunkelsten Wolken wenigstens lichte Ränder.

Und der Humor ist nicht nur ein Palladium gegen üble Laune, er hilft uns nicht nur über unglückliche innere Stimmungen hinweg, sondern kann uns unter Umständen selbst über

eine unglückliche äußere Erscheinung ein Tröster sein. Moses Mendelssohn, als Mensch so liebenswürdig und gut, wie groß und in seiner Zeit viel beneidet als Gelehrter, war bekanntlich in seiner äußeren Erscheinung von der Natur arg vernachlässigt. Er war häßlich, hatte einen nicht hinwegzudisputirenden Höcker und stotterte bedenklich. Einst begegnete es ihm beim Pfänderspielen, daß er ein Pfand verwirkte und einer seiner Neider stellte ihm heimtückisch die Aufgabe, es durch eine humoristische, aber sich auf vorhandene Thatsachen stützende Selbst-Persiflage auszulösen. Dieser Bosheit brach Mendelssohns selbstloser Humor die Spitze ab, indem er begann:

„Groß nennet Ihr den Demosthen,
Den stotternden Redner von Athen;
Der höckrige Aesop erscheint Euch weise;
Triumph! ich werd' in Eurem Kreise
Nun doppelt groß und weise sein,
Denn ihr habt bei mir im Verein,
Was man an Aesop und Demosthen
Getrennt nur hat gehört und gesehn!"

Wer kennt auch nicht den wunderbaren Einfluß der Musik auf unser Gemüth, die, wie ein feiner Beobachter meint: „als bildende und redende Kunst zugleich halb an den Leib und halb an die Seele spricht," ja selbst in ihrer direkten Wirkung schon das Angesicht verschönt. Man beobachte nur einmal in einem klassischen Konzert, dessen Programm ja meist aus ernsteren Pièцen zusammengestellt ist, die Gesichter der Anwesenden, sobald (als Einlage vielleicht) eine heitere Nummer aufgespielt wird. Wie mit einem Zauberschlage verwandeln sich die ernsten feierlichen Mienen in den Ausdruck der Fröhlichkeit, die Augen strahlen, der ganze Körper richtet sich empor und wer recht genau Acht giebt, wird in einzelnen Gesichtern sogar ein erhöhtes Kolorit wahrnehmen. Durch Gesang und Musik entsteht eine harmonische Belebung aller Organe; die rythmische Bewegung ergreift das ganze Nervensystem; der ganze Mensch singt und tönt gleichsam mit, seinem angeborenen Triebe gemäß, sein Dasein auszuposaunen. Mit Recht sagt daher Daniel Stern: „Die Musik ist die populärste aller Künste. Um sich mit den andern zu befreunden, bedarf es vieler Bemühungen, zu denen es einem großen Theil der Menschen leider an Zeit fehlt. Die Musik verbindet

sich jedoch als sanfte, wohlthätige Gefährtin mit der Arbeit, erheitert ihre Einförmigkeit und erleichtert hierdurch das Gemüth. Ihr Rythmus verleiht der körperlichen Haltung Schwung und Anmuth. Der Landmann singt am Pfluge, der Weber am Stuhl, der Seemann am Ruder. Alle sind hierbei von einem Entzücken durchdrungen, welches den Ernst und die Anstrengung der Berufsthätigkeit mildert und selbst der schwierigsten Aufgabe ihre Herbheit benimmt." Selbst schon eine nur in den Kopf genommene heitere Melodie kann uns die Grillen vertreiben und unserer trüben Stimmung die entgegengesetzte Richtung geben.

Was wird aber der geneigte Leser wohl sagen, wenn wir ihm jetzt allen Ernstes auch ein „mimisch-physiognomisches Mittel" zur Herstellung einer heiteren Gemüthsstimmung empfehlen wollen?! —

Schon Kant hebt in seinen Schriften hervor, daß man sich durch willkürliche Annahme einer bestimmten Haltung in eine entsprechende Gemüthsstimmung versetzen kann,*) und Dr. Dietz sagt in seinem „Versuch einer theoretischen Begründung der Physiognomik" wörtlich Folgendes: — „Häufig wirkt sogar die angenommene Miene auf den Gemüthszustand zurück und unter den Bemühungen, eine gewisse Stimmung zu heucheln, entsteht sie wirklich. Wer mit trübem Herzen in eine Gesellschaft tritt, wird oft, über die Bemühungen, seinen Schmerz zu verbergen, wirklich heiter; der Schauspieler, der sich die treue Darstellung seiner Rolle recht angelegen sein läßt, wird endlich selber in die darin ausgedrückte Stimmung verfallen." — „Der Besitzer eines Parks," erzählt Zimmermann, „hatte die Idee, seine Einsiedelei von einem Manne bewohnen zu lassen, der im Gewande eines Eremiten mit den traurigsten Geberden den Besuchern eine rührende Geschichte erzählen mußte, wie er Frau und Kinder verloren und Eremit geworden sei. Dieser spielte seine Komödie so oft, daß er sie endlich in einer Art wahnsinniger Täuschung selber für wahr hielt."

Ausführlicher noch äußert sich Professor W. Wundt über diesen Gegenstand und sagt in einem Artikel „über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen" Folgendes: — „Wie die mimische

*) J. Kant: „Von der Macht des Gemüths," mit Anmerkungen von C. W. Hufeland.

Bewegung als ein äußerer, sinnlicher Reflex eines inneren Seelenzustandes uns entgegentritt; so besitzt sie auf der andern Seite die Eigenschaft, wieder auf diesen zurückzuwirken, indem sie ihn unterhält und verstärkt. Es geschieht dies vermöge des nämlichen Gesetzes der Verbindung ähnlicher Empfindungen, welcher der mimische Ausdruck selbst seinen Ursprung verdankt. Wie das sinnliche Gefühl durch die innere Gemüthsbewegung geweckt wird und mit ihr wächst, so richtet sich hinwiederum die Gemüthsbewegung an den starken sinnlichen Empfindungen empor, die ihre Ausdrucksbewegungen begleiten. Daß man sich in den Aerger hineinreden, in die Wuth hineinrasen kann, ist eine bekannte Sache. Kluge Mütter wissen es wohl, daß es meistens nicht schwer ist, den Weinparoxismus eines Kindes zu beseitigen, wenn man nur im Momente, wo er loszubrechen droht, die Aufmerksamkeit abzulenken versteht. Aber wehe, wenn dieser Moment versäumt wird und wenn nun der kleine Schreier längst nicht mehr über den Schmerz, der ihm zuerst die Laune gestört, sondern im Grunde nur noch über sein eigenes Jammern jammert! In verschiedenen Gegenden Deutschlands gab es früher eine offizielle Berufsklasse, die bei vielen Völkern noch heute besteht, die sogenannten Klageweiber, welche man dafür bezahlte, daß sie einen Verstorbenen möglichst laut betrauerten. Schwerlich würde ein Mensch im Stande sein, mehrere Stunden lang einer Gemüthsbewegung Ausdruck zu geben, die er gar nicht besitzt, wenn es nicht auch hier sich geltend machte, daß der Ausdruck selbst die Gemüthsbewegung herbeiführt. Was anfänglich Kunst war, wird „nach und nach Natur," und dies um so schneller, je heftiger der Ausdruck der Geberden ist. Die Psychologen der Schule haben diese Wechselwirkung des sinnlichen Gefühls und der innern Gemüthsbewegung kaum ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt. Aber einem so tiefen Kenner der menschlichen Natur, wie Lessing, ist sie nicht entgangen. Der mittelmäßige Schauspieler, sagt er im dritten Stück der „Hamburgischen Dramaturgie", hat sich eine Anzahl kleiner Regeln gesammelt, mittelst deren er eine Leidenschaft zu äußern sucht, die er in Wirklichkeit nicht besitzt; doch wenn er nur einige der erforderlichen Bewegungen nachahmt, so wird er schließlich jene Leidenschaft wirklich zu besitzen scheinen; wenn er z. B. „nur die allergröbsten Aeußerungen des Zornes einem Akteur von ursprünglicher Empfindung abgelernt hat und getreu nachzuahmen weiß — den hastigen Gang,

den stampfenden Fuß, den rauhen, bald kreischenden, bald verbissenen Ton, das Spiel der Augenbrauen, die zitternde Lippe, das Knirschen der Zähne u. s. w. — wenn er, sage ich, nur diese Dinge, die sich nachmachen lassen, sobald man will, gut nachmacht, so wird dadurch unfehlbar seine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von unserm Willen abhängen; sein Gesicht wird glühen, seine Augen werden blitzen, seine Muskeln werden schwellen, kurz, er wird ein wahrer Zorniger zu sein scheinen, ohne es zu sein, ohne im geringsten zu begreifen, warum er es sein sollte." Lessing hätte vielleicht richtiger noch sagen können: er wird ein Zorniger nicht nur scheinen, sondern es wirklich sein."*)

Auch in einem älteren Werke finden wir diesen Gegenstand berührt. — So erzählt Spon in seinen „Recherches d'Anquitités" eine sonderbare Geschichte von dem berühmten Physiognomisten Campanella, die in der Uebersetzung also lautet: „Dieser Mann hatte allem Anschein nach nicht nur sehr genaue Beobachtungen über die menschlichen Gesichtszüge angestellt, sondern er besaß auch in hohem Grade die Kunst, die merklichsten nachzuahmen. Wenn er Lust hatte, die Neigungen derer, mit welchen er umging, zu erforschen, so nahm er, so genau er es konnte, das Gesicht, die Geberden, die ganze Stellung der Personen an, welche er untersuchte, und gab dann genau acht, in was für eine Gemüthsstimmung er durch diese Veränderung gesetzt wurde. Auf diese Weise war er im Stande, so vollkommen in die Gesinnungen und Gedanken des andern einzudringen, als wenn er sich in die Person desselben verwandelt hätte." — Dazu bemerkt Burke in seinen philosophischen Untersuchungen: „So viel habe ich selbst erfahren, daß, wenn ich die Mienen und Geberden eines Zornigen, Sanftmüthigen, Kühnen oder Furchtsamen nachahme, ich in mir einen ganz unwillkürlichen Hang zu der Leidenschaft empfinde, deren sichtbare Zeichen ich nachzuahmen suche. Ja, ich bin überzeugt, man wird dies beinahe nicht vermeiden können, gesetzt, daß man sich auch Mühe gäbe, die Leidenschaft von den ihr zugehörigen eigenen Geberden absondern zu wollen."

---

*) „Deutsche Rundschau." — III. Jahrg., Heft 7, April 1877.

Schließlich sei noch Darwin's Meinung über diesen Punkt erwähnt. — „Selbst das Heucheln einer Gemüthsbewegung," heißt es am Schlusse seines berühmten Werkes über den Ausdruck, „erregt dieselbe leicht in unserer Seele. Shakespeare, welcher wegen seiner wunderbaren Kenntniß der menschlichen Seele ein ausgezeichneter Beurtheiler sein sollte, sagt: —

„Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier
Bei einer bloßen Dichtung, einem Traum
Der Leidenschaft, vermochte seine Seele
Nach eignen Vorstellungen so zu zwingen,
Daß sein Gesicht von ihrer Regung blaßte,
Sein Auge naß, Bestürzung in den Mienen,
Gebrochne Stimm' und seine ganze Haltung
Gefügt nach diesem Sinn. Und alles das um nichts!"
(Hamlet, Akt II, Scene 2.)

Und sollte es uns nun nicht möglich sein, auf diesem „mimisch-reflektorischen" Wege auch im gewöhnlichen Leben eine fröhliche Stimmung durch Annahme eines heiteren Gesichtsausdrucks zu erzeugen? —

Ich will jetzt bekennen, daß ich nur deshalb die diesbezüglichen Auslassungen nennenswerther Autoren hier des längern angeführt habe, um meine Beobachtungen, die ich nicht einmal, sondern wiederholt an mir selbst erfahren habe, dem geneigten Leser mitzutheilen, und die ihm, ohne den Rekurs an die genannten Kapazitäten, leicht als Phantastereien hätten erscheinen können. Bereits als ich die ersten Studien für meinen späteren Beruf machte, als ich jeden Abend, oft in ziemlich später Stunde, vor dem Zubettgehen nochmals vor dem Spiegel Platz nahm, um zwischen zwei bereitstehenden Kerzen eine Serie der verschiedensten Affekte und Leidenschaften mimisch-physiognomisch durchzuprobiren — schon damals fand ich, daß namentlich die heiteren Gesichter, dem Ausdruck entsprechend, auch eine heitere Stimmung in mir erzeugten. Es kann sein, daß das Komische der Sache einen gewissen Antheil an dem Experiment gehabt haben mag, aber ich fand meine Wahrnehmung auch dann noch bestätigt, als ich später aus meinen Uebungen schon mehr ein „Brotstudium" machte und die Geschichte so ernst als möglich nahm. Und als ich dann endlich in die Oeffentlichkeit getreten war, als ich meine „mimisch-physiognomischen Soireen" — denen

der verehrliche Leser gar vielleicht selbst einmal irgendwo beigewohnt hat — einem hochverehrten Publikum „für Geld" vorführte, da habe ich diese scheinbar merkwürdige Thatsache erst recht bestätigt gefunden. — Ich war oft in dem Augenblick, wo ich meine Unterhaltung eröffnen sollte, „bis zum Tode betrübt," denn wie den meisten anderen Sterblichen, hatte das Schicksal auch mir nicht nur „Rosen auf den Weg gestreut," sondern war mitunter in ganz abscheulicher Gestalt an mich herangetreten. Da war es denn nun bisweilen keine Kleinigkeit, mit einem vergnügten Gesicht vor einem lachbegierigen Auditorium zu erscheinen, um einen humoristischen Vortrag zu halten. Und so will ich es denn gestehen, daß ich in solchen Momenten gar oftmals vor dem Besteigen meines Podiums in meiner Garderobe heimlich von meinem „mimisch-physiognomischen Erheiterungsmittel" Gebrauch gemacht habe, und nachdem ich vor dem Spiegel meine schwarze oder bunte Cravatte mit einem vorschriftsmäßigen weißen Salonschlips vertauscht, auch meine augenblickliche Leichenbittermiene mit einem heiteren Salongesicht umgewechselt habe. Ich muß gestehen, daß mir der Kunstgriff regelmäßig gelungen ist und daß ich damit nicht nur meiner Pflicht nachkam, sondern auch hinterher stets die fröhliche Genugthuung hatte, mit meinem forcirten heiteren Aeußeren zugleich auch eine heitere innere Stimmung für den ganzen Abend introduzirt zu haben.*)

*) Hier drängt sich mir die Erinnerung an einen lieben, leider längst zu den Vätern versammelten Jugendbekannten auf, der, von Natur mit einem melancholischen Temperament behaftet, von dem angeführten mimischen Stimulationsmittel in höchst verstärkter Dosis Gebrauch machte. Wenn er sich nämlich an seinen Schularbeiten bis zum Trübsinn abgemartert hatte, sprang er plötzlich vom Stuhle auf, sang und krähte, dabei im Zimmer umhertanzend, in affektirter Lustigkeit derart, daß ihn im Moment Jedermann für vollständig verrückt gehalten haben würde. Aber er erreichte regelmäßig seinen Zweck; — nach ohngefähr fünf Minuten dieses wahnsinnigen Umhertobens setzte er sich, scheinbar körperlich ein wenig erschöpft, wieder auf seinen Stuhl und arbeitete vergnügt weiter.

X.

Nochmals Lachen und Lächeln.

Der höchste Ausdruck der Freude ist das Lachen. Und da wir bereits weiter oben Veranlassung gehabt haben, zu zeigen, wie gerade in diesem Affekt in „physiognomisch-kosmetischer" Beziehung durch die verschiedenartigsten Ausschreitungen gesündigt wird, so dürfte es hier am Platze sein, nun auch ein schönes Lachen zu lehren. Dies ist vielleicht jedoch das Schwierigste, was es giebt — denn auch nur der geringste Versuch, direkte Anweisungen zu geben, dürfte zu Affektation und Koketterie verleiten. „Die ursprünglich unwillkürliche Bewegung des Lachens" sagt Detlev von Geyern in einer kleinen mimischen Studie: „Wie man lacht", — wird bei dem Menschen, je höher er in der sogenannten Civilisation sich entwickelt, mehr und mehr auch von dem Willen abhängig, indem er entweder den natürlichen Ausdruck der Heiterkeit modifizirt, einschränkt und in edlere Form bringt, oder ihn auch verfälscht und ebenso wie die Sprache nach Talleyrand's Maxime dazu benutzt, seine wahren Gedanken und Empfindungen zu verbergen und durch den Schein anderer zu entstellen.

Wie schwer das Lachen künstlich nachzuahmen ist, sehen wir schon auf der Bühne. Selbst bereits weit vorgeschrittene Künstler und Künstlerinnen kämpfen noch mit der Schwierigkeit, diesen Affekt natürlich zum Ausdruck zu bringen und das trocken ausgestoßene „Ha-ha-ha-ha!" klingt oft nach allem möglichen, nur nicht nach einem Ausbruch der Freude. Viel weniger schwierig ist ein natürliches Weinen nachzuahmen. Auch schon der in kosmetischen Dingen so wohlerfahrene Ovid erkannte die Schwierigkeit, das Lachen zu lehren und drückt sich in seiner „Kunst zu lieben" mit einer gewissen Reserve also darüber aus:

„Wer sollt's glauben, sogar auch lachen lernen die Mädchen,
Anmuth wird auch in dem Stücke von ihnen gesucht.
Oeffnen sie mäßig den Mund, und ein Grübchen sei in den Wangen,
Und von den Lippen zum Theil seien die Zähne bedeckt.
Auch erschüttern sie nicht durch beständiges Lachen die Seiten.
Sondern — ich weiß nicht wie — weiblich ertön' es und sanft.
Diese verzerret den Mund zum übertriebnen Gelächter;
Jene, wenn fröhlich sie lacht, glaubet man weinen zu seh'n.
Heiser klinget bei der und so unlieblich das Lachen,
Wie aus der Mühle Getös garstig die Eselin schreit."

Die einzige Regel, die für das Lachen gegeben werden kann, ist die: — stets natürlich zu lachen. Auch das geringste Bemühen, den Mund weniger breit zu ziehen, als es der Affekt verlangt, wird schon einen zimperlich gezierten Ausdruck erzeugen. Man lache also getrost aus vollem fröhlichen Herzen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich der Mund wirklich ein wenig mehr verbreitern sollte, als gerade nöthig wäre, er zieht sich hinterher — wie wir bereits an anderer Stelle bemerkt haben — schon wieder zusammen. Wenn etwas zur Modifikation des Lachens geschehen kann, so ist es höchstens: die dabei ausgestoßenen Laute, die wir bereits weiter oben gekennzeichnet haben, ein wenig zu mäßigen. Doch auch dieses geschehe mit Vorsicht; ein sogenanntes „ringing laughter" — wie die Engländer das herzliche, fröhlich klingende Lachen nennen — gefällt Jedem, und was gefällt — ist schön.

„Das gesunde, herzliche, ehrlich gemeinte Lachen", sagt Schack in seinen Physiognomischen Studien, „das einem warmen Herzen und einem hellen Kopfe entquillt, charakterisirt sich dadurch, daß es die einzelnen Lachtöne in einer gleichmäßigen melodiösen Fülle herauswirft; es drückt die Lippen an die Zähne zurück, läßt die Augen dabei mit eine wesentliche Rolle spielen und läßt noch lange nach dem Aufhören des eigentlichen Lachens den Ausdruck von Heiterkeit und Wohlwollen in der Miene zurück." Am

natürlichsten lachen natürlich die Kinder und schon bei ihnen kann man die verschönernde Wirkung des Lachens auf die Züge wahrnehmen. So erzählt der fein beobachtende Lichtenberg: „Ich habe in meinem Leben keine solche Veränderung gesehen, als in dem Gesichte meines ältesten Jungen, wenn er lächelt und wenn er weint. Im ersten Falle habe ich nicht leicht ein himmlischeres Gesicht gesehen, und wenn er weint, so bekommt er eine Art von 50-jährigem Gesicht, das ganz viereckig wird, da das andere sonst rund ist. Ich habe ihn daher den „Wagenmeister" genannt, weil der selige Bruns, unser vierschrötiger Wagenmeister, ungefähr ein solches Gesicht hatte."

Viel eher zu erlernen als das volle, herzliche Lachen und sogar mit einer gewissen Natürlichkeit wiederzugeben, ist ein geringerer Grad des Lachens — das Lächeln. Ein lächelndes Gesicht in der Gesellschaft zu zeigen, gehört heute sozusagen zum guten Ton. „Nicht nur gewöhnen wir uns," sagt Dr. Piderit, „angenehme Eindrücke und Stimmungen vorzugsweise durch den mimischen Ausdruck des Lächelns zu erkennen zu geben, sondern es auch als Höflichkeitsgrimasse zu erkünsteln. Wer gegrüßt oder angeredet wird, pflegt durch ein freundlich lächelndes Gesicht zu verstehen zu geben, wie angenehm er dadurch berührt wird, und je höflicher man zu sein wünscht, je hochstehender der Anredende und je devoter der Angeredete, desto lebhafter, anhaltender und gewaltsamer ist das Lächeln, desto schwieriger wird es, nicht unnatürlich dabei zu erscheinen. Es giebt Menschen, welche es in dieser Kunst des Höflichkeitsgrinsens zu einer ganz außerordentlichen Virtuosität gebracht haben. Sie können stundenlang mit lächelndem Gesichte dasitzen, und haben durch jahrelange Uebung ihre Lachmuskeln zu einer ähnlichen Ausbildung und Leistungsfähigkeit gebracht, wie z. B. der Schmied seine Armmuskeln oder der Gemsenjäger seine Wadenmuskeln."

Ich will hier noch einer Wahrnehmung gedenken, die ich in lächelnden Gesichtern fast immer bestätigt gefunden habe. Es ist die: daß jedes gemachte, künstliche Lächeln meist nur mit dem Munde ausgeführt wird, wohingegen beim Ausdruck eines aufrichtigen natürlichen Lächelns stets auch die Augen einen innigen Antheil nehmen. Das erstere (falsche) Lächeln ist noch dadurch kenntlich und charakteristisch, daß es, sobald es vorüber ist, keine Spur von Freundlichkeit im Gesicht zurückläßt, während der Ausdruck des natürlichen Lächelns noch nachhält und sich

nur langsam, ungefähr wie die Sonne hinter lichtem Gewölk verzieht. — Ich kenne eine Dame, die ihren risorius santorini (den Lachmuskel) förmlich an der „Strippe" hat und das eben beschriebene Gefälligkeitslächeln, sobald man sie anspricht oder auch nur ansieht, mit einem gewissen Ruck vollzieht. Bei sehr häufiger Wiederholung kann das falsche Lächeln eben auch ein stereotyper Ausdruck werden, wie vielleicht schon Mancher an seinen falschen Freunden, und am meisten dann, wenn sie sich als solche entpuppten, wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Schließlich noch ein Beispiel von der direkten verschönernden Wirkung des Lachens:

„Es war gegen Abend, im Dämmerlicht der Straßen- und Ladenbeleuchtung, daß ich durch die belebteste Straße strich auf dem Trottoir. Da im halben Dunkel, halben Licht, wie ich so, anderes denkend, das Auge einmal nach vorn schweifen ließ, leuchtete mir aus einer Gruppe dreier kommenden Frauengestalten ein Antlitz entgegen, das den Sinn (es ging wie ein Blitz) weckte und an sich zog mit dem Leuchten der Schönheit, jugendlicher Schönheit, so unausweichlich wie im Felde draußen eine im Dämmer auftauchende Laterne plötzlich den Sinn faßt und an sich zieht — und als die Gruppe näher kam, war's — eine Alte, eine Sechzigjährige: aber sie lachte, mit jenem Lachen, das eine frohe, große, gute Empfindung aus der Tiefe heraufholt, eine große Freude und selbstlose Liebe zusammen. Wie gern hätte man gleich aus dem Gespräch der Frauen zur Ergänzung erfahren, was es war, wovon sie sprachen, das diese Wirkung thun konnte, die sich gleich auch nach außen übertrug, denn in mir lachte es gleich mit, gemischt mit staunendem Aufmerken. Sie lachte oder lächelte noch so, als sie mir in volles Licht kam. Sie war nicht schön, wenn auch vielleicht einmal gewesen — aber ihr Lachen, der Seelenglanz ließ auf ihren Zügen jenen fesselnden Schönheitsglanz aufleuchten, malerisch ausgestattet durch die Mischung von Abenddämmer und Lichterglanz, die die Luft füllte und das Bild zugleich einrahmte und ihm seine letzte Retouche gab."*)

*) „Wie Lachen schön macht." Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. (Grenzboten Nr. 29, Jahrg. 46).

XI.

Das Auge und der Blick.

Wenn wir im vorigen Abschnitt bei Beschreibung der Formenbildung des Gesichts genöthigt waren, jedem einzelnen Theile desselben eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so können wir uns bei der Bildung von Ausdruck und Miene hauptsächlich auf zwei Organe des Antlitzes beschränken — diese sind: Auge und Mund. „Daß die mimischen Bewegungen des Mundes und des Auges in erster Linie für den Ausdruck in Betracht kommen" — sagt Dr. Birch-Hirschfeld — „und daß sie auch im übertragenen Sinne die meiste Verwendung finden, ist erklärlich. Erstens sind es ja vorzugsweise diese beiden Sinnesorgane, welche auf die Mitthätigkeit von Muskelapparaten angewiesen sind, zweitens sind aber dieselben von vornherein die Hauptquellen der mit Affekten verbundenen Sinneseindrücke. Es ist von jeher angenommen, daß gerade der Mund am meisten den Ausdruck der Sinnlichkeit darstellen könne, was mit seiner Bedeutung als Theil des Nahrungsapparates wohl übereinstimmt; und in der That zeigt schon die oberflächliche Beobachtung, daß mit der fortschreitenden Kultur und der wachsenden Empfänglichkeit für feinere Genüsse die Mundmimik gegenüber der Augenmimik mehr in den Hintergrund tritt. Dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß sie fortdauernd einen erheblichen Antheil an den charakteristischen Ausdrucksformen hat."*)

*) „Ueber den Ursprung der menschlichen Mienensprache" von Dr. F. V. Birch-Hirschfeld. — „Deutsche Rundschau," VI. Jahrgang, Heft 4, Januar 1880.

Im allgemeinen kann angenommen werden, daß der Mund und die Züge um denselben, mehr dem Ausdruck des Materiellen und der Sinnlichkeit dienen, während das Auge und seine Umgebung vorherrschend den Ausdruck des Intellektuellen und der mehr seelischen Affekte kundgiebt; und da wir die Bestätigung des ersteren bereits in den vorhergehenden Kapiteln kennen gelernt haben, so wollen wir jetzt ausschließlich unsere Aufmerksamkeit dem Auge, oder vielmehr: dem Blick des Auges zuwenden.

Ein bereits mehrfach erwähnter Physiognomiker (Sophus Schack) nennt das Auge den unmittelbarsten Uebergangspunkt, durch welchen der Körper mit der Seele sich verbindet und betrachtet dasselbe als den wichtigsten und ausdrucksvollsten Theil des Gesichts. Und in der That können wir das Auge wohl als das wirksamste Organ des Lebens, als den bestimmendsten Faktor für Ausdruck und Miene ansehen, denn in nichts spricht sich der Mensch in seiner höheren Organisation, in seiner individuellen Erscheinung, in seiner geistigen Begabung und moralischen Beschaffenheit klarer und deutlicher aus, als in dem Auge. Im Auge liegt der höchste Zauber der Anmuth und Sympathie, aber auch das unheimliche Wesen des Widerwärtigen und der Abstoßung. Nicht nur das Schicksal, sondern selbst die Geschicke des Menschen spiegeln sich im Auge wieder und gestatten uns nicht selten Einblicke bis in seine früheste Vergangenheit. Der ganze innere Mensch spricht trotz aller Verstellungskunst der Miene im Auge seine wahre Natur aus, und kein Gefühl ist zu zart, kein Gedanke zu groß, keine Tugend zu hoch, kein Laster zu grell und kein Verbrechen zu versteckt, um nicht im Auge den Verräther zu finden. Talleyrand, der da sprach, um seine Gedanken zu verbergen, schloß beim Reden die Augen, damit ihn diese nicht verriethen; hörte er aber einem andern Diplomaten zu, so heftete er seinen scharfen Blick fest auf dessen Gesicht und verließ sich blos auf die physiognomische Sprache, welche auch der geübteste und listigste Lügner und Heuchler nicht verwirren oder ganz verwischen kann.

In seiner edleren Auffassung hat das Auge und seine symbolische Bedeutung kein anderer schöner und treffender geschildert, als der bereits erwähnte Professor Dr. Magnus in Breslau, der, als Augenarzt und Augenphysiognomiker zugleich, einen Vortrag, „die Sprache der Augen“ mit folgenden herrlichen Worten einleitet:

„Keine Sprache der Welt, und mag sie noch so wohlklingend, noch so ausdrucksreich und formengewandt sein, wirkt auf unseren Geist und unser Gemüth so überzeugend und sieghaft wie die Sprache der Augen. Und wären wir so redegewaltig wie Demosthenes oder Cicero, oder verfügten wir über einen Fluß und Reichthum des Ausdruckes wie der beredtesten einer unter unseren Parlamentariern, ja sprächen wir selbst mit Engelszungen, so könnte doch all' unsere Kunst nicht bestehen vor der siegesgewaltigen Sprache der Augen. Wem diese Sprache einmal geleuchtet hat, der vergißt ihrer nimmermehr. Wenn schon der Schnee des Alters unser Haupt bleicht, so jagt doch das Blut schneller und heißer durch unsere Adern, gedenken wir jenes Blickes, der uns geleuchtet hat, als wir Liebe um Liebe tauschten; unser ganzes Sein, unser ganzes Fühlen und Denken ging auf in jenem ersten Liebesblick, welcher uns einst entgegenstrahlte. Wer könnte je auch in seinem Leben des Blickes vergessen, welcher ihm in dem Auge der Mutter geleuchtet hat? Wenn das liebende Mutterauge schon längst in Staub zerfallen ist, sein Blick leuchtet in ungetrübtem Glanz durch unser Leben, er durchsonnt unser Dasein fort und fort, und wenn Kummer und Sorge unsern Pfad verdunkeln, der milde Glanz des Mutterauges winkt uns tröstend aus jenen längst vergangenen Tagen entgegen, in denen uns das liebende Auge noch leuchtete, die Mutterhand noch führte."*)

Das eigentliche Wort der Augensprache ist der Blick. Sehr bezeichnend hat man den Blick des Auges: Die Stenographie der Sprache des Herzens genannt; noch treffender aber könnte man ihn die „Telegraphie der Herzen" nennen, denn mit einer Geschwindigkeit, der nie das gesprochene Wort nachkommen kann, löst er mit Blitzesschnelle die tiefsten Geheimnisse der Seele aus.

Allgemein bekannt ist die magische Gewalt des Blickes. Nicht nur wilde Bestien zähmt der Thierbändiger mit seinem Auge, nein, auch der heranschleichende menschliche Angreifer weicht

---

*) „Die Sprache der Augen," Vortrag, gehalten am 2. März 1885 im Musiksaal der Universität zum Besten der Breslauer Kinder-Gärten, von Dr. Hugo Magnus, Professor der Augenheilkunde an der Universität Breslau. (Als Brochüre erschienen bei J. F. Bergmann in Wiesbaden.)

vor dem kühnen Blicke des Helden zurück. Nach der Sage sollen im Alterthum Hannibal und in der Neuzeit Friedrich der Große namentlich diesen „durchbohrenden" Blick gehabt haben. In das Gebiet der dunkeln Gewalt des Auges gehört auch der sogenannte „böse Blick." Kleinpaul erzählt in seinen „Mediterranna," wie er hiergegen gemäß Neapolitanischer Sitte rothe Corallenhörner getragen und nach deren Verlust zufällig in einem italienischen Prinzen, der fahle Augen und einen stechenden Blick hatte, einen „Jettatore" (so nennt man im Neapolitanischen einen mit dem „bösen Blick" Behafteten) kennen gelernt. Aber nicht nur im bösen Sinne bewährt sich die Gewalt des Auges, sondern selbst im Blick der Liebe, der oft „so sanft und milde wie Mondlicht" ist, liegt diese überwältigende Macht und nicht ohne Grund sagt Romeo zu seiner Julia:

„Dein Auge droht mir mehr Gefahr
als zwanzig Schwerter meiner Feinde."

Ja, sogar im Auge der Unschuld, im Kinderauge, ist diese sieggewohnte Macht vorhanden, wie uns Ernst Ziel in den folgenden schlichten Strophen zu erkennen giebt:

„Blicke, lockt Dich Sünde,
In die unschuldsvollen
Augen Deines Kindes —
Und Dein böses Wollen
Schwindet wie der Brodem
Giftiger Sumpfesgründe
Vor des Sommerwindes
Reinem Odem."

Was nun die kosmetische Behandlung des Blickes anbelangt, so wird sich der geneigte Leser erinnern, daß wir im zweiten Theile dieses Buches bei Betrachtung des Auges in seiner festen Form, Farbe u. s. w. genöthigt waren, einzugestehen, daß einer direkten kosmetischen Beeinflussung dieses Organs nur sehr enge Grenzen gezogen wären. Nicht so ist es mit dem Blick des Auges. Der Blick ist nur zu einem geringen Theile an die feste Form des Auges und seiner Umgebung gebunden und gewährt im allgemeinen ein ziemlich freies Spiel.

„Es blickt der Mensch," sagt Dr. Piderit, „indem er durch die Muskeln seine Augen in Bewegung setzt und auf den

Gegenstand richtet, welchen er sehen will; der fixirte Gegenstand bildet alsdann den Kreuzungspunkt der beiden Sehachsen, d. h. zweier Linien, welche man sich vom Centrum der beiden Pupillen nach dem angeblickten Gegenstande gezogen denkt. Der Augapfel ist der beweglichste Theil des menschlichen Körpers, so beweglich, daß man mit dem Worte „Augenblick" den kürzesten Zeitabschnitt bezeichnet, welcher für den menschlichen Geist denkbar ist. Um so flüchtiger aber der Blick ist, um so größer ist seine mimische Bedeutung und um so charakteristischer ist er für die Erkenntniß des Geisteslebens. Gesetzt z. B., wir reden mit einem Menschen, welcher sich stellt, als ob er nicht das geringste Interesse an unsern Worten nähme, der vielleicht gleichgültig den Kopf zur Seite wendet, — ein einziger aufmerksamer Blick, sei er auch flüchtig wie ein Gedanke, wird uns verrathen, daß seine Theilnahmlosigkeit eine geheuchelte ist. Umgekehrt, mag Jemand vorgeben, uns mit dem größten Interesse zuzuhören, aber ein einziger, zerstreuter, abschweifender Blick zeigt uns, daß seine Aufmerksamkeit eine fingirte ist."

Dr. Piderit geht alsdann zu der Betrachtung und Untersuchung der verschiedenen Arten des Blickes über und berücksichtigt dabei hauptsächlich die Beweglichkeit und die Richtung desselben. Charakteristisch durch größere oder geringere Beweglichkeit ist nach ihm der träge, der lebhafte, der feste, der sanfte, der umherschweifende und der unstäte Blick. Charakteristisch durch die besondere Richtung dagegen: der versteckte und der entzückte Blick.

Nachdem Piderit noch die mimische und physiognomische Bedeutung der verschiedenen Blickarten des Ausführlichen nachgewiesen, schließt er mit folgendem Resümee: — „An dem trägen Blicke erkennt man körperliche Erschöpfung und geistige Trägheit; an dem lebhaften Blicke Aufregung; an dem mehr oder weniger festen fixirenden Blicke verschiedene Grade gespannter Aufmerksamkeit; an dem sanften Blicke Theilnahme ohne Leidenschaft; an dem umherschweifenden Blicke Zerstreuung und an dem unstäten Blicke Angst. Der versteckte Blick deutet auf Mißtrauen; der pedantische auf Zurückhaltung und der entzückte Blick auf Exaltation."

Es muß hier bemerkt werden, daß Piderit jedenfalls nur die Stammarten des Blickes, wenigstens in der zweiten, die

Richtung des Blickes betreffenden Gruppe angegeben hat, denn bei auch nur oberflächlicher Betrachtung finden wir, daß die Verschiedenheit eine bedeutendere ist; ich erwähne vorläufig nur den stieren, den schielenden und den scheuen Blick.

Was nun aber unsere besondere Aufgabe, das heißt: die Untersuchung der ästhetischen Wirkung des Blickes betrifft, so dürfen wir wohl im vorhinein überzeugt sein, daß auch ein Auge, welches in Form, Farbe und Lage nur wenig den Bedingungen der Schönheit entspricht, schon allein durch den Blick die äußeren Mängel übersehen machen und beherrschen wird; während anderseits ein mit den Gesetzen der Schönheit vollständig übereinstimmendes Auge durch den mangelnden oder unangenehmen Blick völlig die äußeren Vorzüge verdunkeln, ja, gar vielleicht noch mehr, als ein unschön geformtes Auge dem Gesichtsausdrucke schaden wird.

Zu den den Gesichtsausdruck in störender Weise beeinflußenden, ja unter Umständen wirkliche Häßlichkeit erzeugenden Blickarten gehören: der kalte und leere Blick, der stiere oder starre Blick, der finstere Blick, der verstohlene, versteckte Blick, der träge Blick, der plumpe, dummdreiste und freche Blick, der unmotivirte, der unstäte und scheue Blick, der unruhige, rastlose Blick und der schielende Blick. — Zu den den Gesichtsausdruck verschönernden und selbst weniger schöne Formen ästhetisch ergänzenden Blickarten gehören: der seelische Blick, der offene und freie Blick, der erhabene Blick, der freudige, der sinnige, der zärtliche Blick und „der Blick der Liebe".

Versuchen wir nun ein flüchtiges physiognomisches Signalement der hier vermerkten Blickweisen zu geben.

Man erkennt den kalten, sogenannten seelenlosen Blick an einem ziemlich freiliegenden, vom oberen Lide nur wenig bedeckten, in's Leere starrenden Augapfel, der wenig Bewegung zeigt und darum stets auch auf Empfindungslosigkeit und ein „kaltes Herz" schließen läßt. Sehr oft ist das Auge noch von einer hellen unbestimmten Farbe und, da es wenig beschattet ist, von einem eisigen, bleiernen Glanze, so daß es in dem Beschauer in der That ein fröstelndes Gefühl hervorruft.

Verwandt mit diesem Blick ist der stiere oder starre Blick, derselbe ist fast ganz bewegungslos, verräth noch weniger Em-

pfindung und seelisches Leben als der „kalte" Blick und wird im Volksmunde nicht mit Unrecht als ein „gläsernes Auge" gekennzeichnet. — Sind beim starren Blick die Augenbrauen tief herabgesenkt und nach der Mitte bei faltiger Stirn zusammengezogen, so entsteht der allgemein bekannte finstere Blick, der namentlich in Frauengesichtern etwas ungemein Abstoßendes hat. Geradezu unheimlich wird dieser Blick, wenn er bei der erwähnten Augenbrauenstellung nicht geradeaus, sondern seitwärts gerichtet ist; er erinnert dann schon deutlich an den bereits oben angeführten, sogenannten „bösen Blick". — Bei weniger fixirter seitlicher Stellung des Augapfels und weniger zusammengezogenen Augenbrauen, entsteht der verstohlene, auflauernde Blick, der, sonderbarerweise, wie die meisten der hier angeführten Blickarten, eben auch stereotyp im Gesichte werden kann.

Ein dem Ausdruck wenig zum Vortheil gereichender Blick ist auch der müde und träge Blick. „Man hüte sich nun aber wohl" — sagt Dr. Piderit in Bezug auf diesen Blick — „nach kurzem Zusammensein, nach einmaliger Beobachtung ein rasches Urtheil zu fällen, denn träge wird die Bewegung der Augapfelmuskeln, selbst bei dem geistreichsten Menschen, wenn er körperlich erschöpft, wenn er schlaftrunken ist, und auch — wenn er sich gelangweilt fühlt, wenn Umstände ihn zwingen, zwischen Menschen zu verweilen, deren Interessen er nicht theilt, deren Geschwätz ihn aber verhindert, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Zimmermann sagt in seinem Buche über die Einsamkeit: „Der weiseste Mann sieht gerade so aus wie ein Dummkopf, wenn er lange Weile hat," und wenn das auf gut Deutsch heißen soll: „Der weiseste Mann, wenn er Langeweile hat, sieht aus wie ein Dummkopf," so hat er Recht."

Der plumpe, dummdreiste Blick ist dadurch kenntlich, daß er weniger mit den Augen, als — mit dem ganzen Kopfe ausgeführt wird. Die Menschen, die nur mit den Augen blicken, machen einen knappen reservirten Eindruck, die welche sich immer ganz herumdrehen und uns während der Unterhaltung beinahe mit der Nase im Gesicht berühren, einen plump-zudringlichen, dummdreisten und selbst frechen.

Zu den den Gesichtsausdruck zwar weniger direkt störenden, aber immerhin ungünstig beeinflussenden Blickarten gehört auch der unmotivirte, seiner natürlichen Richtung entzogene

Blick. Professor Henke hat diesen Blick sehr treffend wie folgt beschrieben: „Eine natürliche Haltung spricht sich im Blicke dadurch aus, daß die Stellung des Kopfes und der Augen, wenn nicht ganz gerade aus, nach derselben Richtung, die der Blick verfolgt, hingewendet sind. Auch ein Portrait, das den Menschen in gewöhnlicher natürlicher Haltung zeigen soll, muß den Blick so darstellen. Deshalb ist es sehr unsinnig, wenn oft Photographen die Personen, deren Bild sie aufnehmen wollen, zuerst auffordern sich bequem nach Belieben hinzusetzen oder zu stellen, ihnen dann zunächst eine feste Stütze gegen den Kopf anschrauben und nachher plötzlich noch vorschreiben hier- oder dorthin zu blicken. Wenn man den Blick in eine andere Richtung bringen soll, so muß auch der Kopf noch mit herumgehen können. Wenn er es nicht kann, die Augen allein aber noch in eine andere Richtung gestellt werden, so ist natürlich die Folge, daß die Stellungen beider sich nicht mehr, wie vorher und wie sonst bei ungezwungenem Gebrauch entsprechen. Man sieht dann im Bilde, daß der Kopf festgeschraubt war, und wenn man das merkt, so ist dies noch der wenigst schlimme Fehler. Merkt man es nicht, dann scheint es, als wenn der Mensch sich sehr albern oder affektirt steif in Positur gesetzt hätte. Die lieben Angehörigen sagen dann, das Bild sei sonst ganz ähnlich, es habe nur so einen fremden Blick. Sie finden dies nicht mehr, wenn man Alles bis auf das Gesicht zudeckt, so daß man nicht mehr sieht, wie unpassend zu der Richtung der Augen der Kopf auf den Schultern sitzt."

Der unstäte und scheue Blick ist furchtsamen und schüchternen Naturen eigen. Emsig schweifen die Augen hin und her, gleichsam als wollten sie erspähen, von welcher Seite etwa eine Gefahr drohen könnte. Bei mißtrauischen, blöden Kindern, welche im Gefühle ihrer Schwäche alles Fremde fürchten, kann dieser Blick leicht in den versteckten Blick übergehen. Die Art und Weise, wie Kinder mit gesenktem Kopfe aufwärts und zur Seite emporblicken, nennt man bezeichnend „unter dem Berge vorgucken". Nicht immer verliert sich dieser Blick mit zunehmendem Alter und dem wachsenden Selbstgefühle wieder, woraus Eltern und Erzieher wenigstens die Lehre entnehmen wollen, blöde Kinder nicht ohne Grund Verlegenheitsmomenten auszusetzen.

Einen peinlichen Eindruck macht auf jeden auch der unruhige, rastlose Blick. Das meist herabhängende obere Augenlid läßt uns die Richtung, nach welcher sich der rastlos bewegliche Augapfel dreht und wendet, nicht ohne weiteres erkennen, und dies erzeugt in uns ein Gefühl des Unbehagens. Dieser Blick ist in seinem gesteigert erregten Zustande zugleich ein pathognomisches Zeichen für gewisse Geistesstörungen. „Eine Reihe von Geisteskrankheiten," sagt Professor Magnus, „zeichnet sich in höchst auffallender Weise durch eine sehr ausgesprochene Unruhe des Auges aus. Und schließlich gilt das unstäte Hin- und Herschießen der Augäpfel mit vollstem Recht auch für ein Zeichen eines unaufmerksamen, zerfahrenen Geistes, der im übrigen aber die Grenze des Normalen noch in keiner Weise überschritten zu haben braucht; schon das alte Testament weiß den physiognomischen Werth dieser Augenbewegungen zu schätzen; so heißt es in den Sprüchen Salomos: „Ein Verständiger geberdet sich weislich; ein Narr wirft die Augen hin und her."

Zu den häßlichen Blickarten gehört schließlich der schielende Blick. Dieser Blick hat in vielen Fällen durchaus nichts mit dem organischen Fehler des Schielens, den wir bereits im vorigen Abschnitt kennen lernten, gemein, sondern entsteht aus reiner Angewohnheit. Physiognomisch betrachtet ist es der Blick des Mißtrauens, der natürlich wieder Mißtrauen in dem Begegnenden erzeugt. — Wie sehr übrigens die Entstehung der hier angeführten unschönen Blickweisen auf Angewöhnung, Muthwillen und unkontrollirtem Gebahren der Kinder beruht, mögen hier einige Zeilen aus Dr. Klenckes „Diätetischer Kosmetik" beweisen; dieselben lauten:

„Viele Menschen verderben sich den Blick selbst; wenn wir Kinder beobachten, wie sie, selbst unter den Augen ihrer Eltern und physischen Erzieher, das natürliche Sehen aus Spielerei oder Muthwillen, aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit zu einem künstlichen und abnormen verändern, von der Seite lesen, den Kopf dicht auf den Gegenstand neigen, mit der Stellung und Verdrehung des Augapfels thörichte Experimente machen, auf die Nase oder über den Stirnrand sehen, oder das Weiße des Apfels herauskehren wollen, so daß oft die erschrockene Mutter das Kind über die Augen streicht; wenn wir beobachten, wie sie die Augen aufreißen und erweitern oder einkneifen und verengern, die Augen-

lider schläfrig hängen lassen, das Geberdenspiel der nächsten Umgebung der Augen übertreiben, die Augenbrauen aufziehen, zusammenziehen oder ausdehnen, beim schärferen Sehen die Haut über der Nasenwurzel falten, die unteren Lider durch die aufgezogenen Backen in die Höhe schieben oder irgend eine andere Grimasse schneiden, wenn sie sehen oder irgend etwas mit Hilfe der Gesichtsmiene ausdrücken wollen; wenn wir beobachten, wie seitens der Eltern und Erzieher nichts dagegen erinnert wird, daß Kinder sich angewöhnen, „unter dem Berge" aufzusehen, oder den Blick unstät, verlegen, verstockt, finster, gleichgiltig, stierend, verschämt, furchtsam 2c. gebrauchen lernen, dann darf es uns nicht wundern, wenn wir diese vernachlässigte Blickweise zur unfreiwilligen Angewöhnung mit aufwachsen und so viele erwachsene Menschen sehen, die ihre gut angelegte Augenform durch einen entstellten Gewohnheitsblick wirkungslos und unschön gemacht und die Miene dadurch benachtheiligt haben. — Es giebt unzählige Menschen, die in dem Momente häßlich, oft fratzenhaft erscheinen, wenn sie etwas mit Aufmerksamkeit sehen wollen; sehr oft nehmen sie diejenige Gewohnheitsmiene an, die einem Geblendeten gleicht. — *Auch der Blick muß kosmetisch erzogen werden.*" —

Betrachten wir nun die, das Antlitz und den Gesichtsausdruck *verschönernden* Blickweisen:

Schon bei Beschreibung der Leidenschaften, namentlich aber bei „Lachen und Weinen" ist angedeutet worden, daß, je höher gebildet, je geistiger und innerlicher organisirt ein Mensch ist, er auch seine Empfindungen und Gefühle in verfeinertem, mehr auf die bloße Thätigkeit der Gesichtsmuskeln beschränktem Maße auszudrücken pflegt. Die höchste Staffel dieser verfeinerten, veredelten Ausdrucksweise erreicht der Mensch in *der Mimik des Blickes.*

Wenn der gewöhnliche Mensch in lebhafter Unterhaltung laut wird, seine Stimme über Gebühr erhebt und mit den Armen in der Luft umherfuchtelt, so wird der „feine Mann" seine Rede, selbst im Affekt, oft nur mit ausdrucksvollen Blicken begleiten. Das Gesicht erhält alsdann nicht nur Anmuth, sondern auch die Haupteigenschaft seiner Schönheit: *ein seelenvolles Auge.*

Hier aber müssen wir nun nochmals ein Vorurtheil berühren, in welchem nicht nur ein großer Theil der Gebildeten,

sondern selbst Männer der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag befangen sind, nämlich: — daß die Seele direkt aus dem Auge strahle.

„Dem Alterthum war es ein vertrauter Gedanke" — sagt Professor Magnus in seinem bereits erwähnten Vortrage: „die Sprache der Augen" — „daß von der im Gehirn wirkenden Seele Ausflüsse in die Augen erfolgten; das ganze Zustandekommen des Sehaktes beruhte für die antike Medicin ausschließlich nur auf diesem Strömen eines geistigen Fluidums aus dem Gehirn in die Augen. Man glaubte, daß das im Auge vorhandene seelische Fluidum je nach dem Zustand seiner Erregung, sowie seiner individuellen Disposition überhaupt mit größerer oder geringerer Energie aus dem Auge ausstrahle. Bei allen Zuständen, welche die Seele in Erregung versetzten, sollte die seelische Substanz mit ganz besonderer Kraft dem Auge entstrahlen und somit auch den vermehrten Glanz bedingen, welcher bei allen derartigen Seelenaffekten dem Auge eigen ist."

„Was sagt nun aber die moderne Wissenschaft, die Physiologie und die Augenheilkunde zu dieser Ausstrahlungs-Theorie? Nach den Anschauungen der heutigen Medicin kann von einer aus dem Auge resp. von dem Sehnerven und der Netzhaut ausgehenden Strahlung absolut nicht mehr die Rede sein. Das Auge ist für die moderne Wissenschaft ausschließlich nur ein receptives und kein produktives Organ. Die Netzhaut hat nur die einzige und ausschließliche Bestimmung, die auf sie fallenden Lichtstrahlen der Außenwelt aufzufangen und der Sehnerv leitet diesen der Netzhaut einverleibten Eindruck wie ein Telegraphendrath dem Gehirn zu. Nach physikalisch-mathematischen Gesetzen vollzieht sich diese Lichtbildung auf der Netzhaut und wenn die Netzhaut dabei wohl auch eine eigene Arbeit leisten und unter dem Einfluß der sie treffenden Lichtstrahlen eine chemische Veränderung erleiden mag, so ist doch von einer Strahlung nach außen hin nun und nimmer die Rede."

Professor Magnus erläutert dann, daß es vornehmlich die Bewegungen der Lider und Brauen sind, die den Ausdruck des Auges bedingen, und daß dabei das stetig erfolgende Heben und Senken der Lider und der hierdurch bedingte Wechsel in der Größe der Lidspalte eine der wesentlichsten und effektvollsten mimischen Operationen zur Herstellung des Blickes sei. Weiter

16*

sucht er dann den psychologischen Zusammenhang physiologisch zu erklären, welcher zwischen der Stellung der Lider und den verschiedenen Seelenzuständen obwaltet, und sagt, indem er sich dabei u. a. auch auf die Untersuchungen Darwins beruft, daß durch starke Seelenbewegungen das Nervensystem erregt wird und diese nervösen Erregungen alsdann in gewissen Körperorganen reflektiren. Und zwar werden diejenigen Körpertheile, wie er glaubt, am ehesten von der Steigerung der Nervenerregung beeinflußt, welche zu dem Gegenstand der Erregung in irgend welche näheren Beziehungen treten; so reißt der Freudige die Augen weit auf, um den Gegenstand seiner Freude so recht ganz und voll zu erblicken. Der Wüthende, Zornige schaut mit weit geöffneten Lidern den Gegenstand seiner Wuth an, um ihn ja nicht aus den Augen zu verlieren, um ihn stets auf das Genaueste zu beobachten; ebenso wünscht der Erschreckte den Gegenstand seiner Furcht auf das Aengstlichste zu bewachen, um sich vor ihm zu schützen, und fixirt ihn mit weit aufgerissenen Augen fest und unverwandt.

Wird dagegen die Seele durch äußere Eindrücke in eine sanftere Stimmung versetzt, so wird die Erregung unseres Nervensystems nicht nur nicht gesteigert, sondern es macht sich vielmehr eine Herabsetzung derselben geltend. Der Tonus der Muskeln wird ein schlafferer wie gewöhnlich; die Lider, speziell die oberen, verlieren ihre straffe Haltung und sinken mehr oder weniger stark über den Augapfel herab.

„Darf ich das, was ich bis jetzt gesagt habe,“ — so schließt dann der augenkundige Gelehrte, — „nun nochmals kurz zusammenfassen und in der Form eines physiognomischen Gesetzes vorführen, so würde dieses Gesetz lauten: Das aus dem Auge strahlende Feuer hat mit der Seele auch nicht das Mindeste zu schaffen, es ist vielmehr lediglich nur durch einen physikalischen Vorgang, den der Spiegelung an der Hornhaut, hervorgerufen. Das scheinbar Lebendige dieses Feuers, sein plötzliches Aufflammen zum feurigen blendenden Glanz und sein schnelles Zurücksinken in das gedämpfte milde Licht wird nicht durch ein dem Auge entströmendes Fluidum oder durch Vorgänge im Innern des Augapfels selbst bedingt, sondern es wird lediglich nur durch die Bewegungen der Lider erzeugt.“

Es ist wohl anzunehmen, daß mancher Leser und namentlich

manche verehrte zartfühlende, schöngeistige Leserin diesen Schlußpassus ein wenig **hart** finden wird. „**Das Auge soll die Seele nicht wiederspiegeln?!** — **Unmöglich!** — Hat denn nicht mancher Verliebte in dem Auge seiner Angebeteten oft schon einen ganzen Himmel von Seele und Seligkeit entdeckt — und vice-versa?! —" Nun, die Sache ist nicht so schlimm, als sie für den ersten Augenblick erscheint, und es wird auch fernerhin noch mancher Himmel in manchem schönen Auge gesehen werden; es sind nur andere **Zeichen** und **Merkmale** dafür als **richtigere** erkannt worden. Ein paar Beispiele aber werden hier vielleicht schneller zur Verständigung führen, als lange Erläuterungen.

Ich fand kürzlich in einer Kritik der Dresdener **sixtinischen Madonna** folgende Schilderung der Gesichter der Gottesmutter und ihres Kindes: „Es giebt vielleicht andere Frauenköpfe in der Geschichte der Malerei und Plastik, welche schöner sind im engeren Sinne des Wortes, als der Kopf der Maria; es findet sich aber kein Antlitz, in welchem die Holdseligkeit so sehr der Wiederschein des inneren Gottesfriedens, die Schönheit das weihevolle Hindurchschimmern einer keuschen Seele wäre. Es zittert ein leiser Hauch von Wehmuth über dieses tiefernste Antlitz dahin, wie ein unendlich duftiger Thränenflor liegt ein unsagbares Etwas auf diesen Augen. Dennoch hält sich Maria noch innerhalb der Grenzen des blos Menschlichen; ihr Kind aber hat in seinen Augen etwas, wodurch es selbst die Mutter überragt und seine göttliche Abkunft verbürgt. Dieser Knabe ist der, welcher von vornherein göttliches Leben in sich trägt, wie kein anderer Mensch; der, mit welchem eine neue geistige Schöpfung in der Menschheit beginnen soll; der, welcher einst von sich sagen sollte: „Ich bin das Licht der Welt, die Wahrheit und das Leben!" — Nicht aber das starre Auge eines über die Welt erhabenen Gottes, sondern ein von der Liebe durchleuchtetes lebensvolles Auge hat der Künstler gemalt; nicht das Auge des vollausgereiften Heilandes, sondern das des Kindes, und ich weiß kaum, was schwerer ist: die göttliche Natur schon im Auge des Kindes oder im Auge des Mannes herausscheinen zu lassen."

Diese Beschreibung mag etwas überschwänglich erscheinen, **übertrieben** aber ist sie durchaus nicht. Es liegt in diesen

zwei Köpfen und namentlich in den Augen derselben etwas so Ueberirdisches, etwas so Göttlich-Erhabenes, daß der Beschauer davor mit Recht in andächtigem Staunen verharrt. Wäre hier (im Bilde) das ausstrahlende Seelische, nun aber wirkliches Seelen-Fluidum, wie es die Dichter und älteren Physiognomen so gerne hinstellten, dann hätte es sich mit todter Farbe auf einem Stück grober Leinwand selbst von einem Raphael nicht wiedergeben lassen, denn Seele an und für sich läßt sich nicht malen; — es ist eben nur der Ausdruck des Seelischen: wie er sich in den Zügen, in Form und Glanz des Auges und den dasselbe umgrenzenden Weichtheilen zu erkennen giebt.

In ähnlicher Weise hat Professor Henke den seelischen Blick an einem Madonnenbilde zu erklären versucht, und dafür die Zierde des Berliner Museums, die Madonna Colonna von Raphael gewählt. (Es ist das jenes bekannte, eben so einfach als geistreich komponirte Bild, auf welchem Maria das Kind mit dem rechten Arm umschlungen hat, während sie in der linken Hand ein kleines aufgeschlagenes Buch hält. Der Kopf der Mutter ist seitlich nach dem Christuskinde hingeneigt und der Ausdruck des Gesichts, trotz der niedergeschlagenen Augenlider, von einer Innigkeit des Gefühls, die jeden Beschauer in Entzücken versetzt.)

Nachdem Professor Henke die scheinbar gezwungene Kopfhaltung der Maria als durch die Situation der Darstellung geboten, hinreichend motivirt hat, schließt er wie folgt: — „Dies Beispiel ist deshalb ein für unsere Betrachtungen fruchtbares, weil es jedem unbefangenen Beschauer den Eindruck eines ausdrucksvollen Blickes vor Augen stellt, obgleich er von den Augen, welche blicken, selbst fast nichts sieht, da sie natürlich, um auf das Kind herabzusehen, auch niedergeschlagen und also für den Beschauer von den Lidern fast verdeckt sind, nur eine schmale weiß und dunkle Spalte zeigen. Dies beweist uns um so deutlicher, daß es nur die Kopfhaltung ist, was dem Blicke seinen eigenthümlichen Ausdruck giebt, und nicht irgend ein besonderes Etwas in dem Glanze des Augapfels."

Professor Henke hat vorher nämlich nachzuweisen gesucht, daß nie ein inniger, zärtlicher oder wohlwollender Blick nach einer bestimmten Richtung hin ausgeführt werden kann,

ohne daß wir nicht auch das volle Antlitz nach dieser Richtung hinwenden. Und dies ist in der That der Fall. Man versuche selbst einmal mit der wohlwollendsten, zärtlichsten Miene Jemanden mit seitlich gewendeten Augen anzusehen, und man wird schon im eigenen Gefühl das „Unlautere" und Unwahre dieses Blickes empfinden. Noch weniger aber wird sich der Angeblickte selbst über die Natur unseres Blickes klar werden und darin wohl alles Andere, nur nicht Wohlwollen oder Zärtlichkeit finden. Professor Henke hat seine Theorie durch das folgende sinnige Beispiel zu erklären versucht. „Denken wir uns," sagt er, „einen Krankenwärter, der neben einem Bette steht, um dem Kranken, welcher darin liegt, einen Löffel Arznei einzuflößen. Er beugt sein Gesicht über das Bett und nach dem Kopf des Kranken hin, um zu sehen, daß der Löffel richtig in den Mund desselben kommt, und wenn er dies in möglichst bequemer Art thut, so kommt dabei sein Gesicht ziemlich quer vor das des Kranken zu stehen. Ihren Zweck, die Bewegung des Löffels zu kontrolliren, kann die Bewegung des Blickes auch so vollkommen hinreichend erfüllen. Wenn es aber nicht nur ein gleichgiltiger, gedungener Wärter ist, sondern ein Freund oder barmherziger Pfleger, welcher an dem Kranken einen mitfühlenden Antheil nimmt, so kann er, wenn er auch zunächst selbst nur an das Geschäft denkt, welches er bei demselben verrichtet, doch ganz von selbst nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch dem Eindrucke, welchen das Gesicht des Leidenden eben macht, sich einen Augenblick hinzugeben, und um dies zu können, giebt er seinem Gesichte eine an sich ziemlich gezwungene Neigung auf die dem Kopfende des Bettes zugewendete Seite, wodurch es dem Gesichte des Kranken grade gegenüber zu stehen kommt. Sieht man ihn diese gezwungene Bewegung machen, so macht sie nun nicht mehr den Eindruck des Ungeschickten oder Affektirten, sondern man merkt die Absicht und erkennt in dieser Bewegung den theilnehmenden Blick, welcher den mehr als nur mechanisch sein Geschäft verrichtenden Krankenwärter erkennen läßt."

Wir dürften hier einem ziemlich sichern Maßstabe für die Analyse des Blickes nahe gekommen sein; denn wenn wir die weiter oben angeführten, den Gesichtsausdruck störenden, unangenehmen antipathischen Blickarten mit den soeben beschriebenen sympathischen vergleichen, so werden wir finden, daß die ersteren fast durchgängig von einem wenig vermittelten oder

gar wohl gestörten Mienenspiel begleitet sind, während die letzteren, das heißt die Blickweisen, als Ausdruck einer gemüthvollen, edleren Seelenstimmung, jederzeit auch in Harmonie mit dem übrigen Gesichtsausdruck, ja selbst mit der ganzen Körperhaltung sein werden.

Das Uebersehen oder die Nichtbeachtung dieses Umstandes hat jedenfalls nicht wenig zu der übersinnlichen Auffassung des Blickes beigetragen. Man überzeuge sich nur aber selbst, zu welcher Mitwirkung nicht nur die um das Auge liegenden, sondern selbst die Mundmuskeln, bei den verschiedenen Blickweisen herangezogen werden. Man beobachte z. B. nur einmal genau den finster oder zornig Blickenden; es ist entschieden nicht das Auge allein, welches diesen Affekt anzeigt, der Mund und die Züge um denselben haben ganz denselben Ausdruck. Und wenn dieser zornige oder finstere Blick plötzlich in das Gegentheil, d. h. in einen freudigen Blick, übergeht, dann werden wir sofort auch bemerken, daß sich die Stirn glättet, die Augenbrauen heben, die Wangen runden, namentlich aber die Mundwinkel dieser gehobenen Seelenstimmung analog sich in die Höhe ziehen. Selbst der bedeutendste mimische Künstler, von dem wir bereits wiederholt Proben feinster Seelenmalerei auf der Bühne gesehen haben, ist nicht im Stande, irgend eine Gemüthsbewegung, irgend einen Affekt mit den Augen allein — d. h. also: ohne die Augenlider, die Brauen und überhaupt die Gesichtsmuskeln mit in Bewegung zu bringen — auszudrücken; wir werden — wenn der Künstler sich überhaupt einer solchen Aufgabe unterziehen sollte — auch nicht die geringste Spur des beabsichtigten Ausdrucks in seinen Augen allein wahrnehmen können.

Von der Ausdruckslosigkeit des Auges (allein gesehen) kann man sich leicht durch folgendes Experiment überzeugen: Wenn man z. B. eine Anzahl von an Charakter und Bildung ganz verschiedenen Menschen hinter eine Wand treten läßt, in welcher ein schmaler Einschnitt eben nur die durch denselben hervorblickenden Augen zu sehen gestattet, so wird es fast niemals jemand gelingen, auch selbst die ihm am nächsten stehenden und am genauesten bekannten Personen herauszufinden; man sieht eben nur eine Reihe ganz ähnlich, ja fast gleich erscheinender Augen und wird oft, wenn man diesen oder jenen ganz genau und bestimmt zu erkennen glaubt, gerade eine andere von der

vermutheten durchaus verschiedene Person treffen — der beste Beweis, daß das Auge nicht das Unterscheidende und Bestimmende in dem menschlichen Gesicht ist, daß es vielmehr seinen eigenthümlichen Ausdruck erst von den Zügen und Mienen empfängt, welche den Blick umgeben. (Detlev von Geyern.)

Zu seiner herrlichsten und schönsten Entfaltung kommt der Ausdruck des menschlichen Angesichts im Blick der Liebe; in jenem Zauberblick, der Tausende berauscht, den Tausende schon besungen und den auch der Held unserer größten deutschen Tragödie meint, wenn er sagt:

„Ein Wort von Dir, ein Blick, mehr
unterhält,
Als alle Weisheit dieser Welt.“

Die Dichter aller Zeiten haben sich vergeblich bemüht, das eigentlich wirksame Prinzip des Liebesblickes zu ergründen — in herrlichen Bildern und Hypothesen konnten sie stets nur seine Schönheit preisen. So singt auch Schiller von seiner Laura:

„Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leih'n;
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in Deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!“
Laura, — Sonnenaufgangsgluth
Brennt in Deinen goldnen Blicken. —“

Im Blick der Liebe vereinigen sich gewissermaßen alle sympathischen und angenehmen Blickweisen zu einem Brennpunkte. Wir finden darin den freudigen Blick, den sinnigen Blick, den wohlwollenden, den sanften, den zärtlichen Blick, den entzückten Blick und den Blick der Verehrung. Um so schwieriger aber dürfte daher auch die Beschreibung dieses Blickes sein. Er steht uns auch fast zu hoch, um ihn mit der Sonde des Physiognomikers anzugreifen. Wir wollen deshalb jedem verehrten Leser und namentlich jeder schönen jungen Leserin nur von Herzen wünschen, diesen Wunderblick sobald als möglich durch eigene Anschauung praktisch kennen zu lernen — falls dies nicht etwa schon geschehen sein sollte.

XII.

Stimme und Sprache.

Wenn Stimme und Sprache auch nicht direkt zum Gesichtsausdruck gehören, so sind sie doch ein paar ganz gewaltig bestimmende Faktoren für denselben. Sehr richtig sagt Damerow:

„Nicht, was er sagt der Mensch, sondern wie er es sagt, wie es tönt und lautet, giebt den unmittelbaren allgemeinen Ausdruck der Stimmung und Gesinnung, bestimmt den Eindruck.

„Das menschliche Stimmorgan wird als Sprachorgan, als Mittel zur sinnlichen Offenbarung des Geistes, im wahren Sinne des Wortes ein beseeltes Instrument.

„Das Stimmorgan ist das Instrument, das Werkzeug; der Werkmeister, der Künstler, ist der Geist des Menschen; das von der Einheit beider gewordene mittlere dritte Produkt, das psychische Kunstwerk, ist die Sprache.

„Wie der Aus- und Eindruck des Musikstücks durch das Instrument und den Spieler bedingt und bestimmt, der Hörer gestimmt wird, so der Aus- und Eindruck der Stimme und der Sprache durch das Stimmorgan und den Sprecher. —

„Wie jeder Mensch ein Individuum an und für sich ist, seine besondere leibliche und geistige Individualität, d. h. seine Psyche hat, wie es nicht zwei gleiche Gestalten und Gesichter mit demselben physiognomischen Aeußeren und Ausdruck giebt, so giebt es natürlich nicht zwei ganz gleiche Stimmorgane und Sprechweisen.

„Alles, was von der Physiognomik und Mimik gilt, gilt auch von der Stimme, findet auf diese mut. mut. Anwendung

und, aus höheren und näher liegenden Gründen, in reicheren Weisen und freieren Formen sich äußernd und bewegend, da die sinnliche Offenbarung des ganzen geistigen Wesens des Menschen durch die Sprache psychisch konzentrirt ist in dem Stimm- und Sprachorgan." —

So erkennen wir auch im gewöhnlichen Leben Individuen ebensowohl an der Stimme, als an ihren Gesichtszügen und der Gestalt ihres Körpers. Ein Freund, welcher lange abwesend war, steht vielleicht als Fremder vor uns, bis seine Stimme eine vollkommene Erkennung gewährt. In dem veränderten gebräunten Gesicht erspäht man keine Spur des jugendlichen Bildes, welches in unserer Erinnerung lebt, allein der ursprüngliche Charakter seiner Stimme und die noch wohlbekannten Töne sind unverändert geblieben. — So ruft in Manfred's Andenken, dem es unmöglich ist, in dem hektischen Phantom der Astarte die einst so theuren Züge des Wesens wiederzuerkennen, welches er liebte — die bloße Erinnerung seines Namens „die Stimme, die seine Musik war," zurück und kleidet sie in die ersehnte Wirklichkeit:

„— — — — Sprich! o sprich!
ich lebe nur im Schall — 's ist Deine Stimme."
(Byron.)

Sokrates soll einst zu einem seiner Schüler gesagt haben: „Rede, damit ich Dich sehe!" — Demnach bekommt die Sprache beim Sprechen zwar kein Gesicht, bestimmt aber einen physiognomischen Ausdruck.

Und so ist es denn wohl begreiflich, daß auch in ästhetischer Beziehung Stimme und Sprache für den Gesichtsausdruck von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Man denke sich das schönste, nach allen Regeln der Aesthetik wohlgeformteste Gesicht — der Eindruck wird sofort vernichtet sein, wenn Stimme und Sprache damit nicht übereinstimmen. Anderseits aber kann eine schöne Stimme nicht nur das Mangelhafte in der Erscheinung ausgleichen, sondern selbst wirkliche Häßlichkeit vergessen machen.

Die kürzlich in Florenz in hohem Alter verstorbene Sängerin Marianne Barbiéri-Nini war ebenso berühmt wegen ihrer herrlichen Stimme, als wegen ihrer wahrhaft erschreckenden Häßlichkeit, welche ihr manche bittere Stunde bereitete. So

oft es irgend möglich war, wählte sie als Antrittsrolle die Lucrezia Borgia, welche im ersten Akte bekanntlich mit der Maske erscheint; bevor diese fiel, hatte die unvergleichliche Sängerin das Publikum schon so für sich eingenommen, daß selbst ihre Häßlichkeit nichts mehr verderben konnte. Die Künstlerin erzählte in ihren späteren Jahren selbst gern das Histörchen, wie das kleine Mädchen, das in der Norma ein Kind der Heldin vorstellen sollte, als die Barbiéri sich über sie beugte, entsetzt aufgesprungen sei und mit dem jammernden Hülferuf: „Mutter, Mutter, die Hexe ist da!" unter dem nicht enden wollenden Halloh des Publikums in die Koulisse stürzte. (Trotz ihrer Häßlichkeit war die B. doch zwei Mal verheirathet; das erste Mal an den Grafen Nini). — Es könnte hier als zweites Beispiel auch eine noch lebende, allgemein bekannte und hochgeschätzte Sängerin angeführt werden; nur aus zarten Rücksichten wollen wir ihren Namen verschweigen.

Aber auch die bloße schöne Sprechstimme kann bei geschickter Verwendung von überwältigender Wirkung sein. In Bezug darauf sagt ein in diesen Blättern bereits genannter Schriftsteller: „Ich bin ein ganz besonders empfängliches Menschenkind für schöne Augen und was mit solchen Sehsternen so oft vergesellschaftet zu sein pflegt: also für anmuthige Gesichtszüge und Bewegungen; eine weiche musikalische Sprechstimme aber will mir geradeswegs die Seele aus dem Leibe ziehen."

Der berühmte italienische Tragöde Rossi hatte bei seiner ersten Anwesenheit in Berlin eine Partnerin bei sich (leider habe ich ihren Namen vergessen), die sich bei eben nur genügender äußerer Erscheinung für ihren Beruf in ganz besonderer Weise durch ein herrliches Organ und den wunderbaren Gebrauch desselben auszeichnete. Ich hörte sie in zwei Rollen, als Cordelia und als Desdemona und war am zweiten Abend derart von ihrer Stimme und Sprechweise hingerissen, daß ich mich gegen meinen in gleicher Weise enthusiasmirten Nachbarn, der zur Zeit ein in Berlin noch wohlbekannter, in Bezug auf Stimme ziemlich strenger Musik-Kritiker war, zu der Aeußerung gedrungen fühlte: Es würde mir einst das Sterben leicht werden, wenn ich in der Todesstunde diese Stimme hören könnte. (In Parenthese will ich bemerken, daß ich mich zu dieser Zeit mit nichts weniger als Todesgedanken beschäftigte und vom Italienischen, dem Idiom,

in welchem die Künstlerin sprach, nicht viel mehr als vom Japanischen verstand; es war also in der That nur der wunderbare Klang der Stimme, der diese Wirkung erzeugte.)

So dürfte es wohl nicht als Abschweifung erscheinen, auch der Ausbildung der Stimme, wenngleich nur als Unterstützungsmittel für physiognomische Verschönerung, ein wenig Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Nach einer bekannten Autorität auf dem Gebiete der Stimmbildung lassen sich die Prinzipien, von denen die Erziehung der Stimme ausgehen soll, kurz in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Die Erziehung der Stimme muß begonnen werden, sobald ein Kind sprechen kann; —

2. Die Stimme muß durch häufige Uebungen, sowohl im Zimmer wie im Freien, gekräftigt werden; —

3. Auch für diejenigen, welche von Natur sehr begabt sind, ist eine methodische Ausbildung der Stimme von großer Wichtigkeit; —

4. Singen ist eine gute Hülfe für das Sprechen, da das Schwierigere das Leichtere in sich schließt; jeder, der es im Reden zu etwas bringen will, sollte daher nicht versäumen, Gesangsstunden zu nehmen.

Was würde nun aber selbst die schönste melodischste Stimme werth sein, wenn sie nicht auch für den Gebrauch gebildet wäre? Was nützt das gute Instrument, wenn es nicht auch gut gespielt wird! — Nicht die Organe, wie sie geschaffen, sondern die Art, wie der Mensch sie benutzt, läßt in den meisten Fällen zu wünschen übrig. Diese Anwendung muß gelernt sein, und damit das Lernen von Nutzen ist, müssen wir vorher auch einigermaßen wissen, worin hauptsächlich unsere Fehler bestehn.

„Als das Gesicht verunzierender Schönheitsfehler — sagt Dr. Schreber in seinem „Buch der Erziehung" — ist besonders zu erwähnen: Das undeutliche oder übereilte Aussprechen der Worte, oder Verschlucken der Endsilben, sowie das mangelhafte Aussprechen der Konsonanten und der einfachen und Doppelvokale. — Man bedenke, daß eine schöne Aussprache einer der edelsten Punkte menschlicher Schönheit ist und in unzählig

vielen Beziehungen den ganzen geistigen Einfluß eines Menschen auf seine Umgebung bestimmt."

Zu den Hauptregeln einer angenehmen gebildeten Aussprache gehört es daher: möglichst dialektfrei zu sprechen. Nun gewöhnen sich aber viele Menschen den angeborenen Dialekt nur ab, um einen anderen dafür anzunehmen; das macht die Sache natürlich um so schlimmer. Es giebt Leute, die, wenn sie nur vier Wochen in der Hauptstadt oder einer anderen Provinz waren, schon mit Anklängen an den dortigen Dialekt wieder zurückkehren. Oftmals ist die Veränderung künstlich angenommen und affektirt und wirkt nun um so häßlicher.

Daß die Dialekte zum Theil von einer besonderen Mundstellung beim Sprechen abhängen, kann man bei einzelnen Dialekten, so z. B. beim sächsischen, deutlich wahrnehmen, und der Ausdruck „Mundart" ist daher eine treffende Bezeichnung. Das bekannte sächsische „hären se!" anstatt hören Sie und „schaißlich" (das a möglichst langgezogen) anstatt scheußlich, hat jedenfalls mit in der breitgezogenen Mundhaltung, die möglicherweise durch die hyperfreundliche lächelnde Miene eines Theils der sächsischen Bevölkerung beim Sprechen entstanden ist, seinen Grund. Man kann mit breitgezogenem Munde weder das o noch ö, weder das u noch ü aussprechen. Wie sehr die Mundhaltung die Aussprache bedingt, können wir auch beim Erlernen fremder Sprachen erfahren; es wird nie jemand richtig und gut englisch sprechen lernen, wenn er nicht auch die „englische Mundhaltung" dafür annimmt.

Streng genommen, hat wohl jede Provinz, ja jede größere Stadt ihre fehlerhaften dialektischen Eigenheiten. So hat man es in Berlin, bei sonst sehr lobenswerther Eloquenz, so gut wie aufgegeben, das richtige Zungen-R zu sprechen; man spricht das R allgemein im Hinter-Gaumen. Ich erkenne jeden geborenen Berliner an dem Aussprechen des Namens Karl. Jeder Berliner, und natürlich auch jede Berlinerin, spricht das Wort Karl zweisilbig aus: „Kar-el". Die Kinder auf der Straße betonen dabei, wenn sie sich aus einiger Entfernung einander zurufen, noch ganz besonders die zweite Silbe. Dies hat seinen Grund darin, daß es sehr schwer, ja fast unmöglich ist, das an den oberen Vorderzähnen gesprochene L schnell an das Gaumen-R anzuschleifen.

Viele Menschen sind der Meinung, daß die deutsche Sprache richtig „nach dem Buchstaben“ gesprochen werden müßte und stellen dabei in der Regel das hannöversche Idiom als Muster hin. Das ist ein Irrthum. Die Sprache war jedenfalls früher da, als das Zeichen dafür, und wer speziell den hannöverschen Dialekt schön findet, hat mindestens keinen Sinn für Sprachschönheiten. Man spricht in Bromberg und Posen, in einzelnen Orten der Ostseeprovinzen und selbst in wendischen Dörfern, wo die Kinder die deutsche Sprache vom Schulmeister erlernt haben, schöner und dialektfreier als in Hannover und verschiedenen anderen rein deutschen Städten. Mir ist auch keine moderne Sprache bekannt, die „nach dem Buchstaben“ gesprochen würde, oder gesprochen werden könnte. Die Hauptsache ist bei der Aussprache stets: der Wohllaut, und der entscheidende Richter dafür: das gebildete Ohr.

Im allgemeinen wäre es wohl an der Zeit, daß berufene Persönlichkeiten, namentlich aber die Lehrer in den Schulen einer gründlicheren Ausbildung von Stimme und Sprache in Bezug auf Wohllaut und Vortrag etwas näher träten. Man „reinigt“ fortwährend die deutsche Sprache, sucht jedes unschuldige, längst eingebürgerte Fremdwort auszumerzen, übersetzt z. B.: Ragout-fin mit „feinem Fleischhacksel“, und Champignon-Sauce mit dem köstlichen Wort „Feldschwammtunke“ — aber an eine korrekte Aussprache, einen schönen Vortrag unserer lieben Muttersprache denkt kein Mensch. Es giebt in Deutschland unter hundert öffentlichen Rednern, also: Geistlichen, Lehrern, Universitätsprofessoren, Richtern, Anwälten, Parlamentsmitgliedern u. a. m. nicht zehn, die weder angenehm, noch korrekt sprechen können, und Alle sollten doch wohl wissen, wie viel durch diesen Mangel von dem Inhalt und der Wirkung ihrer Rede verloren geht.

Mit Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir von der sorgfältigen und lang fortgesetzten Erziehung der Stimme lesen, die man im Alterthum für jeden, der es als Redner zu etwas bringen wollte, für unbedingt erforderlich hielt. Kein Preisfechter konnte körperlich besser für seinen Beruf erzogen werden, als die jungen Leute, die im Alterthum sich für die Rednerbühne vorbereiteten. Demosthenes übte seine Lunge, indem er während des Bergsteigens Verse deklamirte. Er sprach

am Meeresufer, um sich an das Gemurmel der erregten Menge zu gewöhnen. Er machte Redeübungen mit Steinen im Munde, um seine Aussprache freier und deutlicher zu machen. Cicero ließ sich seine Vorbereitung für das öffentliche Reden sehr sauer werden. Jahrelang reiste er von Ort zu Ort, um den besten Lehrer zu finden, und versuchte unermüdlich von jedem das Beste seiner Kunst sich anzueignen. Quintilians Vorschriften erstrecken sich über die ganze moralische, intellektuelle und physikalische Natur des Menschen und seine umfassenden Vorschriften für die Erziehung eines Redners begannen von frühester Kindheit.

Was geschieht nun in unseren Schulen nach dieser Richtung hin? — Soviel wie nichts. Ja, sehr häufig zeichnen sich die Lehrer selbst als Vorbilder schon durch eine entsetzliche Aussprache aus. In Sachsen z. B. sprechen die Lehrer, auch an höheren Schulen, mitunter viel sächsischer als die übrigen gebildeten Leute und liegen mit ihren harten und „weechen" B's und D's bis an ihr seliges Ende im unentschiedenen Kampfe. Fast auf allen Schulen (auch im übrigen Deutschland) werden die Lehrer und Professoren von den Schülern nur deshalb am liebsten in ihrer Sprechweise kopirt, weil deren korrupte und komische Art zu sprechen sie gewaltsam zu dieser phonetischen Mimik herausfordert. — Es soll nicht gesagt sein, daß die Kothurnsprache der Bühne allgemein eingeführt werden soll; — es giebt sehr wohl einen Mittelweg, und dem gebildeten Menschen sagt das eigene Gefühl bei nur einigermaßen ernstlich angestrebtem Bemühen schon das Richtige. Und da die meisten Fehler in Stimme und Sprache nur auf Vernachlässigung oder Angewöhnung beruhen, so wird eine ehrlich gemeinte Correction um so leichter durchzuführen sein.

Selbst die scheinbar angeborenen Sprach- und Sprechfehler, wie u. A. Lispeln und Stottern, beruhen zum großen Theil auf Angewöhnung und Nachlässigkeit. Das Anstoßen mit der Zunge, das sogenannte „Lispeln", hat bei Kindern, namentlich bei kleinen Mädchen, anfänglich einen gewissen Reiz. In Berlin war in einer Mädchenschule das Lispeln einmal zu einer epidemischen Schulkrankheit ausgeartet, weil es einige zärtliche Mütter so niedlich fanden, wenn ihre Töchterchen beim Aussprechen des „S" die Zunge zwischen den Zähnen zeigten. Aber gar bald stellt sich dieser niedliche Sprachdefekt als ein Mißstand heraus, der

bei der herangewachsenen Jungfrau oder gar bei einem Manne zum wirklichen Schönheitsfehler wird. Es müssen daher schon bei Zeiten Mittel und Wege gefunden werden, der Ausbildung dieses kleinen Uebels vorzubeugen. Dies ist nun in der That leichter, als man glaubt. Es braucht einem mit dem Fehler des Lispelns behafteten Kinde die falsche Aussprache des „S" mit zu weit vorgestreckter Zunge vor dem Spiegel nur einige Male nachgemacht und die richtige Zungenstellung dafür gezeigt werden. Das Kind wird sich dann schon von selbst bemühen, diesen Fehler, den man nebenbei auch ein wenig in's Lächerliche ziehen kann, los zu werden.

Schlimmer steht es freilich mit dem Fehler des Stotterns.

Der bekannte Spezialarzt und Lehrer für Stotternde Rudolf Denhardt in Eisenach sagt über das „Wesen des Stotterns" u. a. Folgendes:

„Die mechanische Sprechfertigkeit fehlt dem Stotterer nicht; die Grundursache, daß er sie nicht überall bethätigen kann, liegt also weiter zurück. Sie liegt in dem Schwanken des Entschlusses, hervorgerufen durch den fast zur fixen Idee gewordenen Gedanken, nicht sprechen zu können, und dem damit verbundenen Angstgefühl, vornehmlich beim Beginn der Rede, bei starken Stotterern auch im Verlauf des Sprechens. Dieses Schwanken hat zunächst die unregelmäßige Funktionirung der Nervenleitung und infolgedessen die des Muskelapparates zur Folge. Das Stottern wird hervorgerufen durch eine Funktionsstörung desjenigen Nervenapparates (Ganglienzellenapparates), welchen man sich nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft als den Sitz des Willens vorzustellen pflegt. In dem Augenblicke, in welchem man das gefürchtete Wort nicht aussprechen zu können glaubt, reflektiren diese Nerven auf diejenigen Nerven im verlängerten Rückenmarke, welche den Muskelbewegungen der Sprachwerkzeuge vorstehen, und von diesen werden genau die Bewegungen ausgeführt, welche man gedacht hat, ausführen zu sollen. Der Wille, zu sprechen, setzt sie in Thätigkeit; in demselben Augenblicke hält sie die Scheu aber wieder zurück."

Der höchste Grad des Stotterns ist wahrhaft mitleiderregend: das Gesicht verzerrt sich; der Hals schwillt in würgender Arbeit auf; die Extremitäten zucken in krampfhaften Bewe-

gungen; im Auge prägt sich Angst oder stiere Erwartung des erlösenden Momentes aus. Endlich gelingt es, einen Laut hervorzustoßen; fast unartikulirt, hart und polternd folgen einige Silben, oder auch die Anfangssilbe wird unzählige Male wiederholt, um in einem günstigen Moment endlich den Anschluß an die folgenden zu erhaschen.

Das besonders Mißliche bei einem Stotterer ist es noch, daß er mit seinem Leiden in dem Zuhörer außer dem erwähnten Mitleid, nicht selten eine komische Wirkung erzeugt. — Der Bürgermeister einer kleinen rheinischen Stadt begann seine wohlstudirte Rede beim Empfange einer fürstlichen Person und deren Gefolge mit den Worten: „Gemeine Bande“ .... „umschließen den Fürsten und sein Volk,“ wollte er sagen. Allein die Angst zu stottern hielt ihn fest, bis Seine Hoheit ihm die Schulter klopfte und mit den tröstlichen Worten: „Lassen's gut sein, Herr Bürgermeister! Es war wohl nicht so schlimm gemeint,“ der peinlichen Situation ein Ende machte.

Diese Befangenheit, die den Stotterer auch weniger hochgestellten Personen gegenüber befällt, ist in potenzirtem Grade wohl mit die Grundursache des Leidens. Jeder Stotterer stottert, im Dunkeln oder wenn wir ihm den Rücken zuwenden, weniger. Ich habe in Berlin einen Bekannten, der ziemlich stark mit diesem Gebrechen behaftet ist, der aber ganz geläufig und zusammenhängend spricht, wenn ich Abends im Dunkeln mit ihm auf der Straße gehe. Wer weiß, ob eine vollständig erlangte Herrschaft über die Gesichtsmuskeln nicht mit ein wirksames Mittel gegen dieses Leiden wäre.

Die für gewöhnlich gegen das Stottern angewendeten Heilverfahren gruppiren sich in zwei Methoden: in gymnastische und mechanische. Die ersteren beabsichtigen, dem Patienten durch regelmäßige Uebungen der Athmung und der Zungenbewegung die Herrschaft über diese Organe beizubringen, während die letzteren ihm durch Apparate, welche die Bewegungen der Zunge reguliren, Hilfe schaffen sollen. Alle diese Methoden haben eine Zeit lang Erfolg, so lange sich der Schüler durch die Ermuthigung eines enthusiastischen Lehrers geistig gehoben fühlt. Leider ist es jedoch ein sehr gewöhnlicher Verlauf, daß der Schüler, sobald die Kur vollendet und er wieder sich selbst überlassen ist, von Neuem verzagt wird, wie ein Schwimmer, der es nie gelernt

hat, sich ohne Rettungsgürtel über Wasser zu halten. Indeß ist wohl nicht zu leugnen, daß durch eine verständige und ausdauernde Behandlung, die sowohl die psychische wie physische Konstitution des Patienten berücksichtigt, eine ganz wesentliche Besserung erzielt werden kann. — Eine eigene Erscheinung ist es, daß fast alle Stotterer beim Singen und lauten Vorlesen das Leiden meist bewältigen können.

Nach der übereinstimmenden Ansicht der Stotterärzte sollen Stammler und Stotterer sorgfältig vermeiden, in der Gesellschaft ihresgleichen zu sein, ebenso dürfen Kinder, welche eine deutlich nervöse Anlage haben, unter keinen Umständen mit solchen Personen verkehren, welche mit Fehlern oder Sonderbarkeiten der Sprache behaftet sind. Unabsichtliches Nachahmen ist allen Kindern angeboren und erhält sich auch bei vielen Erwachsenen. Nichts aber wirkt so ansteckend als Zungenfehler. Für ein großes Kontingent Leidender will Denhardt auch die Ammen und Kindermädchen verantwortlich machen, welche die Kinder, um sie zur Ruhe zu bringen, ängstigen. Hierfür spräche schon die Thatsache, daß das Uebel in den unteren Volksschichten viel seltener auftritt.

Bezüglich der Behandlung von Kindern, welche die Disposition zum Stottern zeigen, ohne das Leiden schon ausgebildet zu haben, empfiehlt Denhardt folgende vorbeugende Maßregeln: — 1. hüte man sich vor allem, derartige Kinder zu erschrecken oder zu ängstigen. Wie überhaupt stets ein solches Verfahren ein erziehlicher Mißgriff ist, so ist es bei einem zum Stottern disponirten Kinde ein um so größerer. Versucht man durch Schelten und Drohen ein Kind zum Sprechen zu bringen, so erreicht man das Gegentheil. Man muntere es vielmehr freundlich auf, den mißrathenen Satz laut und deutlich zu wiederholen. — 2. halte man darauf, daß das Kind weder zu rasch noch zu langsam spreche, und berücksichtige dabei die Individualität des Kindes. Man gehe in deutlichem, langsamen Sprechen dem Kinde mit gutem Beispiele voran. Das Sprechenlernen beruht in erster Linie auf Nachahmung; hört es um sich nur rasches Reden, so ahmt es dasselbe nach, ohne die Schnelligkeit der Gedanken, noch die Uebung der Sprechorgane zu besitzen, und kommt dadurch zum Stottern, — 3. ist es dem Kinde nicht zu empfehlen,

daß es vor jedem Satz genau überlegt, was es sprechen soll; einfach darum, weil es unnatürlich ist. Kein Mensch thut das; aber auch deshalb, weil bei der vorhergehenden Ueberlegung der Gedanke, man werde stottern, sich leicht ausbildet. Der Satz: „Ueberlege doch, was Du sprichst!" hat in logischer und sittlicher Beziehung seine volle Wahrheit; er möge dem gedankenlos Plappernden, dem vorschnell Urtheilenden oder taktlos sich Aeußernden zugerufen werden. Der Stotterer muß namentlich auch wissen, was er sprechen will. Aber jedes Ueberschreiten des knappsten Maßes vorheriger Ueberlegung ist dem Stotterer verderblich. — Endlich mache man das Kind nicht auf sein Gebrechen aufmerksam, sondern suche jene Regeln ihm ohne Aufhebens nur mit dem Hinweise auf ein schönes, deutliches Sprechen zur zweiten Natur zu machen.*)

Es dürften sich außer Stottern und Lispeln noch verschiedene andere Sprach- und Sprechfehler aufzählen lassen, da deren Erörterung aber leicht den gegebenen Raum übersteigen könnte, dieselben auch weniger etwas mit dem Gesichtsausdruck zu thun haben, so will ich hier schließlich nur noch eine wichtige Beobachtung einschalten:

Korrektes, deutliches und fließendes Sprechen trägt nicht nur indirekt zur Verschönerung der Züge bei, sondern wirkt ganz positiv und direkt auf eine angenehme Formation des Mundes. Ich habe nie bei einem schwerfälligen, trägen Menschen, dem man sozusagen die Worte abkaufen muß, eine angenehme, wohlmodellirte Mundbildung gefunden. Es kam mir immer vor, als ob der Mund, der sich oft schon durch einen möglichst elementaren Schnitt und wulstige Lippen auszeichnete, gar nicht zum Sprechen eingerichtet wäre. — Hingegen beobachte man Menschen, die deutlich, und mit einer gewissen Volubilität zu sprechen pflegen; — die Formation des Mundes ist viel ausdrucksvoller modellirt, selbst die Zeichnung der Lippen eine feinere, als bei Leuten, die scheinbar den Mund nur zum Essen und allenfalls noch zum Gähnen gebrauchen. Ja, es ist wohl nicht

*) Ausführlicheres über Sprach- und Sprechfehler und deren Ursachen findet man in der Abhandlung: „Anomalien der Sprache" von Dr. Coën. „Compendium der neueren medicinischen Wissenschaften" herausgegeben von B. Kraus. (Wien 1875.)

zu weit gegangen, wenn wir annehmen, daß eine verfeinerte Modulation in der Sprache selbst auf die Modellirung des Mundes von Einfluß ist. Ich habe diesen feinen „sprechenden" Zug um den Mund, der auf diese Weise entsteht, namentlich bei besseren französischen und englischen Sprachlehrern ausgebildet gefunden; auch hervorragenden Bühnenkünstlern ist er nicht selten eigen.

Es muß schließlich aber auch ausdrücklich davor gewarnt werden, eine verbesserte und verschönerte Sprechweise ganz plötzlich, etwa von heute zu morgen, annehmen zu wollen. Dies würde sofort in Affektation und Ziererei ausarten. Die Remedur muß auch hier zunächst wieder in Abgewöhnung des Fehlerhaften versucht werden. Nun ist es freilich ein Unglück, daß viele erwachsene Menschen gerade ihre Fehler und Gebrechen in Stimme und Sprache so gut wie gar nicht kennen, und vielleicht auch niemand haben, der sie darauf aufmerksam macht.*) So war ich erst neulich in einer Gesellschaft Zeuge von einem höchst

*) Es ist eine höchst seltsame und nur wenig bekannte Thatsache, daß kein Mensch seine eigene Stimme kennt. Ich machte diese Wahrnehmung bereits vor einer Reihe von Jahren, als ich zufällig einmal in einer Gesellschaft Gelegenheit hatte, den Produktionen eines sogenannten Stimmkünstlers beizuwohnen, der die seltene Fertigkeit besaß, die Stimme und Sprechweise einzelner Menschen auf's Täuschendste nachzuahmen. Die Wiedergabe war eine so gelungene, daß man die betreffende Person selbst zu sprechen hören glaubte; dies wurde von der Gesellschaft einstimmig anerkannt — nur nicht von der eben kopirten Person selbst, die stets eine durchaus fremde Stimme zu hören glaubte. Ich gehörte selbst zu den Imitirten und muß gestehen, daß ich auch nicht die Spur von Aehnlichkeit in dem erkünstelten Idiom mit meiner Stimme herauszuhören vermochte. — Es war mir daher neulich von besonderem Interesse, von einem Experiment zu lesen, das Edison vor kurzem mit seinem verbesserten Phonographen ausgeführt hat. Die Verbesserung des bekannten Instruments besteht nämlich darin, daß die hineingesprochene menschliche Stimme zwar weniger stark, aber mit der äußersten Portraittreue wieder zurückgegeben wird. Edison ließ nun eines Tages von einer Anzahl Personen der Reihe nach einen bestimmten Satz in das Instrument sprechen und reproduzirte einige Tage später vor derselben Gesellschaft die gesprochenen Sätze, — aber außer der Reihe. Zum großen Jubel aller Anwesenden wurde jede einzelne Stimme sofort wiedererkannt, nur nicht von dem betreffenden Sprecher selbst, der jederzeit eine fremde, ihm durchaus unbekannte Stimme zu hören glaubte. — Die Erklärung für diese seltsame Erscheinung dürfte

drolligen Beispiel dieser Art. Ein etwas hochmüthig dreinblickender Herr — ein „Herr Assessor" — hatte die Bekanntschaft eines jungen Mädchens gemacht, das mit dem Fehler des Lispelns behaftet war, und gab sein Urtheil über die junge Dame in folgenden Worten kund: „Da*th*t i*th*t ein *th*ehr hübsche*th* Mädchen, schade da*th* *th*ie mit der *Th*unge anstö*th*t."*) — Nur mit aller Gewalt konnten die Anwesenden ein herzliches Lachen unterdrücken. Der Herr Assessor hatte nämlich keine Ahnung davon, daß er selbst wie ein polnischer Jude lispelte.

---

zum Theil wohl darin gefunden werden, daß jeder seine eigene Stimme nicht nur mit dem äußeren Ohr, sondern zugleich auch durch die von der Mundhöhle aus nach dem Ohre führenden Organe, wodurch der individuelle Ton-Charakter der Stimme natürlich ein anderer wird, zu hören bekommt.

*) Man spreche das lateinisch gedruckte „th" englisch aus, wie in den Worten „three," „Bath."

XIII.

Natürlichkeit und Affektation.

Ein paar arge Feinde jeder physiognomischen Schönheit sind Affektation und Ziererei.

Schon zu Anfang dieses Abschnitts ist nachgewiesen worden, daß der größte Theil unserer für die Vermittelung mit der Außenwelt nöthigen Ausdrucksweisen auf Nachahmung beruht. Dieser unwillkürliche und unbewußte Nachahmungstrieb ist jedem aufwachsenden Menschensprößlinge eigen und zeigt sich schon in der frühesten Kindheit. „Die ersten Nachahmungen betreffen" — wie Carus Sterne bemerkt — „gewöhnlich Muskelzusammenziehungen, die mehr oder weniger ererbt, von dem Kinde auch schon ohne äußeres Vorbild ausgeführt werden konnten, wie z. B. Lächeln, Weinen, Mundspitzen, Blasen (Pusten) u. dergl., die aber später als Reflex eines Gesehenen wiederholt werden. In den letzten Monaten des ersten Lebensjahres werden namentlich die Nachahmungen von Bewegungen des Kopfes und der Hände so allgemein, daß die Mütter und Wärterinnen darauf ein vollständiges Abrichtungssystem in allerlei einfachen Künsten zu begründen pflegen, um dadurch jedermann zu beweisen, wie schlau und geistig geweckt ihre Lieblinge seien. Um dieselbe Zeit, d. h. gegen Ende des ersten Lebensjahres, beginnen dann die Nachahmungen von allerlei Lauten, namentlich von Thierstimmen und einfacheren, oft vorgesagten Worten, ohne Verständniß derselben. Singen wird in der Regel noch früher nachgeahmt als Sprechen, und nicht selten beobachtet man Nachahmungen eines Gesprächs, dem allgemeinen Tonfall und der Klangfarbe nach, ohne daß dabei ein einziges Wort deutlich herauskäme.

„Bald darauf beginnt das Kind alles nachzumachen, was es sieht; es nimmt ein Stück Papier und liest wie Papa die Zeitung, es verlangt einen Bleistift, um damit zu kritzeln, spricht einzelne Worte mit großer Deutlichkeit nach und benimmt sich überhaupt so drollig, daß die Mutter sich einmal über das andere Mal zu dem Ausruf gedrängt findet: „Du bist mein liebes Aeffchen!" oder: „Bist du mein kleiner Papagei?" Später mit dem Verstehen der Worte nimmt häufig die Genauigkeit in der Wiedergabe der Aussprache und Betonung wieder ab, und schließlich, wenn der natürliche Trieb des Nachahmens seine erzieherische Schuldigkeit gethan hat, wenn das Kind mit seiner Hülfe begreifen und sprechen gelernt hat, bestrebt sich die Erziehung, die gewöhnlich in bedeutendem Maße vorhandene Neigung zu ferneren Nachahmungen, die oft sehr impertinent werden, zu unterdrücken, was dann auch in der Regel mit dem besten Erfolge zu gelingen pflegt."*)

Nur in einem gewissen Alter tritt dieser Trieb der Nachahmung nochmals mit aller Gewalt wieder hervor und artet, da diese Mimik nun nicht mehr von dem naiven Schimmer des Kindlichen angehaucht ist, und die Nachahmung meist bewußt und absichtlich vollzogen wird, nicht selten in die albernste Affektation und Geziertheit aus. Der Zeitpunkt ist beim weiblichen Geschlecht der, wo das Mädchen anfängt, sich beachtet zu sehen. Mit dem ersten langen Kleid, mit dem ersten Kompliment, das ihr ein Geck zuflüstert, beginnt diese Periode der Ziererei. Das Mädchen fühlt sich als Erwachsene; es sieht plötzlich alle Spiele und Beschäftigungen, die es noch gestern herrlich unterhielten, als unter seiner Würde an, vermag aber doch nicht, den Unterhaltungen und Gesprächen der Erwachsenen überall zu folgen. So entsteht eine gewisse leidige Zwischenzeit, in welcher sich das arme junge Wesen sehr unbehaglich fühlt. Ganz natürlich hält es nun Umschau und beobachtet das Benehmen der älteren, geübten Genossinnen. Dies ist der kritische Augenblick!

Irgend eine der älteren Freundinnen imponirt dem „Backfischchen", das nunmehr deren Ansichten und Manieren möglichst getreu zu kopiren sucht. Es bemüht sich, auch so zu sprechen,

---

*) „Die Krone der Schöpfung."

zu gehen, zu lächeln und sich zu verbeugen wie dieses Ideal. Selbstverständlich fallen diese Versuche oft sehr unglücklich aus, und Niemand fühlt das deutlicher, als die junge Novize der Gesellschaft selbst. Da hört sie vielleicht das Lob einer andern beliebten Dame singen, deren Wesen zufällig sehr verschieden ist von dem des ersten „Ideals". Bewußt oder unbewußt versucht sie nun, dieser andern nachzuahmen. Hat sie sich vielleicht einige Wochen lang durch unnatürlichen Ernst hervorgethan, so springt sie jetzt plötzlich zu sprudelnder Lebhaftigkeit über.

Eine gleiche Veränderung ist im Gesicht der „Kleinen" vor sich gegangen. Der fröhliche muntere Ausdruck der Kindheit ist daraus verschwunden und etwas Unbestimmtes, etwas Fragmentarisches hat dafür Platz genommen. Die hübschen scheuen Augen schweifen rastlos und fragend umher, als suchten sie irgendwo Halt und Stütze. Der Mund hat sein unschuldiges, kindliches Lächeln verloren und verzieht sich bei Veranlassungen zu Freude und Heiterkeit höchstens zu einem ängstlichen gezwungenen Grienen. Zuweilen wird das kleine Köpfchen plötzlich nach hinten geworfen und ein Ausdruck von Impertinenz und Hochmuth in den Zügen gezeigt, oder aber: es wird ganz entgegengesetzt und unvermittelt eine Miene der Schwermuth aufgesteckt, als ob das arme junge Wesen sich mit Gedanken an Tod und Sterben beschäftigte.

Nicht wenig trägt zu dieser heillosen Konfusion entschieden unsere heutige Erziehung bei. Hat man denn nicht vom sechsten Jahre an das arme kleine Köpfchen mit allerhand unverstandenen Kenntnissen, mit allerlei unnützem Kram vollgepfropft? Hat man je darauf geachtet, daß das Mädchen ein klares Urtheil, einen logischen Gedankengang und einen festen, auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Willen sich zu eigen machte? — Mit nichten. Dagegen wurde stundenlang auf dem Klavier geklimpert (vielleicht ohne jegliche musikalische Veranlagung), englisch und französisch konversirt, auf Holz und Porzellan gemalt; in keinem Fache aber auch nur das Geringste geleistet — weil man eben Alles lernen wollte. Vom ewigen Sitzen wurde der Körper schlaff, die Augen matt und die Gesichtsfarbe fahl und bleichsüchtig; nervös, dabei voller Eitelkeit und Selbstliebe tritt das junge Mädchen aus der Schule in's Leben. — Die Mutter ist nun unglücklich über das räthselhafte Gebahren ihres Kindes

und kränkt sich unaufhörlich über die unbegreifliche „Affektation," die dem Mädel angeflogen ist, man weiß gar nicht wie und woher! Jetzt stürmt sie mit Klagen, mit Ermahnungen auf das Töchterchen ein, und dieses — ein gutes gehorsames Kind — will ja gern der Mutter gefällig sein. Es bemüht sich also nach besten Kräften „natürlich" zu werden, es denkt bei jedem Schritt, bei jeder Bewegung an diese neueste Aufgabe, und — o Jammer! — nun wird erst die allergräulichste Zierpuppe zu Tage gefördert.

So quälen sich Mutter und Kind eine Zeitlang fort. Auf einmal ändert sich die Sache ganz von selbst. Der Entwickelungskampf der jungen Seele ist ausgekämpft, die Kinderschuhe sind abgestreift — und die junge Dame steht fertig vor Dir, mit ihren Tugenden und Fehlern, wie sie nun eben geworden ist, aber affektirt wenigstens ist sie nicht mehr. Das ist der gewöhnliche Gang der Dinge bei gesund veranlagten Naturen, die in gesunden Verhältnissen reifen. Und darum hier nur einige Verhaltungsmaßregeln:

„Ist die kritische Zeit gekommen, in der sich das Kind nach „Vorbildern" umsieht, so muß die Mutter seinen Umgang sehr genau überwachen und darauf sehen, daß — wenn schon nachgeahmt werden muß — wenigstens nichts Schlechtes, nichts Unrechtes dabei angestrebt werden mag.

„Laß Dein Töchterlein immerhin die Handschuhe nach der Art jener Dame dort aus- und anziehen; kränke Dich nicht darüber, wenn sie heute etwas sentimental erscheint und morgen wieder bedauert, nicht „ein Mann" zu sein, um mit zu Felde ziehen zu können, das alles sind nur leichte Blasen der Phantasie, die bald genug wieder in Nichts zerspringen.

„Aber sollte sich berechnende Koketterie bei ihr anmelden, oder sollten egoistische, lieblose Aeußerungen fallen, dann sei auf Deiner Hut und halte scharfe Umschau, woher dieser Lufthauch geblasen kommt. Kein Opfer sei Dir dann zu groß, keine Rücksicht zu zwingend, um die junge Seele Deines Kindes vor solchem Pesthauche zu schützen.

„Es ist mir oftmals rührend gewesen, zu beobachten, wie eine Schar affektirter junger Pensionsfräulein im Eifer eines anregenden Gespräches, in der Fröhlichkeit eines geistvollen Spieles

ganz unvermerkt ihre Geziertheit ablegte; wie bei Erzählung einer schönen großen That die lieben Augen aufleuchteten und — unberechnet — warmer Beifall tief aus den bewegten Herzen brach; oder wie bei anderer Gelegenheit solche junge Mädchen im Eifer werkthätigen Helfens freudig zugriffen, die ganze Wichtigkeit der eigenen kleinen Person vergessend.

„Da wären wir denn nun bei der eigentlichen Lösung unserer Frage angelangt: Das Selbstvergessen ist der Tod jeder Art von Ziererei, und so wie sie im ersten Selbstbewußtsein ihre Entstehung fand, geht sie mit Eintritt des Selbstvergessens unfehlbar unter.

„Die schönste und vollständigste Art dieses Selbvergessens bringt — die erste Liebe. In ihr liegt der naturgemäße und beglückendste Ausgang für alle in diesen Zeilen geschilderten Kämpfe der jungen Seelen. Läge es in unserer Macht, jedem jungen Mädchen zur rechten Zeit diese wirksamste Seelenarznei zu verschaffen, wahrlich, wir bedürften keiner andern!" —*)

Natürlicherweise hat auch das männliche Geschlecht diese Uebergangsperiode durchzumachen. Sie tritt bei demselben in der Regel etwas später ein, als bei dem weiblichen, unmittelbar nach den sogenannten „Flegeljahren", und zeigt sich, der kräftigeren Natur dieses Geschlechts angepaßt, auch in kräftigeren Konturen. Ein wenig zu kräftig dürften aber wohl dennoch die Umrisse gehalten sein, die ein in diesen Blättern bereits mehrfach angeführter Schriftsteller davon giebt. — „Der Student," sagt derselbe, „ist in diesen Jahren ein ungeheuerliches Entre deux von Natur- und Kultur-Barbarei, ein Rattenkönig von Wissenschaften und Unverstand, ein Rührei von Enthusiasmus und Trivialitäten. Der Handwerksbursche ist ein wahrer Kaktus von Stachlichkeit, von klumpiger Logik, von einbildischer Geschmacklosigkeit und inwendiger Konfusion. Der Bauernbursche verleugnet niemals den linkisch brutalen Tölpel, und der Ladenjüngling wird ein blödsinniger Zieraffe, sobald er den feinen Kavalier mit Glacees und Glanzstiefeln herausbeißen will."

*) Die obigen Erörterungen und einschlägigen Verhaltungsregeln sind zum Theil einem höchst interessanten und beherzigenswerthen Aufsatze aus einem früheren Jahrgange der Gartenlaube: „Natürlichkeit und Affektation" von C. Michael, entlehnt.

Und doch hat der verbissene Menschenkenner nicht so ganz unrecht. Jedenfalls ist die Trost- und Rathlosigkeit beim männlichen Geschlecht in dieser Zeit der Krisis nicht minder groß, als beim weiblichen, und da das letztere schon von Natur ein wenig graziöser veranlagt ist, als das erstere, so tritt natürlich auch die Unbeholfenheit in Manieren und Haltung beim jungen „Herrn der Schöpfung" in gröberen Umrissen hervor. Nicht nur aber mit den Händen, mit Armen und Beinen, ist der Jüngling in dieser Zeit des Werdens in ewiger Verlegenheit, sondern auch mit seinem Gesichts-Ausdruck, namentlich dem schönen Geschlecht gegenüber oder in fremder, distinguirter Gesellschaft. Er kann daher auch das Symbolum der Männlichkeit, den Bart, nicht früh genug erwarten, um wenigstens zum Theil die Leere seines Antlitzes, die er sehr wohl empfindet, auszufüllen; oder wenn er der studirenden deutschen Jugend angehört, läßt er sich von seinen Komilitonen wohl auch das Gesicht zerhacken, um etwas Interessantes darin zu zeigen.

Diese Zeit ist es nun hauptsächlich, in welcher sich das Aeußere des Menschen zu einer dauernden charakteristischen Form gestaltet. Fast alle Eigenthümlichkeiten, alle Gewohnheiten und Manieren, datiren aus dieser Periode, werden zum Typus, zur bleibenden Physiognomie.

XIV.

Gesichtsausdruck und Manieren.

Lichtenberg sagt in seinen physiognomischen Bemerkungen: „Den Leuten, die ausgewachsene Schienbeine haben, kann man dies gemeiniglich am Unterkinn ansehen.“ — Ich muß gestehen, daß ich meine pedestrisch-physiognomischen Studien nicht bis zu dieser Ausdehnung getrieben habe und daher nicht sagen kann, ob dieser Schluß immer ein zutreffender sein möchte; — daß man aber den Leuten ihre Manieren im Gesicht, selbst bei deren ruhigstem Verhalten, ablesen kann, steht ganz entschieden fest.

Gesichtsausdruck und Manieren sind so unzertrennbar von einander, wie Gesicht und Körper überhaupt. Ich habe mit einer stillen Genugthuung, zugleich aber auch mit einer gewissen Betrübniß, die Wahrheit dieser Annahme sehr oft im Leben bestätigt gefunden. Erst kürzlich saß ich wieder einem „lebenden Exempel“ davon gegenüber. Es war ein Mann von etwas über 40 Jahren, mit einem Gesichtsschnitt, als ob die Modellirung mit einem stumpfen Instrument ausgeführt worden wäre. Namentlich war die Nase ein Monstrum; nach unten viel zu dick und zu breit gerathen, schien sie mehr im Gesicht zu hängen, als darin angewachsen zu sein. Darunter beschattete ein riesiger verworrener Schnurrbart einen Mund und ein Gebiß, welches beides eine etwaige neue Theorie: daß der Mensch von einem Nilpferde abstamme, vollkommen gerechtfertigt hätte. — Und wie der Mann nun sprach, wie er aß, wie er trank, wie er ging und gestikulirte — wahrlich, auch der größte Philanthrop würde beim Anblick dieses Gebahrens in stille Verzweiflung gerathen sein.

Welche häßlichen Verstöße gegen ästhetische Lebensart werden nicht schon durch die Akte des Hustens, des Niesens, des Gähnens, des Sichräusperns u. s. w. von vielen Menschen verschuldet. Am meisten aber wird, in Deutschland wenigstens, in der Manier des Essens gesündigt. Es ist gradezu entsetzlich, wie man oft ganz gebildete Leute essen sieht: — Dieses ungeschickte, verkehrte Hantieren mit Messer und Gabel, dieses Schnalzen und Schnaufen, dieses Schnappen nach dem Bissen, der natürlich niemals zu klein sein darf. Ich habe bei einzelnen Vielessern wiederholt die Beobachtung gemacht, daß sie dem mehr in den Mund geworfenen als genommenen Bissen wie ein gieriges Thier mit ausgestreckter Zunge entgegenkommen —; und dann hinterher noch das obligate Zähnestochern mit möglichst weit aufgesperrtem Munde, das Auslutschen der Zähne und das behagliche Wiederkäuen der zwischen den Zähnen verbliebenen Speisereste.

Ich las neulich von einem wilden Volke, das es für unschicklich hält, in Gesellschaft zu essen. Es liegt darin wirklich ein gewisser Sinn, denn wenn wir ehrlich sein wollen, gewinnt durch den Akt des Essens niemals ein Gesicht; und wenn nun die, diesen Akt vermittelnden Manipulationen noch barbarische sind, dann haben die Wilden vielleicht nicht so unrecht. Ganz köstlich, und zugleich in ihren verhängnißvollen Konsequenzen, hat die verständige Frau Wilhelmine Buchholz die „plebejische" Art des Essens gezeichnet und berichtet im dritten Bande ihrer „Aufzeichnungen aus dem Leben der Hauptstadt," wie folgt: — „Ich kannte ein junges Mädchen, das sehr hübsch war und worin sich ein fabelhaft steinreicher Fremdländer, und Graf dazu, verliebt hatte. Als er sie jedoch das erste Mal essen sieht und sie es recht elegant machen will, sich ein Stück Fleisch, etwas Kartöffelchen und Sößchen mit der Gabel ganz zierlich auf das Messer packt und schwunghaft mit in den Mund hineinfährt, da fährt mein Goldprinz auch davon. Sie hat nachher noch einen Mann glücklich gemacht, aber es war kein reicher Fremder, sondern einer aus Moabit und ein Graf war es auch nicht, sondern ein Torfschiffer, dem es ganz egal war, ob sie das Messer nahm oder die Gabel, und wie sie ihm vorschlug: ‚Wir wollen gleich aus dem Toppe essen, Theodor', war er es auch zufrieden."

Im allgemeinen hat die Unarten im Betragen und in den

Manieren der Menschen mit Bezug auf physiognomische Erscheinung kein Anderer treffender, wenn auch mit etwas derbem Humor, gezeichnet, als Bogumil Goltz. Wir lesen darüber in seiner „Vorschule zur Menschenkenntniß"*) wie folgt:

„Um nicht ungerecht und undankbar gegen Schönheit, Grazie und liebenswürdige Manieren zu sein, muß man mit Menschen zusammenleben, die von aller Schönheit und von dem Sinn für sie entblößt sind. —

„Es giebt unerträgliche Menschen; sie haben eine absolut seelenlose, heiser bellende, gemeine Schrei- und Knechtstimme, einen Dialekt, der in uns Uebelkeiten erweckt. Andere sogenannte Ebenbilder der Gottheit zeigen eine Visage, die den Uebergang vom Frosch in den Menschen beweisen könnte; und die runden, glitzernden Glotzaugen harmoniren mit der Amphibien-Physiognomie. Zuweilen gehören diese Exemplare der gebildeten Klasse an, und doch ist der inwendige Mensch so greulich wie die Erscheinung. Wiederum giebt es Personen von dem vortrefflichsten Herzen, vom feinsten Geiste, mit ästhetischem Urtheil in den sublimsten Dingen; aber ohne Gefühl für ästhetische Lebensart, — oder gar für schöne Darstellung ihrer Person. Sie handhaben Thüren, Fenster und Schubladen wie Wüthende; sie kommen Treppen heraufgestürzt wie im Sturm und gehen sie hinab wie gefallen oder geworfen. Beim Eintreten in's Zimmer reißen sie die Thür mit einem unmotivirten Ruck weit auf wie im Komödien-Pathos und wissen hinterdrein selbst nicht, wie sie zu dem verrückten Manöver gekommen sind, oder mit welchem Gesicht es begleitet werden soll. —

Damit sind aber die barbarischen Liebenswürdigkeiten mancher Honoratioren und die Leiden derer, die mit ihnen zu thun haben noch nicht zu Ende. Es giebt Ungeheuer, die in allen Augenblicken ihres Gebahrens: Illustrationen zu den Mysterien der Häßlichkeit verschulden. Sie exekutiren eine Art zu sprechen, zu lachen, zu liegen, zu sitzen, zu stehen, zu gehen, zu essen und zu trinken, die nicht nur ungeheuerlich, sondern unschicklich und

---

*) Hinter den Feigenblättern. Eine Umgangs-Philosophie und pathologische Menschenkenntniß von Bogumil Goltz. — (Berlin 1862. A. Vogel & Co.)

schändlich ist. — Sie beleidigen die Schamhaftigkeit, sie empören alle Sinne: durch die Art, wie sie sich im Negligee produziren, sich kratzen, die Zähne stochern, sich räuspern, gähnen, in's Bett steigen und wieder erwachen; beim letzteren Akt z. B. beliebt es ihnen unter andern, so aufzuschreien, zu grunzen und um sich zu schlagen, als ob man eine halbwilde Sau von den saugenden Zitzferkeln aufstört. Solche menschlichen Ungeheuer stürzen den wohlgezogenen Menschen, der an sie durch Pietätsrücksichten gefesselt ist, in eine Verzweiflung, die nicht größer sein könnte: wenn der Virtuose des Häßlichen ein Straßenräuber wäre. —

„Alles in der Welt hat aber ein Maß; und wenn uns in einem Menschen der gebildeten Stände, in einem Menschen von gebildeter Abkunft, in einem Gelehrten sogar, ein Monstrum von Häßlichkeit in allen Beziehungen entgegentritt: dann mögen wir wenigstens sehr vorsichtig mit ihm umgehen, ihn z. B. nicht leicht zum Manne nehmen, wenn wir Frauen sind. Der Mann aber, welcher ein total häßliches Weib heirathet, bricht über sich selbst den Stab. Schönheit wie Grazie gehören zum Wesen des Weibes.

„Gewisse affektirte und forcirt humane Gemüther, können auch bei dieser Gelegenheit nicht umhin, zu kontradiziren: daß die Menschen doch nicht dafür könnten, wenn sie ungraziös, unästhetisch und unliebenswürdig geschaffen wären. — Die Humanität bewähre sich eben in der Nachsicht mit solchen Unglücklichen.

„Darauf gegenbemerke ich. — Ein Widehopf kann auch nicht dafür, daß er keine Turteltaube ist; aber darum schnäbelt sich doch kein Mädchen mit ihm. Ein garstiges Menschenkind erfordert allerdings mehr Rücksicht, als ein garstiges Thier. Wenn aber ein Mensch gar kein Bewußtsein von seiner häßlichen Erscheinung und Lebensart aufbringt, wenn er gar keine Verlegenheit und Trauer über sein Natur-Malheur zeigt, wenn er als gebildeter Mensch nicht einmal den häßlichen Mechanismus und Excesse vermeiden will oder kann, dann gehört er zu den Barbaren und unter die kritische Polizei." —

Wir wollen gestehen, daß der genannte Autor beim Niederschreiben dieser Glossen seine Feder nicht in Limonade oder warme Milch getaucht hat — nichtsdestoweniger aber hat er recht. Man

glaubt nicht, was die Menschen durch ihre unkontrollirten Manieren und ihr häßliches Betragen auf Rechnung ihrer mitunter von Natur schon häßlichen Erscheinung verschulden; und diese Unarten, diese Rücksichtslosigkeiten und Unverschämtheiten finden wir dann in ihrer Physiognomie, wie bereits weiter oben bemerkt, selbst im ruhigsten Zustande ausgeprägt. Das Gesicht ist nicht nur der Spiegel, sondern zugleich der Repräsentant unseres Benehmens und trägt in gewisser Beziehung die Verantwortlichkeit für dasselbe. Wir werden nie bei einem Menschen, der ein ungezogenes Betragen und Manieren hat, wie sie eben geschildert worden sind, eine noble Physiognomie, einen anständigen Gesichtsausdruck finden. Wer sich davon überzeugen will, braucht im Verkehr mit Menschen nur die Augen offen zu haben. Nur zu treffend sagt Angelus Silesius:

„Es giebt eine Gerechtigkeit auf Erden,
daß die Gesichter wie die Menschen werden.“

Einen Beweis, wie ein ungezogenes Benehmen selbst den Eindruck einer wirklich schönen Erscheinung nicht nur beeinträchtigen, sondern fast vernichten kann, hatte ich neulich zu verzeichnen. In einem größeren Dresdener Café hatte ich eines Tages an einem kleinen Tischchen Platz genommen, an welchem bereits eine ältere Dame saß und ihr Schälchen leerte. Nachdem ich durch die Darreichung einer gewünschten Zeitung und ein paar diesen Gefälligkeitsakt begleitenden verbindlichen Worten mit meiner Nachbarin in nähere Beziehung getreten war, erschienen noch zwei Damen, welche die bereits anwesende zu erwarten schien, die eine von gleichem respektablen Alter und die andere — eine wirkliche Schönheit — vielleicht zwanzig Jahre alt. Das junge Fräulein war in der That so schön, daß ich mich wiederholt veranlaßt fühlte, über meine Zeitung hinweg, einen verstohlenen Blick nach ihr zu werfen. Die Damen waren Fremde, schienen dem Dialekt nach Kurländerinnen zu sein, und kamen bald in eine so lebhafte Unterhaltung, daß die ersterwähnte in einer um Entschuldigung bittenden Weise die Bemerkung gegen mich machte: es würde mir nun wohl schwer sein, bei so lauter Unterhaltung ruhig weiter zu lesen. Ehe ich jedoch ein verbindliches „bitte sehr“ stammeln konnte, hatte bereits das schöne Fräulein die Beschwichtigung der rücksichtsvollen „Tante“ übernommen und sagte mit einem flüchtigen ignorirenden Blick

nach mir in schnippischem Tone: „es wird ja ringsum laut gesprochen —.“ — Ich muß gestehen, daß ich mir in dem Augenblick vorkam, als wäre ich mit kaltem Wasser übergossen worden, fühlte auch, daß ich die Farbe gewechselt hatte. Erst nachdem dieser shock vorüber war, hatte ich wieder den Muth, mir das schöne Fräulein nochmals näher anzusehn und war nun erstaunt, wie ich dieses „schnippische Ding“ hatte schön finden können; gewiß waren die Züge regelmäßig, die Augen blau wie der Himmel, der Teint tadellos und das Haar wie Goldwellen, aber schön — war das Fräulein für mich nicht mehr. Ich hatte hinter dem Vorwande meine Zeitung weiter zu lesen, meine stillen Betrachtungen über das Erlebte, ja stellte sogar Thesen zur Vertheidigung für meine kleine Beleidigerin auf, unter andern auch die: ob das Fräulein die hämische Bemerkung wohl gemacht haben würde, wenn ich ein hübscher junger Gardelieutenant gewesen wäre; oder wenn sie gewußt hätte, daß ich soeben an diesem Buche arbeitete — wer weiß?!

Es giebt eine Grazie des Geistes, die bei manchen Menschen wie ein sonniger Seelenhauch über die ganze Erscheinung gegossen ist. Ein solcher Mensch braucht nicht schön zu sein, nichts Effektives zu sagen oder zu thun, und doch wird unser Sinn erfrischt, unsere üble Laune verscheucht, wenn wir ihm in's gescheite herzige Antlitz, in's ehrliche Auge schauen; wenn wir seine sonore Stimme hören, den Magnetismus seiner frischen und natürlichen Persönlichkeit empfinden. — „Selbst das Schweigen kann beredt sein“ — sagt O. v. Leixner irgendwo —; „manche Menschen haben eine Art zuzuhören, welche uns den Geist beflügelt und das Herz öffnet. Ein Blick, eine Bewegung, ein flüchtiges Lächeln verräth uns volles Verständniß und lockt Gedanken aus uns heraus, deren wir uns vorher nicht bewußt waren. Andere aber schweigen, wie ein Eisberg, so daß uns Herz und Hirn erfrieren und wir mit einem seelischen Schnupfen davongehen.“

Und wer profitirt nun am meisten bei einem anständigen, noblen Gebahren? — Gewiß doch derjenige, der dasselbe ausspielt, weil jedermann gezwungen ist, ihm in gleicher Weise entgegenzukommen; wohingegen jeder einen Menschen mit Manieren, wie sie soeben beschrieben worden sind, möglichst zu fliehen suchen wird. — Thackerey sagt in seinem berühmten Roman „Vanety

Fair" u. A. Folgendes: „We may be pretty certain that the persons of either sex, whom all the world treats ill, deserve entirely the treatment they get. The world is a looking-glass, and gives back to every man the reflection of his own face. Frown at it, and it will in turn look sourly upon you; laugh at it and with it, and it is a jolly kind companion to you."*)

Den Hauptvortheil aber, den eine gewisse „Seelenbildung" im Sinne unserer besonderen Studien gewährt, dürften wir wohl noch in einigen Worten aus Schillers „Abhandlung über Anmuth und Würde" zusammenfassen können. Dieselben lauten wie folgt:

„Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt sein. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken sein, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme sein, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die blos körperliche Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter; Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen."

---

*) Wir können ziemlich überzeugt sein, daß Personen, gleichviel welchen Geschlechts, die alle Welt übel behandelt, entschieden diese Behandlung auch verdienen. Die Welt ist ein Spiegel und giebt jedem das Bild seines eigenen Antlitzes zurück. Schau verdrießlich hinein, und sie wird dich wieder mürrisch ansehen; lache sie an und mit ihr, und sie ist dir ein freundlicher lieber Gesellschafter.

(Thackerey: „Der Jahrmarkt des Lebens.")

XV.

Das Erröthen.

Eine der eigenthümlichsten, aber zugleich menschlichsten aller Ausdrucksformen ist das Erröthen.

So kleidsam dieser „Rosenschleier der Unschuld“ für ein junges Mädchen nun aber ist, — ja, es ist bedenklich, wenn er demselben nicht mehr zur Verfügung steht — so gehört das Erröthen doch, namentlich bei Männern, und wenn es sich zu häufig wiederholt, zu den empfindsamsten „physiognomischen Belästigungen“. Es giebt Menschen von so sensitiver Natur, daß sie bei der geringsten Veranlassung roth werden; — ja, der bloße Gedanke, daß es ihnen wieder passiren könnte, treibt ihnen mitunter schon das Blut in die Wangen, und da der Zustand sehr oft noch mit einer augenblicklichen leichten Verwirrung der Sinne verbunden ist, so ist er natürlich doppelt unangenehm. — Was ist das Erröthen nun eigentlich?

Darwin widmet in seinem bereits mehrfach erwähnten, berühmten Werke über den „Ausdruck der Gemüthsbewegungen“ der Erscheinung des Erröthens (blushing) ein besonderes Kapitel und sagt darüber u. a. Folgendes:

„Das Erröthen ist die eigenthümlichste aller Ausdrucksformen. Wir können Lachen durch Kitzeln der Haut, Weinen oder Stirnrunzeln durch einen Schlag, Zittern durch Furcht oder Schmerz verursachen u. s. w.; wir können aber, wie Dr. Burgeß bemerkt, ein Erröthen durch keine physikalischen Mittel, — d. h. durch keine Einwirkung auf den Körper verursachen. Es ist der Geist, welcher affizirt sein muß. Das Erröthen ist nicht blos unwillkürlich; vielmehr erhöht schon der Wunsch, es zu unter-

drücken, dadurch daß er zur Aufmerksamkeit auf sich selbst führt, faktisch die Neigung dazu."

Nachdem Darwin sich dann im ausführlichen über das Erröthen bei den verschiedenen Menschenrassen ergeht und nachweist, daß diese Erscheinung auch den unkultivirtesten Völkern eigen ist, kommt er auf die Bewegungen und Geberden zu sprechen, die das Erröthen zu begleiten pflegen. Dieselben gipfeln natürlich in dem Bestreben, dem Gefühle der Scham möglichst auszuweichen und der peinigenden Verlegenheit, die das Rothwerden fast immer begleitet, Herr zu werden. Höchst interessant sind alsdann die Mittheilungen, die er über die, das intensive Erröthen begleitende „Verwirrung des Geistes" giebt, und u. a. durch folgendes Beispiel illustrirt: — „Es wurde zu Ehren eines außerordentlich schüchternen Menschen ein Gastmahl gegeben. Als derselbe aufstand, seinen Dank zu sagen, sagte er die Rede her, welche er offenbar auswendig gelernt hatte, indeß im absoluten Stillschweigen und ohne, daß er ein einziges Wort laut ausgesprochen hätte; dabei gestikulirte er aber, als wenn er gesprochen hätte, mit großer Emphase. Als seine Freunde bemerkten, wie die Sache stand, applaudirten sie laut dem vermeintlichen Ausbruch der Beredsamkeit, sobald seine Geberde eine Pause andeutete, und der Mann entdeckte nicht einmal, daß er die ganze Zeit vollständig schweigend verharrt hatte. Im Gegentheil bemerkte er später gegen einen Freund von mir mit vieler Genugthuung, wie er glaube, daß er seine Sache ganz außerordentlich gut gemacht habe."

Ueber die Natur der Seelenzustände, welche das Erröthen herbeiführen, sagt Darwin ferner, daß dieselben aus Schüchternheit, Scham und Bescheidenheit bestehen und bei allen das wesentlichste Element Aufmerksamkeit auf sich selbst sei. Es ist notorisch, das nichts eine schüchterne Person so stark zum Erröthen bringt, als irgend eine, wenn auch noch so unbedeutende Bemerkung über ihre persönliche Erscheinung. Man kann selbst den Anzug einer leicht zum Erröthen geneigten Frau nicht beachten, ohne dadurch zu veranlassen, daß sich ihr Gesicht purpurn färbt. Bei manchen Personen genügt es, sie scharf anzustarren, um sie erröthen zu machen.

Es ist für jedermann klar, daß junge Männer und Frauen in Bezug auf die gegenseitige Meinung hinsichtlich ihrer persön-

lichen Erscheinung in hohem Grade empfindlich sind, und sie erröthen unvergleichlich mehr in der Gegenwart des andern Geschlechts, als in der ihres eigenen. — Ich habe selbst häufig ganz beherzte junge Männer — sogar in Uniform und mit einem klirrenden Degen an der Seite — in Gesellschaft junger Damen, wie mit Blut im Gesicht übergossen, erröthen sehen. Ein englischer Schriftsteller Mr. Bain, bemerkt in einem kleinen Werke: „The Emotions and the Will“ über die Schüchternheit, daß dieselbe bei dem Verkehr der beiden Geschlechter durch den Einfluß der gegenseitigen Beachtung herbeigeführt werde, und zwar in Folge der beiderseitigen Besorgniß, nicht gut zu einander zu passen; — eine Bemerkung, in der jedenfalls viel Wahres liegt.

„Von allen Theilen des Körpers“ — führt Darwin dann weiter aus, — „wird das Gesicht am meisten betrachtet und angesehen, wie es auch natürlich ist, da es der hauptsächlichste Sitz des Ausdrucks und die Quelle der Stimme darbietet. Es ist auch der hauptsächlichste Sitz der Schönheit und der Häßlichkeit, und über die ganze Erde ist es der am meisten geschmückte Theil. Es wird daher das Gesicht während vieler Generationen einer näheren und eingehenderen Selbstbetrachtung unterworfen gewesen sein als irgend ein anderer Theil des Körpers; und in Uebereinstimmung mit dem hier erwähnten Gesetze können wir einsehen, warum es am meisten dem Erröthen unterworfen ist.“

Wir können wohl aber auch annehmen, daß die partielle Beschränkung der Röthe auf Gesicht und Hals, als die unverhüllt gezeigten Theile des Körpers, eben durch den Umstand, daß sie die innere Erregung allein nach außen hin kundgeben können, hervorgebracht worden ist, wie sich das brennende Gefühl in unseren Wangen durch den Gedanken, es beobachtet zu wissen, bekanntlich vermehrt und am ersten nachläßt, wenn das Gesicht hinter irgend etwas Schutz gefunden hat. Das beweist auch der Umstand, daß wir im Dunkeln weniger oder gar nicht erröthen, was übrigens schon der züchtigen Julia bekannt war, weshalb sie ihrem Romeo zuflüsterte:

„Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was Du vorhin mich sagen hörtest.“ —

Scharfe Beobachter wollen die Wahrnehmung gemacht haben, daß Aufmerksamkeit oder Bewußtwerden auf beinahe jeden Theil des Körpers konzentrirt, irgend eine gewisse direkte physikalische Einwirkung auf denselben hervorruft. Dies bestätigt auch Professor Henle in einer kleinen Brochüre, die er über das Erröthen geschrieben hat*) und bemerkt an betreffender Stelle: „Jeder kann an sich selbst die Wahrnehmung machen, daß in einem Körpertheil, den man willkürlich längere Zeit unausgesetzt beobachtet, eigenthümliche Gefühle von Wärme, Prickeln, Schwere sich entwickeln. Eichendorff's Schilderung ist der Natur abgelauscht, wenn dem Helden seiner reizenden Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", während derselbe als Chausseegelderheber unthätig seine ausgestreckten Beine betrachtet, die Beine länger und länger zu werden scheinen. Nervöse Individuen, die an einer Herzkrankheit zu leiden wähnen, bringen es wirklich durch die beständige Beaufsichtigung ihres Herzens fertig, den Schlag desselben zu verändern."

Die Ursachen des Erröthens können oft auch moralische sein, und es ist nicht das Gefühl der Schuld, sondern der Gedanke, daß andere uns für schuldig halten oder wissen, daß wir Schuld haben, was uns das Gesicht roth macht. Ein Mensch kann sich durch und durch beschämt fühlen, daß er eine kleine Unwahrheit gesagt hat, ohne zu erröthen; aber wenn er auch nur vermuthet, daß er entdeckt ist, wird er augenblicklich erröthen, besonders wenn er von irgend jemandem entdeckt wird, den er verehrt. — Auch die Verletzungen der Etikette, eine unbedachte Unhöflichkeit, linkisches Wesen oder eine unpassende Aeußerung, wenn sie auch ganz zufällig war, können ein intensives Erröthen verursachen. Selbst die Rückerinnerung an einen derartigen Akt wird nach Verlauf vieler Jahre bei sehr sensitiven Menschen noch ein Prickeln nicht nur im Gesicht, sondern auf dem ganzen Körper hervorrufen. Auch ist die Kraft der Sympathie so stark, daß eine empfindsame Person, wie mir eine Dame versichert hat, zuweilen über offenbare Verletzung der Etikette durch einen vollkommen Fremden erröthen wird, trotzdem die Handlung selbst sie in keiner Weise etwas angeht.

---

*) „Ueber das Erröthen" von J. Henle. (Deutsche Bücherei Breslau, S. Schottländer.)

Darwin kommt dann speziell auf die Theorie des Erröthens zu sprechen und citirt zunächst einige Urtheile anderer Physiologen. Unter andern glaubt Dr. Burgeß, daß es vom Schöpfer beabsichtigt war, „damit die Seele souveräne Gewalt habe, auf den Wangen die verschiedenen inneren Erregungen der moralischen Gefühle darzustellen," so daß es für uns selbst als eine Art Hemmniß und für andere als ein Zeichen dient, daß wir Gesetze verletzen, welche heilig gehalten werden sollten. In gleichem Sinne bemerkt Gratiolet: „Or, comme il est dans l'ordre de la nature que l'être social le plus intelligent soit aussi le plus intelligible, cette faculté de rougeur et de pâleur qui distingue l'homme, est un signe naturel de sa haute perfection."

Endlich kommt Darwin zu dem Schlusse, daß das Erröthen, mag es Folge der Schüchternheit oder Scham wegen eines wirklichen Verbrechens, oder der Scham wegen eines Bruchs der Gesetze der Etikette oder der Bescheidenheit aus Demuth oder der bei einer Unzartheit sich regenden Sittsamkeit sein, in allen Fällen von demselben Grundsatze abhängt, und dieser Grundsatz ist eine empfindliche Rücksicht für die Meinung und ganz besonders für die Geringschätzung anderer ursprünglich in Beziehung auf unsere persönliche Erscheinung, speziell unseres Gesichts, und in zweiter Linie durch die Kraft der Association und der Gewohnheit in Bezug auf die Meinung anderer über unser Betragen.

Ueber die physiologische Natur des Erröthens hat Darwin in Uebereinstimmung mit anderen Gelehrten vorher noch folgende Erklärung gegeben: — „Das Rothwerden des Gesichts in Folge aufsteigender Schamröthe ist Folge der Erschlaffung der muskulösen Wandungen der kleinen Arterien, durch welche die Haargefäße mit Blut erfüllt werden,*) und dies hängt wieder davon ab, daß die betreffenden vasomotorischen Zentraltheile affizirt werden. Ohne Zweifel wird, wenn zu

*) Haargefäße (gebräuchlicher Kapillargefäße) sind die feinsten, nur mit dem Mikroskop sichtbaren Auszweigungen der Blutgefäße, die zwischen den Arterien und den Venen liegen und den Austausch des Blutes mit den Geweben, in denen sie theils als feine Maschen, theils als Schlingen verlaufen, vermitteln, da sie sehr dünnwandig sind, gestatten sie leicht den Austritt von Blutbestandtheilen und den Eintritt von Stoffen in's Blut.

gleicher Zeit eine große geistige Aufregung herrscht, die allgemeine Zirkulation mit affizirt sein; dennoch aber ist es keine Folge der Thätigkeit des Herzens, daß das Netzwerk der kleinsten das Gesicht bedeckenden Gefäße unter einem Gefühl der Scham mit Blut überfüllt wird."

„Aber wo" — so höre ich die jungen Damen fragen, — „wo bleibt nun die Hauptsache? — wo erfahren wir, wie wir dem peinlichen Zustande des Erröthens vorbeugen können? — welches ist das Mittel, dem unausstehlichen Verräther unserer geheimsten Gefühle und Gedanken Herr zu werden?" —

Mit einem eigenen schüchternen Erröthen muß hier der ehrliche Autor leider bekennen, daß er das selbst nicht weiß; weder Darwin, noch Henle, weder Carus Sterne noch irgend eine andere Kapazität, die er darüber zu Rathe gezogen hat, führen auch nur ein Wort zur Heilung dieses Uebels an. Der Schreiber dieser Zeilen muß sogar eingestehen, daß er in seiner Jugend selbst nicht wenig unter der Tortur des Erröthens gelitten hat. Später hat es sich allmählich gegeben, doch weiß ich nicht, ob infolge der mehr verhärteten Haargefäße oder eines mehr verhärteten Gewissens — vielleicht ist beides zusammengekommen. —*)

Nun ist aber schon Eingangs dieses Kapitels angeführt worden, daß das Erröthen die grundverschiedensten Anlässe haben kann; es kann demselben ebensowohl die höchste Tugend, als das Bewußtsein eines Verbrechens zu Grunde liegen. Mit Recht wird es im erstern Falle also stets mehr ein Schmuck, eine Zierde sein — und womit vermöchte die Unschuld und Herzensreinheit sich wohl mehr zu schmücken?! — im andern Falle aber wenigstens das für sich haben, daß in dem Erröthenden

---

*) Das wirksamste und vielleicht einzige Mittel gegen das anrückende Erröthen dürfte wohl noch in dem Rathe gefunden werden, den wir weiter oben bereits gegen das Stottern gegeben haben, nämlich: beim Herannahen der Katastrophe möglichst ein Herz zu fassen und der drohenden Gefahr muthig entgegenzusehen. Es ist ja doch nur ein Akt der Schüchternheit, der überwunden werden muß, und sobald dies muthvoll geschieht, wird auch die Schamröthe fern bleiben oder doch wenigstens nicht in ihrer glühendsten Färbung zu Tage treten. Natürlich muß dies rechtzeitig geschehen, denn wenn die Aurora der holden Scham erst einmal heraufgezogen, ist es schon zu spät und man erröthet dann über das eigene Erröthen. (D. V.)

noch eine Spur von Gewissens-Kritik und Reue über seine Schuld vorhanden ist. Hartgesottene Sünder werden nimmer roth und haben darunter vielleicht auch in ihrer Jugend nicht zu leiden gehabt. — „Das Erröthen der Unschuld wie des Schuldbewußtseins erweckt Vertrauen," sagt Henle, „und unheimlich ist nur das Individuum, welches das Erröthen verlernt hat." —

Endlich aber, meine Damen, wissen Sie nicht selbst zu gut, daß ein gewisser leichter Anflug von Röthe im geeigneten Moment das Gesicht verschönert? — und redet dieser Schönheit nicht schon der große Schiller im „Lied von der Glocke" das Wort, wenn er von dem Jüngling sagt:

„— herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild' aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n." —

und läßt der Dichter dann den Jüngling nicht selbst „erröthend" ihren Spuren folgen? — „Ohne Zweifel" — sagt Lady Montague, — „erhöht ein leichtes Erröthen die Schönheit eines Mädchengesichts, und diejenigen tscherkessischen Frauen, welche im Stande sind zu erröthen, erreichen im Serail des Sultans ausnahmslos einen höheren Preis, als weniger empfindliche Frauen." — Möchten demnach die Damen nicht eher Ursache haben, das Erröthen zu erlernen, als sich dessen zu entäußern?

Und hierfür ist nun in der That Gelegenheit geboten; und wiederum ist es der Wunderborn der Chemie, der das geheimnißvolle Mittel geliefert hat. Man hat nämlich bei dem Amylnitrit, eines neuen, bei Migräne und andern Nervenleiden angewendeten, horribile dictu aus Kartoffelfuselöl gewonnenen Arzneimittels, die Bemerkung gemacht, daß das etwa dreißig Sekunden fortgesetzte Einathmen sehr geringer Mengen dieser obstartig riechenden Aetherart einen Zustand erzeugt, der sich von dem natürlichen Erröthen der rechtschaffenen Scham fast in nichts unterscheidet. Die Purpurgluth des Gesichts, das glänzende Auge, die geistige Verwirrung, das hastige Athmen und starke Herzklopfen — Alles stellt sich ein. —

Zu dieser herrlichen Erfindung macht Carus Sterne in

einer Abhandlung: „Die holde Scham,"*) in welcher wir auch das kostbare Rezept verzeichnet finden, folgende geistreiche Bemerkungen:

„Vielleicht läßt sich von diesem Mittel auf der Bühne Nutzen ziehen, wo mitunter jemand erröthen soll und es doch ebensowenig vermag, wie Immermanns „Münchhausen," der stets ergrünte, oder wie jene Unglücklichen Jean Pauls, die nur eine einzige Thräne zum besten geben sollten, um lachende Erben zu werden. Der angehende Heirathskandidat aber, der bisher so großen Werth auf das züchtige Erröthen seiner Auserwählten legte, muß künftig, wenn er von einem purpurnen Antlitze begrüßt wird oder ein solches hinter dem Spitzentaschentuche verschwinden sieht, aufmerken, ob sich nicht vielleicht gleichzeitig ein Duft von Bergamottbirnen im Zimmer verbreitet."

Um den Autor dieser Bemerkungen jedoch von dem Verdachte zu reinigen, als hätte er ein Thema, dem wir eine so eingehende und ernste Betrachtung gewidmet haben, in's Komische ziehen wollen, sei hiermit konstatirt, daß dies durchaus nicht der Fall ist, sondern daß derselbe in seinem Essay: „Die holde Scham. Das Erröthen in seiner seelischen und körperlichen Entstehung" einen höchst interessanten und lehrreichen Beitrag zum Kapitel der Psychologie und Physiologie geliefert hat. Auch nach der poetischen Seite hin hat der feinsinnige Autor unserer Empfindung vollkommen Rechnung zu tragen gewußt und hält nach dem Ausspruche Hippel's die Schamröthe nicht nur für beinahe so schön wie die Morgen- und Abendröthe, sondern für „viel schöner als das Erglühen der kommenden und scheidenden Sonne," und stimmt in diesem Punkte mit Petrarca überein, wenn er von seiner Laura sagt:

„So schön sah ich den Morgen nimmer strahlen,
Wenn kein Gewölk den Himmel überzogen,
Als bei dem Keimen meiner süßen Qualen
Ihr Antlitz glüh'nde Röthe überflogen,
Der, was ich schön auf Erden auch erwogen,
Nichts gleichkommt — und ich liebe nicht zu
prahlen."

*) „Die Krone der Schöpfung."

Vierter Theil.

Haupthaar und Bart.

Ein Attribut nur ist, was hier
beschrieben,
Jedoch von Wichtigkeit für das
Gesicht.

I.

Der natürliche Haarschmuck.

Eine der herrlichsten Zierden des Kopfes, und nicht nur Form und Schönheit des Gesichts, sondern auch dessen Ausdruck in hohem Grade beeinflussend, ist ein volles, schönes Haupthaar. Von den ältesten Zeiten her, und selbst bei den unkultivirtesten Völkern, ist dem Haupthaar, je nach den wechselnden Begriffen von Sitte und Schönheit, große Sorgfalt und Pflege gewidmet worden. Dagegen galt schon bei den alten Juden ein kahler Scheitel als Gegenstand des Spottes, wie wir im zweiten Buch der Könige, Kap. 2, aus der Geschichte des Propheten Elisa ersehen, der die unartigen Juden-Knaben, die sich über seine Weisheitsglatze mit dem höhnenden Zuruf „Kahlkopf komm' herauf!" lustig machten, dadurch bestrafte, daß er „zween Bären" aus dem Walde kommen ließ, welche „der Kinder zweiundvierzig" zerrissen. Auch bei den Römern war ein kahler Scheitel die Zielscheibe des Spottes und das Abschneiden des Haares eine entehrende Strafe. Es erscheint fast kindlich, wie hoch und heilig fast alle orientalischen Völker ihren Haarschmuck halten. Der Muselmann, der nach dem Koran den Kopf rasiren muß, überträgt diese Würde auf das Barthaar, und sein heiligster Schwur ist der bei seinem Barte oder bei dem des Propheten. Für den Chinesen giebt es kein größeres Unglück, als den Verlust seines wohlgepflegten Zopfes. In einem Wirthshause zu Reval erlaubten sich vor einiger Zeit grausame Menschen den rohen Scherz, einem etwas angetrunkenen und eingeschlafenen chinesischen Matrosen den Zopf abzuschneiden. Als der Aermste seinen Rausch ausgeschlafen hatte und das Unglück gewahr wurde, hatte er nichts

Eiligeres zu thun, als nach dem Strande zu laufen und in den Wellen seinem Leben ein Ende zu machen.

Schon die alten Aegypter, Assyrer und andere östliche Völker des Alterthums verwendeten große Sorgfalt auf ihren Haarschmuck. Die Römer schnitten das Haar kurz oder trugen es kraus, während es die alten Griechen und Germanen lang trugen; die Sklaven aber mußten sich das Haar scheeren lassen. Die alten Hebräer trugen das Haar weder lang noch kurz, sondern es wurde von Zeit zu Zeit gestutzt. Auch die Tonsur war untersagt. Langes Haar bei Männern galt für unanständig, besonders in der letzten Zeit; so sagt der Apostel Paulus: „Lehrt nicht die Natur selbst euch, daß, wenn ein Mann langes Haar wachsen läßt, ihm das zur Unehre gereicht?“ Dagegen gereichte dasselbe Jünglingen und Frauen zu besonderer Zierde. Berühmt war das lange schöne Haar Absaloms. Die Propheten sprechen bisweilen gegen die Eitelkeit der Frauen in Bezug auf die Haartracht ihren Unwillen aus und nennen dabei die Locken „gedrechselte Arbeit“.

Unsere altdeutschen Vorfahren trugen nach den Berichten von Cäsar, Dio Cassius und Tacitus ihr langes, sorgsam gepflegtes Haar in einem Schopf am Hinterkopfe zusammengebunden, woraus ersichtlich, daß ein volles und reiches Haar zu jener Zeit überhaupt vorhanden war; denn wenn diese urgermanische Haartracht heute noch existirte, würde wohl gar mancher Enkel der „haarigen Germanen“ genöthigt sein, zu einem „Chignon“ seine Zuflucht zu nehmen, und was hätten dann unsere Damen noch voraus?

Im Mittelalter schmückten sich die Fürsten und Edlen stets durch langes Haar und nur Leibeigene und Knechte schoren dasselbe. Es galt für die entehrendste Strafe wegen eines begangenen Verbrechens geschoren zu werden. Bei den Franken waren schwere Strafen auf das Abschneiden der Haare gesetzt, und ein Herrscher verlor seine Herrscherrechte, wenn er geschoren war. — Die deutschen Frauen pflegten das Haar in der Mitte zu scheiteln und durch ein Band zu fesseln. An den Schläfen und Wangen herab ließen sie geringelte Locken fallen, die mit bunter Borde durchflochten waren. Im dreizehnten Jahrhundert fing man dann an, nach französischem Brauch die Haare in einen

Knoten zu binden, eine Mode, welche Walther von der Vogelweide in seinen Liedern energisch bekämpft.

Bis zu welchen Ausschreitungen die Mode in der Haartracht sich oft verirrt hat, beweisen uns u. a. die „Haarpyramiden" des XVII. Jahrhunderts. Wir stehen kopfschüttelnd vor diesen haarigen Bauwerken, von deren komplizirter Konstruktion nur die wenigsten eine Ahnung haben.

Die „Pyramide", der man im allgemeinen den Namen la fontange beigelegt hatte, bildete ein Gebäude von mehreren Etagen, dessen Gerüst aus Eisendräthen bestand. Die Eisenkonstruktion wurde zierlich mit den Haarlocken, Bändern, Perlen und Diamantenschnüren geschmückt; die einzelnen Theile dieses eisernen Thurmbaues hatten ihre besonderen Namen. Nach diesen Namen trug jede Dame in der zweiten Hälfte des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die folgenden Dinge auf dem schönen Köpfchen: — eine „Herzogin," eine „Schildwache," einen „Kohlkopf," einen „Musketier," eine „Mondsichel," ein „Firmament," einen „zehnten Himmel" und eine „Maus." Selbstverständlich bedurften die Damen, wenn sie sich damals frisiren lassen wollten, dazu eines Schlossers, welcher das Eisengerüst aufbaute, worauf der Coiffeur nach allen Regeln der Kunst die Haarpyramide errichtete. König Ludwig XIV. war ein erbitterter Feind dieser Haarmode; er gab seinem Mißfallen darüber stets Ausdruck, ohne jedoch bei den Damen mit seinen Spott- und Zornesreden die geringste Wirkung zu erzielen. Um dem Könige gefällig zu sein, ließ damals ein Abbé Bertot eine kleine Schrift gegen die Haarpyramiden unter dem Titel „Traité contre le luxe des coiffures" erscheinen, in welcher er diese Mode und ihre Förderinnen in der geistreichsten aber unbarmherzigsten Weise geißelte. Der Herr Abbé war ein arger Schelm, aber mit seinem Spotte über die unnatürlichen Damencoiffüren seiner Zeit hatte er nicht mehr Erfolg als König Ludwig mit seinem Grolle. Da erschien im Jahre 1714 eine schöne Engländerin, Lady Landwich, die Gemahlin des britischen Gesandten, mit einer ganz kleinen Frisur am Hofe, die ihr so hübsch zu Gesichte stand, daß alle Kavaliere sie umschwärmten und selbst der König sie ganz besonders auszeichnete. Im Nu brachen alle Eisengerüste der Pariserinnen zusammen, und mit einem Schlage

war die Mode der Haarpyramiden vorbei. Die Befehle des Königs waren vergebens gewesen, die schmucke Erscheinung der britischen Lady jedoch führte eine Revolution im „Luxus der Coiffüren" herbei.

Der Zopf kam bei Männern zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Mode. Als 1718 die ersten preußischen Dukaten ausgegeben wurden, auf denen der König mit einem Zopfe abgebildet war (sog. Zopf- oder Schwanzdukaten), erregten sie soviel Aufsehen, daß eine lebhafte Nachfrage nach ihnen entstand. Später wurde der Zopf auch in der Armee eingeführt und bildete einen wesentlichen Bestandtheil in der Ausrüstung der Soldaten, bis mit den Freiheitskriegen nicht nur dieser Haarzopf, sondern auch mancher andere deutsche Zopf für immer verschwand.

Man versuchte nun, die alte deutsche Haartracht wieder zu Ehren zu bringen, deren Hauptmerkmal in dem geraden Scheitel, wie ihn die Frauen tragen, bestand; doch drang man damit ebensowenig durch, wie mit der Wiedereinführung des deutschen Rockes. Die Männer tragen fast alle wieder den seitlich angebrachten sog. „französischen" Scheitel, der für einen männlichen Kopf entschieden auch stets kleidsamer ist, als der Frauenscheitel, schon weil er, wie bereits an anderer Stelle angeführt worden, die Stirn vergrößert und dem Gesicht einen freieren, männlichen Ausdruck verleiht. In gleicher Weise ist es nicht gelungen, die weibliche deutsche Haartracht, den Gretchenzopf, trotz der vielen Anläufe, die man dafür genommen hat, allgemein wieder einzuführen, weil der mit dieser Tracht verbundene glatte Scheitel eine junge hübsche Blondine zwar recht gut kleidet, für die meisten Damengesichter, und namentlich für Brünetten, aber weniger vortheilhaft ist, da er den Kopf klein und zu rund macht, und das Gesicht nicht eben bedeutend erscheinen läßt.

Wie sehr die Haartracht den Gesichtsausdruck beeinflußt, war schon Ovid, dem galanten Sänger der augustäischen Modedamen bekannt; er rieth darum den Frauen, ihre Frisuren nie unter das Gesetz einer allgemeinen Mode zu stellen. Die Regeln, welche er ihnen für die Harmonie der Haartracht mit dem Ausdruck ihres Kopfes und ihren verschiedenen Gesichtszügen gab, und die vielleicht heute noch, zum Theil wenigstens, maßgebend sein dürften, waren folgende:

„Glatt gescheitelt verlangt den Kopf ein längliches Antlitz;
Also geordnet trug Laodamia das Haar,
Daß auf der Höhe der Stirn ihm ein kleines Schleifchen verbliebe
Und frei stehe das Ohr, heischet ein rundes Gesicht.
Nieder walle das Haar auf beide Schultern bei dieser;
So bist, Sänger Apoll, Du, wenn die Lyra Du nimmst.
Auf bind's jene nach Art der aufgeschürzten Diana,
Wie sie es pflegt, wenn sie Jagd macht auf das ängstliche Wild.
Eine ziert es, umher die fliegenden Haare zu werfen;
Dicht anliegend dem Kopf halte die andre das Haar.
Diese gefällt, wenn sie's trägt in der Form der Cyllenischen Laute;
Jene gestalt' es zum Bausch, ähnlich den Wellen des Meeres. —
Vielen auch steht nachlässiges Haar gut; daß es von gestern
Liege, vermuth'st Du, es ist aber soeben gekämmt.
Zufall scheine die Kunst. Als Jolen so der Alcide
Sah nach eroberter Stadt, sprach er: „ich liebe die Maid.“*)

Demnach kann es eine kleidsame Modefrisur immer nur für einen bestimmten Kopf geben. Naive Köpfe haben ihre Frisur, klassische haben die ihre; Anmuth und Ernst der Züge verlangen ihres Ausdrucks wegen einen ganz andern Haarputz, als Schelmerei und jugendlicher Uebermuth. — Es möchte nicht leicht sein, für jedes Genre von Frauenschönheit, also für die klassischen Köpfe, für die Naiven, für die pikant Unregelmäßigen, für die Romantischen u. s. w. — immer die passende und richtige Frisur aufzustellen; grundsätzlich sollte aber stets darnach gestrebt werden, in jedem einzelnen Falle möglichst einfach zu bleiben und die gestellte Aufgabe nur durch schlichte Befolgung passender architektonischer Kunstregeln zu lösen. Der Frauenkopf bedarf ja auch keineswegs immer babylonischer Bauten, um schön zu sein. Es war gewiß nur eine scheinbar reizende Unordnung, in welcher sich Jolen's goldenes Haar befand, als der Krieger sie sah und von

*) „Ovid: Kunst zu lieben.“

ihrer Schönheit berückt war. Aber diese „Unordnung" kleidete sie. Und das ist die einzige Bedingung, von welcher die Haarfrisur bestimmt werden sollte.

Auch die Farbe des Haares erheischt ihre Berücksichtigung und es würde eine Blondine gewiß nicht kleiden, wenn sie ihr helles Haar wie die Japanerinnen, die in der Herstellung von Frisuren nicht nur Geschmack, sondern auch eine außerordentliche Fertigkeit besitzen, gruppiren wollte. Die Griechen und Römer haben die Venus fast nie anders, als mit röthlichem Goldhaar abgebildet; dies erklärt es vielleicht, weshalb die römischen Damen, die das „Unglück" hatten brünett zu sein, die Farbe ihres Haares durch kosmetische Mittel so gern in einen röthlichen Goldton verwandelten. Diese Mode ist übrigens auch heute wieder im Schwange und wird namentlich von der Pariser schönen Welt kultivirt; nur muß hier bemerkt werden, daß wenn zu hellem Goldhaar nicht auch ein blendend weißer Teint künstlich hergestellt wird, das Experiment nur halb geglückt ist. Eine Brünette mit hellblondem Haar sieht ebenso „unharmonisch" aus, wie eine Blondine mit hellblauen Augen in einer schwarzen Perrücke.

Natürlich hat sich auch die Physiognomik mit der Farbe des Haares beschäftigt und dem hellen weichen Haar, nicht nur einen weichen Sinn, sondern auch, wie den blauen Augen, die damit meist verbunden sind, ein treueres Gemüth unterzuschieben gesucht. Selbstverständlich soll schwarzes und hartes Haar das Gegentheil anzeigen. Beide Schlüsse dürften aber wohl eben so unhaltbar sein, wie die alte landläufige Annahme, daß fuchsrothes Haar immer auch mit einer gewissen Fuchsnatur, mit einem tückischen und hinterlistigen Charakter in Verbindung steht. Bisweilen trifft es allerdings einmal zu.

Nur beiläufig soll hier eines „Komplimentes" gedacht werden, das Professor Falb — der „Erdbeben-Falb", wie er zur näheren Bezeichnung genannt wird — den „Blonden" im allgemeinen gemacht hat. Der bekannte Gelehrte hielt im Herbst 1887 im Kursaal zu Wiesbaden einen Vortrag „über den Einfluß des Mondes auf das Wetter" und kam am Schlusse desselben — ich weiß nicht mehr durch welche Ideenverbindung — auch auf den blonden Typus zu sprechen. Dabei führte er zum nicht geringen Horreur der anwesenden blonden Herren und Damen aus, daß der blonde Typus eigentlich ein — „zurück-

gebliebener Kakerlakismus" sei, und aus der Eiszeit herstamme, in welcher die Menschen genöthigt waren, Tag und Nacht in dunkeln Erdhöhlen zuzubringen, infolgedessen sich das, durch Licht und Sonne erzeugte dunkle Pygment in Haut und Haar der Menschen bis auf ein solches Minimum reduzirt hätte, daß es zu der naturgemäßen dunklen Färbung nicht mehr ausreichte. Es liegt vielleicht etwas Wahres in dieser Aufstellung, wie uns schon in der verschiedenen Färbung der Rassen, je nachdem sie dem Nord- oder Südpol näher wohnen, entgegentritt; immerhin aber schien sich der blonde Theil des anwesenden Auditoriums nicht gerade geschmeichelt zu fühlen.

Nicht uninteressante Beobachtungen über das menschliche Haupthaar hat kürzlich ein Engländer, Namens Erasmus Wilson angestellt und erstattet darüber u. a. folgende Angaben: „Gewöhnlich pflegt man den Mann als kompakter und weniger zart anzusehen als die Frau; in Bezug auf das Haar geht man hierin jedoch fehl. Das Männerhaar ist durchschnittlich — trotz des häufigen Schneidens — viel feiner als das Frauenhaar. Eigenthümlich ist es, wie die Farbe den Durchmesser des Haares beeinflußt; blondes und flachsfarbiges Haar sind am feinsten, hellbraunes, und vor allem schwarzes Haar am stärksten, rothes und dunkelbraunes halten die Mitte. Verschiedene Male ist die schwierige Aufgabe unternommen worden, die Kopfhaare zu zählen. Erasmus Wilson brachte ungefähr 120000 heraus. — Auch die Anzahl der Haare ist von der Farbe abhängig. Ein Quadratzoll der Kopfhaut trägt 728 flachsfarbene, 638 hellbraune und 585 schwarze Haare. So sind also unsere blonden Schönheiten den brünetten in Bezug auf Feinheit und Anzahl der Haare weit voraus. Thatsächlich hat eine blonde Dame mit vollem und langem Haarwuchs täglich 140000 Meter Haar zu frisiren. Und doch zeigt die Statistik, daß sich im Durchschnitt $1/3$ mehr brünette als blonde Damen verheirathen. Von 100 schwarzhaarigen verheirathen sich 79, von 100 hellblonden nur 55 durchschnittlich." — Diese letzte Bemerkung dürfte wohl zu einigen Zweifeln Veranlassung geben.

II.

Vom künstlichen Ersatz des Haupthaares.

Leider hat selbst das schönste und vollste Haupthaar, namentlich auf einem männlichen Kopfe, in den meisten Fällen das mit den Zähnen gemein, daß es in der Regel schon vorzeitig der leidigen Vergänglichkeit des Irdischen anheimfällt, und grade die Neuzeit ist ganz besonders Zeuge von dieser betrübenden Thatsache. Es lag daher wohl auf der Hand, daß eine erfinderische Industrie schon frühzeitig für künstlichen Ersatz dieses mangelnden Schutz- und Schönheits-Attributs Sorge trug. So geben uns denn auch schon die ältesten geschichtlichen Nachrichten Beweise davon, daß Perrücken Mode waren. Bekannt sind — wie Dr. Clasen mittheilt*) — die Abbildungen der altägyptischen und assyrischen Bildwerke und durch ihre Perrücken gradezu charakteristisch; sogar der gemeine Soldat, wenn man so sagen darf, trug solche, gerade wie unter Friedrich dem Großen. Die Griechen trugen Perrücken wie die Römer; letztere hatten eine solche Vorliebe für das goldblonde und röthliche Haar der Germanen, daß jeder, der Anspruch darauf erhob, zur „guten Gesellschaft" zu gehören, eine deutsche Perrücke tragen mußte, was bei dem brünetten Teint gewiß einen wunderlichen Anblick gewährte.

Aber auch schon auf der Stufe der Kindheit der Völker entwickelt sich der Geschmack an Perrücken, wie man aus den Berichten der Entdeckungsreisenden der neuesten Zeit vielfach ersieht, welche unter anderem auch in unserer neuen deutschen Kolonie

---

*) „Die Haut und das Haar." Ihre Pflege und ihre kosmetischen Erkrankungen. Von Dr. med. F. E. Clasen. (Stuttgart 1886.)

Neu-Guinea bei den menschenfressenden Eingeborenen mit großer Kunst gearbeitete Perrücken vorfanden, als unerläßliches Stück der Galatoilette. Andere Reisende erwähnen tief im Innern Afrikas wohnender Völkerschaften, bei denen es die Kunst der schwarzen Perrückenmacherzunft zu einer achtunggebietenden Höhe gebracht hat.

Die christliche Kirche hat einen Jahrhunderte langen Kampf mit der Perrücke geführt, nicht vom gesundheitlichen, sondern vom ethischen Standpunkt aus. Schon im Jahre 692 wurde auf einem Konzil in Konstantinopel die Perrücke feierlichst exkommunizirt. Von Seiten der Päpste wurden in den verschiedenen Jahrhunderten diese Exkommunikationen öfter wiederholt, stets mit demselben geringen Erfolg. Als dann später von Frankreich aus unter dem übermächtigen Einfluß Ludwigs XIV. die Perrücke zur unbedingten Herrschaft gelangte, da zog sie auch in die Kirche ein. Das natürliche Haar fiel der Scheere zum Opfer, nicht blos das des Kopfes, sondern auch der Bart. Im Zeitalter der Perrücken wäre ein Bart als die größte Geschmacklosigkeit und Barbarei erschienen.

Im eigentlichen Mittelalter waren Perrücken nicht Mode. Wir hören erst wieder im Jahre 1518 von ihnen, wo Herzog Johann von Sachsen an einen Beamten in Koburg schrieb: „Daß er ihm in Nürnberg ein hübsch gemachtes Haar bestelle, doch insgeheim, damit man nicht merke, daß es uns solle.“ Allgemein kamen Perrücken, wie oben bereits erwähnt, erst wieder im Zeitalter Ludwigs XIV. in Gebrauch. Dieser Monarch zeigte seinen kahlen Scheitel niemals, er nahm sich seine Perrücke stets selbst ab und setzte sie sich hinter den Bettvorhängen auch selbst wieder auf; als Repräsentant des Franzosenthums, wie kein anderer seiner Landsleute, erließ er sogar eine in dem königlichen Archiv niedergelegte feierliche Verordnung, durch welche zweihundert Hofperrückenmacher kreïrt wurden. Ein gewisser Monsieur Biroit hatte die Ehre, das Haupt Ludwigs XIV. zu „coiffiren“ und war auf diese Würde so stolz, daß er, wie er sich geäußert haben soll, die Köpfe aller Franzosen von Haaren entblößt haben würde, um nur das Haupt seines Monarchen zu schmücken. Die Perrücken wuchsen allmählich zu einer ungeheuren Größe an, und waren meist aus Menschenhaaren, zuweilen aber auch aus Werg, Zwirn, Pferde- und Ziegenhaaren, selbst aus Drath und Glas-

fäden gearbeitet. Noch der Große Kurfürst trug, um die Krümmung seines Rückens zu verbergen, eine solche ungeheure Perrücke. Sein Sohn, Friedrich I., erließ zur Deckung seines neuen Königspompes eine Perrückensteuer; französische Perrücken zahlten 25 Thaler, eine heimische 6 Thaler, und alle mußten gestempelt sein.*)

Es geht aus Vorstehendem hervor, daß die Perrücke meist als besonderer Hauptschmuck oder als Attribut der Würde getragen wurde. Als letzteres Sinnbild hat sie sich bis auf die neueste Zeit wohl nur noch im englischen Richterstande erhalten; sowohl Richter als Anwälte tragen während ihrer Amtshandlungen zu dem schwarzen Talar einen verkümmerten Ueberrest der weißen Allongeperrücke über dem eigenen Haar; vielleicht zum Theil aus dem Grunde, um größeres Unglück zu verhüten, wenn die Herren bei ihren oft sehr scharfen Debatten sich gelegentlich einmal in die Haare fallen sollten.

Im allgemeinen wird heutigen Tages die Perrücke nur als Ergänzungsmittel des nicht mehr vorhandenen eigenen Hauptaares getragen, oder um eine frühzeitige Glatze damit zu verdecken. Aber auch nur die wenigsten geben sich die Mühe, den niemals angenehmen Verlust des natürlichen Haarschmuckes dauernd auf diese Weise zu verheimlichen, weil das Tragen eines künstlichen Haares nicht nur mit verschiedenen Unbequemlichkeiten verbunden ist, sondern es auch Schwierigkeiten hat, trotz der vielen Haarkünstler, ein die Natur täuschend ersetzendes Toupée angefertigt zu erhalten. Man sieht selten ein „Kunstwerk,“ das

*) Die Perrücke ist vielfach selbst Gegenstand wissenschaftlicher Abhandlungen gewesen. Schon im Jahre 1663 ließ der Rektor Konrad Tibertius Rango am Gymnasium des Grauen Klosters zu Berlin in Magdeburg eine Schrift: „De Capillamentis vulgo Paruquen“ erscheinen, deren Anhang ausführliche Mittheilungen über Haarschmuck und Haarpflege jener Zeit enthält. Zehn Jahre später disputirte der Magister Valentin Erfurth im Fürstenkollegium zu Leipzig ebenfalls über dieses Thema, und Samuel Schlewig, ein Danziger Theologe, veröffentlichte 1683 eine Dissertation über die Perrücke, worauf ihm der Königsberger Hofprediger und Professor Samuel Werner antwortete. Auch Johann Philipp Großiuls in Wittenberg, den Leipziger Philologen Schönherr und den Berliner Magister Tobias Höpfner veranlaßte die Perrücke, ihre gelehrten Federn in Bewegung zu setzen.

sich dem kundigen Auge nicht sofort als „falsche Waare" verriethe, und am meisten sogar durch zu sorgfältige Arbeit, durch den zu korrekt gehaltenen Scheitel, der womöglich nach dem liniengraden Faden der unterliegenden Haargaze geknüpft ist, und vor allem durch Verzichtleistung auf treue Wiedergabe des sich duftig nach der Stirn und den Schläfen abgrenzenden natürlichen Haarwuchses. Die „Glatze" hat unter der Männerwelt zur Zeit auch eine solche Domaine erlangt, daß es ein Vergehen gegen das ganze Geschlecht wäre, sie fürder noch als einen „Schönheitsfehler" betrachten zu wollen, zumal sie ja obenein — wenigstens in einem gewissen vorgerückten Lebensalter — zugleich als Symbol der Weisheit gelten soll. Wirklich entstellend ist ein kahler Scheitel nur bei einem durchaus bartlosen, oder glattrasirten Gesichte, weil er dann auf absoluten Haarmangel schließen läßt und dem Gesicht leicht einen krankhaften Ausdruck verleiht. Sobald aber nur ein wohlgepflegter Schnurr- oder anderer Phantasiebart vorhanden ist oder gar ein schöner Vollbart das Gesicht beschattet, dann hat eine kahle Platte bei weitem nicht das Entstellende; ja, man wird im letzteren Falle nur das Gefühl haben, als wäre das Haar zufällig von oben herunter gerutscht. Es macht daher auch immer einen komischen Eindruck, wenn man das peinliche Bemühen beobachtet, womit mancher Glatzen-Kandidat nicht nur die ersten Spuren, sondern oft schon große Flächen des entstehenden „Mondscheins" durch Ueberkämmen mit dem seitlich und hinten noch vorhandenen, in der Regel auch meist schon dünngesätem Haar zu vertuschen sucht. Da er beim Einblick in den Spiegel das Unglück aber immer nur zum Theil übersehen und korrigiren kann, so geht es ihm ungefähr, wie dem Vogel Strauß, der der Meinung ist, sich unsichtbar gemacht zu haben, wenn er den Kopf zwischen die Flügel steckt.

Nun würde aber dennoch mancher Kahlköpfige sich gern — schon aus Gesundheitsrücksichten — zum Gebrauch einer Perrücke entschließen, wenn er — *sich nicht genirte*, und namentlich nicht den Spott und die Neckereien fürchtete, womit ihn die „Freunde" bei seinem ersten Antritt mit dem neuen Haar empfangen würden. — Was haben die bekannten Witzblätter seiner Zeit nicht allein für schlechte und gute Scherze losgelassen, als der *deutsche Reichskanzler* einmal den schüchternen Versuch wagte, sein kahles, nur mit den drei klassischen Haaren geziertes historisches Haupt unter ein schützendes Aetzlein zu bringen! Der

große Mann soll damals geäußert haben, daß ihm seine wichtigsten Staatsaktionen den Kopf nicht so warm gemacht hätten, als diese erste Perrücke. Wahrscheinlich ist dies auch der Grund gewesen, daß er sie nicht weiter getragen hat. —

Es soll darum hier allen kahlhäuptigen, schüchternen Seelen unter der Hand ein vertraulicher Wink gegeben werden, ihren neuen Haarschmuck unter Umständen ganz allmählich und unbemerkt in die Gesellschaft einzuschmuggeln. Fast jedem Manne steht es ja wohl heutzutage frei, wenn er nicht etwa einem strengen geistlichen Orden, oder dem „Volke der Mimen" angehört, irgend einen Bart zu tragen. Hat er nun eines Tages vor, seinem entblößten Scheitel die schützende Bedeckung künstlich wieder zu gewähren, ohne damit Aufsehen zu erregen und den bekannten boshaften Scherzen ausgesetzt zu sein, dann wolle er nur zu gleicher Zeit eine auffällige Veränderung an seinem Barte vornehmen, z. B., wenn er einen Vollbart trug, das Kinn ausrasiren oder gar nur einen schlichten Schnurr- oder Backenbart stehen lassen. Seine nächsten und besten Bekannten werden die auffällige Veränderung in seiner Erscheinung im ersten Augenblick stets nur der Umgestaltung des Bartes zuschreiben und immer erst später oder nie darauf kommen, daß zugleich auch auf seinem Scheitel eine Umwandlung vor sich gegangen ist. Eine zur selben Zeit mit der Halsbekleidung vorgenommene Veränderung, z. B. einen Stehkragen mit einem Umlegekragen verwechseln, oder umgekehrt, wird der Täuschung noch besonders zu statten kommen.*)

Viel weniger difficil sind die Damen in Betreff der künstlichen Ergänzung ihres entweder von Natur zu dünn gerathenen Scheitels oder in Folge von Krankheit oder Alter entschwundenen

---

*) In Paris soll zur Zeit ein englischer Lord, Namens Paime (oder Peine), leben, der eine wachsende Perrücke trägt. Das Wunder erklärt sich dadurch, daß er das Kunstwerk in 30 Exemplaren vorhanden hält, von denen eine im Haar immer um einen Viertel-Centimeter länger ist, als die andere. Er wechselt nun täglich, setzt die Kürzeste am Ersten des Monats auf und fährt so mit steigender Verlängerung fort, bis er bei herannahendem Ultimo zur letzten kommt und seine Bekannten nun selbst darauf aufmerksam macht, daß er sich das Haar schneiden lassen müsse; was natürlich einfach durch Umwechselung mit „Nr. 1" am Ersten ausgeführt wird. Um die Täuschung recht wahrscheinlich zu machen, heuchelt er in den ersten Tagen des Monats sogar einen leichten Schnupfen.

Hauptthaars. Der Frauenkopf **soll** und **muß** frisirt sein, und dazu gehört nicht nur **langes**, sondern auch ein **volles** Haar, und wenn dies als eigenes Gewächs nicht vorhanden ist, wird sans gène zu künstlichem Ersatz gegriffen. Dies war schon von jeher so, und wer die Bemerkungen **Ovids** darüber liest, könnte glauben, sie wären gestern geschrieben worden, wenn er sagt:

„O, wie Großes gewährt zu euerer Zeit die Natur euch,
Die in so vieler Art Mängel ersetzen ihr könnt!
Wir sehn arg uns entblößt, und das Haar, vom Alter geraubet,
Fällt, wie von dem Baum Boreas schüttelt das Laub.
Weiber färben das Haar, ist's grau mit germanischen Kräutern,
Und es gewinnet durch Kunst schön're Farb', als sie war.
Weiber gehen einher mit gekaufetem üppigem Haare,
Und für das ihrige wird fremdes das ihre für Geld,
Dreist wird öffentlich auch es gekauft; vor des Herkules Augen
Und vor der Jungfrauen Chor sehen wir solches geschehn. —"

Die verschiedenen künstlichen Mittel, deren sich die Frauen bei Herstellung ihrer Frisuren bedienen und die ebenso der Mode unterworfen sind, wie die Frisuren selbst, hier namentlich anzuführen, ist nicht Aufgabe dieses Buches; jede Dame von „gutem Ton" ist darin selbst ihr bester kosmetischer Rathgeber und hat außerdem meist ihren Coiffeur zur Seite, der ihr im Falle der Noth hülfreiche Dienste leistet. Es soll darum hier nur vor etwa zu großer Bepackung des Kopfes ernstlich gewarnt werden; sowohl Frisuren als Perrücken, welche schwer, dicht und warm sind, den Kopf einzwängen, und die Ausdünstung der Kopfhaut verhindern, haben nicht nur nachtheiligen Einfluß auf das noch vorhandene Haar, sondern sind für die Gesundheit im allgemeinen schädlich. Sobald aber eine Haartour leicht und porös gearbeitet ist, den Kopf nicht allzusehr erwärmt und der Hautausdünstung keine Schwierigkeiten bereitet, so läßt sich gegen ihren Gebrauch nichts einwenden. Jeder Perrückenträger hat außerdem für die größte Sauberkeit Sorge zu tragen und nicht nur die Kopfhaut, sondern auch die Perrücke möglichst rein zu halten, da der mit dem Kopfschweiß sich vermengende Klebstoff, womit die Tour

befestigt wird, leicht in Säure übergeht und Hautkrankheiten erzeugen kann. Das beste Reinigungsmittel für die Perrücke ist Benzin. Schon der Schonung wegen empfiehlt es sich, das Toupée während der Nacht abzunehmen, dann aber versäume man nicht, um sich vor Erkältung des Kopfes zu hüten, eine leichte Nachtmütze aufzusetzen oder ein dünnes Tuch um den Kopf zu binden.

III.

Bartstudien.

Wenn die Natur das schöne Geschlecht mit schöneren Augen, schönerem Haar, mit lieblicheren Zügen, überhaupt mit mehr Liebreiz und Anmuth ausgestattet hat, als das stärkere Geschlecht, so hat sie dieses letztere — gewissermaßen zur Entschädigung für all' die vorenthaltenen schönen Dinge — mit einem Attribut versehen, durch welches der Herr der Schöpfung nicht nur seinen Muth und seine Manneswürde respektvollst repräsentiren, sondern auch die mannigfachsten Variationen und Veränderungen zur Hebung und Verschönerung seiner äußeren Gestalt in Szene setzen kann.

Dies ist der Bart. Jene martialisch-elegante Luxuspflanze, die in hunderterlei Gestalten von tausend und abertausend Händen in ebensoviel Gesichtern täglich gehegt und gepflegt und von jedem glücklichen Inhaber als unantastbares, rechtmäßigstes Eigenthum in höchsten Ehren gehalten wird.

Natürlich wird diese Zierde des Mannes denn auch schon in frühester Jugend mit größester Sehnsucht erwartet, und der

junge Kommis benützt hinter seinem Ladentisch gewiß jeden unbewachten Augenblick, um mit seinen frostgerötheten Fingerchen eine flüchtige Entdeckungsreise darnach vorzunehmen. Jedes neue Härchen wird gleich einem neuen Stern am Firmamente mit Jubel begrüßt, ja, das Feld wird oft schon gemäht, ehe auch noch die geringste Spur einer zukünftigen Saat vorhanden ist. Von heidnischen Jünglingen des Alterthums wird erzählt, daß sie die erste Spur ihres Bartes als höchstes Gut ihren Göttern auf dem Altare opferten; — was würde wohl einem heutigen Jünglinge geboten werden können, ein gleiches Opfer zu bringen? — gewiß würde Jeder eher den Glauben, als auch nur zehn Haare aus seiner kostbaren „Schonung" fahren lassen.

Wie jedes andere Ding in der Welt, so hat natürlich auch der Bart seine Geschichte. Bei den alten Juden wurde ihm bereits, als dem Symbole männlicher Würde, ein hoher Kultus gewidmet. Er wurde gesalbt und geräuchert, und der Bart des Familien-Oberhauptes war der Stolz der Familie; auch war er bei der Begrüßung von Wichtigkeit und wurde bei derselben berührt. Es galt für die größte Beschimpfung, wenn jemand der Bart abgeschnitten wurde, und David überzog die Ammoniter mit Krieg, weil sie seinem Gesandten diese Schmach angethan hatten. Die Bärte genossen überhaupt im Alterthum allgemeine Verehrung. Die Berührung des Bartes war ein Zeichen der Freundschaft, ein Schwur bei demselben verdiente den höchsten Glauben. Verbrechern wurde zum Zeichen ihrer Schande der Bart abgeschnitten. Die Römer legten bis auf Scipio hohen Werth auf diesen männlichen Schmuck. Von dem Zeitalter Scipios fing man dann an, sich täglich rasiren zu lassen. Erst Hadrian ließ sich den Bart wieder wachsen, um durch denselben einige Warzen zu verdecken, indessen fand sein Beispiel keine Nachahmer. Auch Julian ließ sich den Bart stehen, wie er in seinem „Misopogon" sagt: „Um mein unschönes Gesicht zu bestrafen, ließ ich den Bart wachsen, der den L. . . . . zum Walde dient". Erst nach Justinian kam der Bart wieder zu Ehren und veranlaßte sogar in späteren Zeiten ein Schisma in der heiligen Kirche. Die Griechen sahen es als Apostasie an, daß sich Rom rasirte, sich auf die Bibelworte berufend: „daß alle Haare unseres Hauptes gezählet sind". Den Schismatikern zum Aerger rasirte sich die abendländische Geistlichkeit erst recht, und rasirte französische Chorherren wiesen einen unrasirten

Bischof vor die Kirchenthüre, indem sie ihm eine goldene Scheere darreichten, um sich den Bart abzuschneiden. Endlich verschwanden die großen Bärte, weil man ihnen den Abendmahlskelch verweigerte, da in den Bärten leicht ein Tropfen vom „Blute Christi" hängen bleiben könnte. Bei den Angelsachsen, die nach Sir J. Lubbock („Origin of Civilisation") für jeden Körpertheil einen gesetzlichen Werth festgestellt hatten, wurde der Verlust des Bartes auf 20 Schillinge geschätzt, während das Brechen des Oberschenkels nur auf 12 festgesetzt war. Peter der Große verbot seinen Unterthanen das Tragen von langen Bärten; da sein Verbot nichts ausrichtete, erhob er eine Bartsteuer, welche aber gleichfalls ohne Erfolg war. Gegenwärtig wird im Orient der größte Werth auf den Bart gelegt.*)

Daß der Bart von den Männern zum großen Theil aus Schönheitsrücksichten getragen wird und daß mancher häßliche Zug, manche Difformität der unteren Gesichtshälfte, namentlich durch einen Vollbart, vor den Augen der Welt verborgen werden kann, wissen die Männer selbst am besten. Wenn einmal ein böser Zauberer auf die „haarsträubende" Idee käme, in einer schönen Nacht sämmtlichen Männern den Bart hinwegzuzaubern, würde man am nächsten Morgen ganz erstaunlich nüchterne, nichtssagende und häßliche Gesichter zu sehen bekommen, und

---

*) Der seltsamste Wallfahrtsort der in Indien diesseits des Ganges lebenden Mohammedaner ist unstreitig Kuddapah. Dort erhebt sich ein prachtvolles Denkmal, das zu Ehren einer Reliquie im Jahre 1720 errichtet wurde, und diese Reliquie war ein Haar aus dem Barte des Propheten, welches in einem goldenen Schreine niedergelegt wurde. Mohammed hatte die Gewohnheit, sich während der Unterhaltung mit Freunden und Vertrauten den Bart zu streichen, ging dabei ein Haar aus, so bemächtigten sich seine Schüler desselben und bewahrten es sorgsam auf. Solchen Ursprungs war denn auch das erwähnte Haar. Der dasselbe enthaltende Schrein hatte einen mit kleinen Löchern versehenen Deckel, durch welche jährlich einmal etwas Wasser eingegossen wurde. Dies war eine große Feierlichkeit, zu welcher unübersehbare Schaaren von Pilgern herbeiströmten. Als der berühmte Hyder Ali Kuddapah eroberte, eignete er sich das Haar an und nahm es mit nach Seringapatnam, wo es blieb, bis die Engländer diese Stadt einnahmen. Seit dieser Zeit weiß man nicht, was aus der Reliquie geworden ist. Aber trotzdem wallfahrten die Gläubigen noch heute nach dem Monumente von Kuddapah, um dem dort nicht mehr vorhandenen Theilchen des Prophetenbartes ihre Andacht zu weihen.

manche Ehegattin, die vielleicht schon ein Vierteljahrhundert und länger mit ihrem schönen bärtigen Beschützer in Friede und Eintracht gelebt und selbst stolz auf seine haarige Gesichtszierde war, würde vor Schreck vor diesem nackten Gesicht das eigene verhüllen.

Es haben mir wiederholt Männer, die jahrelang Vollbart getragen hatten und ihn eines Tages gänzlich abrasirten, versichert, daß sie ein gewisses schämiges Gefühl empfunden hätten, gleichsam, als ob sie einen Körpertheil, der bisher bekleidet gewesen war, mit einem Mal nackend zeigten. Und dieses Gefühl hat seine Begründung. Jeder Vollbartträger weiß, oder fühlt es instinktmäßig, daß er durch seine Gesichtsbekleidung manchen geheimen Gedanken, der sich bei einem glattrasirten Gesicht namentlich durch die feineren Züge um die Mundwinkel zu verrathen pflegt, leicht verbergen kann; daher nun das Gefühl der Blöße und der Nacktheit, wenn mit einem Male der schützende Pelz des Bartes nicht mehr vorhanden ist; ein gewisses ungewohntes Kältegefühl mag diese Empfindung allerdings noch verstärken. Ich will hier noch ein anderes Faktum erwähnen, das ich bei meinen Beobachtungen vielfach wahrgenommen habe. Ich habe gefunden, daß die subtileren Züge unter einem Vollbarte nicht nur verkümmern, sondern auch das feinere Mienenspiel der unteren Gesichtstheile fast vollständig verloren geht; und dies ist gleichfalls erklärlich, wenn wir bedenken, was wir im Vorhergehenden bereits wiederholt angedeutet haben: daß das Mienenspiel auf Wirkung und Gegenwirkung beruht und unser Gesicht — wie wir dies bei jeder Unterhaltung wahrnehmen können — zugleich ein Reflektor der Mienen unseres Gegenübers ist. Es ist dieselbe Erscheinung, die wir bereits an anderer Stelle von den ausdruckslosen Gesichtern der türkischen Frauen, die stets verschleiert gehen, angeführt haben. — Demnach möchte namentlich Diplomaten und Leuten, die ihre Gedanken öfters zu verbergen haben, das Tragen eines Vollbartes empfohlen werden.

Nicht immer aber gereicht der Bart dem Mannesgesicht zur Zier und zur Verschönerung, und wie in allen Dingen, wo einer ungeschulten oder gar mangelnden Phantasie freier Spielraum gelassen ist, so werden auch hier gar wunderbare Gebilde zu Tage gefördert. Manches Gesicht wird durch eine verquickte Bartform gradezu zur Karrikatur gemacht. Da ist zunächst der

struppige ungepflegte Vollbart, dem man es schon auf 20 Schritt ansieht, daß er nur aus Trägheit und Scheu vor dem Rasirmesser getragen wird. In noch erhöhtem Maaße verstoßen die Façon- oder Luxusbärte gegen die Gesetze der Schönheit; wer kennt nicht den den Mund wie ein defektes Wetterdach überhängenden Blücher'schen Schnurrbart, der außer der Beleidigung unseres ästhetischen Sinnes beim Essen und Trinken noch das Gefühl unseres besonderen Ekels wachruft. Ein blos behaartes Kinn verstößt gleichfalls gegen die Schönheitsregeln und erinnert zugleich an die Physiognomie eines Ziegenbocks. Zu den häßlichen unkleidsamen Bartformen gehört ferner auch die sogenannte „Maurerfrese," ein kurzgeschorener, von einem Ohr zum andern unter dem Kinn hinlaufender Bartstreifen. (Merkwürdigerweise trägt einer unserer größten bildenden Künstler diesen Bart, und wohl vielleicht weil er einsieht, daß sich aus seiner etwas zurückgebliebenen äußeren Erscheinung überhaupt nicht viel machen läßt. Auch Richard Wagner trug einen ähnlichen Bart.) Auch die „Schwänzchen" an den Ohren oder ein die aufgeschwollenen Backen vollständig füllender „Koteletten-bart" der Rentiers, Portiers und „selbstständigen" Droschkenkutscher gereicht dem Antlitz selten zur Zierde. Ganz besonders widerlich wirken die „Kunstbärte," die in verschiedenen Schnörkelformen, bald als gewichster, dreizackiger „Henri-quatre," als gewaltiger, durch Zuhülfenahme der Backenhaare vergrößerter Schnurrbart, oder eine aus lauter kleinen Stückchen zusammengesetzte Mosaikarbeit vorzukommen pflegen.

Ueber die eigentlich „ruppigen" Bärte sagt schon der „abentheuerliche Simplicissimus" von einem „geckenhaften Offizier", dem er in einem Verhör Rede stehen mußte: „Ich gedachte bey mir selbst: ist dieser ein Mann, so solte er auch einen rechtschaffenen Bart haben, weil der Geck nicht mehr so jung ist, wie er sich stellet. Ist es aber ein Weib, warum hat die alte H . . . dann so viel Stoppeln um's Maul? Gewißlich ist es ein Weib, gedachte ich, dann ein ehrlicher Mann wird seinen Bart wohl nimmermehr so jämmerlich verketzern und verstümmeln lassen; maassen die Böcke aus grosser Schamhafftigkeit keinen Tritt unter frembde Heerden gehen, wann man ihnen die Bärte stutzte."

Ein recht „dummer" Bart ist auch die über dem Kinn sitzende „Fliege" oder der in Form von 2 Klexchen unter der

Nase im strengen Antlitz des humorlosen pensionirten Steuerbeamten thronende „Kaffeebohnenbart", der aber doch wenigstens die Lacher auf seiner Seite hat. Unschön und unsere Spottlust erregend, sind auch die Riesenbärte, die oft von kleinen Männern getragen werden; ein großer Vollbart wird immer nur einem großgewachsenen Manne zur Zierde gereichen, kleine Männer sehen damit stets gnomenhaft aus.

Wir müssen gestehen, daß es nicht leicht ist, jedem Gesicht die für seinen Ausdruck und Charakter passende Bartform vorzuschreiben. Die, wenigstens groben Verstößen gegen die Schönheit vorbeugenden allgemeinen Regeln dafür dürften aber ungefähr folgende sein:

Erstens vermeide man, wenn man nicht als Stutzer oder Geck erscheinen will, in der Wahl der Bartform jedes Extrem. Jede Ueberschreitung der konventionellen Grenzen ist auch in der Toilette des Bartes taktlos und anstößig. Dann hat man sich wohl zu vergegenwärtigen, ob der zu wählende Bartschnitt zur Form des Kopfes, zur Haartracht und zum Ausdruck des Gesichtes paßt. Ein abstehender Backenbart wird ein von Natur breites Gesicht jedenfalls noch breiter und ein am Kinn herabhängender spitzer Marquis-Posa-Bart ein langes Gesicht unstreitig noch länger machen. Ganz treffend sagt eine bereits wiederholt angeführte Autorität in kosmetischen Dingen: „Wer einen Bart tragen will, sollte erst prüfen, ob seine Kopf- und Gesichtsform sich dafür im allgemeinen oder für eine gewisse Spezialform eignet, ob er nicht entstellt, ob ferner sein Barthaar hart, straff, dick, borstig oder weich, kraus und fein, ob es dicht- oder dünnwüchsig ist. Eine Plattnase mit breiten Flügeln und gewulsteten oder aufgeworfenen Lippen wird durch einen Schnurrbart höchst unangenehm, fast thierisch aussehen, desgleichen eine große Nase bei schmaler, kurzer Oberlippe, wodurch das Profil besonders unedel erscheint; ein dickes, borstiges Haar eignet sich nicht für kurzgeschorenen Bart, der nur hübsch ist, wenn die kurz gehaltenen Haare eine natürliche Kräuselung annehmen oder sich weich aneinander legen; wer dünn ausgesäetes Haar hat, sollte niemals einen Lang- oder Vollbart tragen, denn er sieht aus, als ob die Motten darin wohnten; ein blatternarbiges Gesicht hat immer einen kahlfleckigen Bart. — Man braucht nur die

Männer zu beobachten, um zu erkennen, wie unzählig viele sich durch die Form ihres Bartes und die stellenweisen künstlichen Rasirlücken in ihrem Gesichtsausdrucke verunzieren und zur Karrikatur machen, und es ist oft unbegreiflich, wie Mancher auf seine Bartmaske eitel sein kann und vor dem Spiegel nicht die Unschönheit oder Lächerlichkeit erkennt; Männer, die im rasirten Zustande nicht auffällig unschön erscheinen würden, machen sich durch ihren Bart zu Affen, Meerkatzen und Borstenthieren. Wie sehr der Bart und seine Art der Tracht der Physiognomie einen besonderen Charakter giebt, sieht man ja an Personen, die man nicht sogleich wiedererkennt, wenn sie den Bart geändert, ganz abgeschnitten, oder in längerer Abwesenheit wachsen gelassen haben, und Schauspieler und Verfolgte wissen recht gut, was sie mit der Bartänderung erreichen können." —

Ein Bart, der fast jedes Männergesicht (mit Ausnahme der Plattnasigen) und in jedem Alter wohl kleidet, ist ein im richtigen Größenverhältniß gehaltener wohlgepflegter Schnurrbart. Dieser Bart verdient schon deshalb einen gewissen Vorzug, weil er keine edleren Züge verdeckt und dem sichtbaren Mienenspiel nicht hinderlich ist. Nur muß er so dressirt sein, daß er auch beim Essen und Trinken sich nicht vordrängt und von Speisen und Getränken nicht stets vorher das Seine haben will. Es giebt jedenfalls nichts Widerlicheres als jemand mit einem den Mund überhängenden Schnurrbart essen und trinken zu sehen. In der Regel haben die Träger eines solchen Bartes dann noch die Angewohnheit, die in den Bartfransen zurückgebliebenen Nahrungsreste mit der übergestreckten Unterlippe einzusaugen, was oft sogar mit einem recht behaglichen Schnalzen geschieht. Noch widerlicher ist der Anblick natürlich, wenn ein ungepflegter Vollbart vorhanden ist und dann auch die untere Partie desselben an dem allgemeinen Genusse Theil nimmt.

Wie bereits angedeutet, wird der Bart des Mannes schon in früher Jugend mit der größten Ungeduld erwartet und fast jeder Jüngling ist der Meinung, daß er sein Geschlecht nur mit diesem Attribute der Männlichkeit im Gesicht erst wahrhaft und würdig repräsentiren kann. So wird denn auch kein Weg gescheut, dieses Ziel so schnell als möglich zu erreichen, wozu eine wohlwollende Industrie durch eine Menge „probater Mittel", wie

wir dies täglich aus hunderten von Annoncen in den Zeitungen ersehen können, hülfreiche Hand zu bieten sucht. — Im Vertrauen hier mitgetheilt, beruhen aber fast alle diese „probaten Mittel" auf Schwindel und helfen in der Regel nur ihrem Verfertiger — „wieder auf die Beine." Will der Jüngling seiner aufdämmernden Manneszierde ein wenig entgegenkommen, so wird ein öfteres Rasiren am ehesten dazu beitragen, den jungfräulichen Flaum in reelles Haar zu verwandeln. Zu vermeiden aber sind Einreibungen, wie sie oft angewandt werden, mit reizenden Stoffen, mit Spirituosen, Eau de Cologne, irgend einer scharfen käuflichen Tinktur oder reizenden Salben, weil dadurch die empfindlichen Haardrüschen abgeschwächt und ihres Fettes beraubt werden. Wenn das Rasiren mit einem scharfen Messer geschieht, ist dies Anreizung genug. Ein wenig Geduld wird gleichfalls nichts schaden, denn je länger ein Bart zu seiner Entstehung braucht, um so vollkommener wird er sich entwickeln; es wird sich darum empfehlen, lieber noch sechs Monate mit einem glatten Knabengesicht einherzugehen, als schon frühzeitig mit einem schattenhaften Embryobarte zu prahlen.

Zur besonderen Beruhigung eines ungeduldigen Bart-Kandidaten sei noch erwähnt, daß die alten Aerzte das späte Aufkeimen des Barthaares als eine für die Entwickelung der Kräfte günstige Erscheinung betrachteten und erklärten, je länger die Natur sich mit der Entwickelung des Individuums beschäftige, um so mehr Vollkommenheit ertheile sie ihrem Werke. Vorzeitige Reife sei stets eine Ursache der Schwäche. — Ich habe selbst die Beobachtung bestätigt gefunden, daß kräftige, robuste Männer, namentlich in nördlichen Distrikten, erst spät einen Bart bekommen, wohingegen im Süden bei den schwächlicheren Rassen die Lippe des Jünglings oft schon mit 14—15 Jahren eine stattliche Verbrämung zeigt.

Es ist bereits angeführt worden, daß bei allen civilisirten Völkern der Bart sich mehr oder weniger einer allgemeinen Werthschätzung erfreut. Nur bei einzelnen slavischen Stämmen findet man im Gegensatz dazu eine weniger ausgesprochene Verehrung desselben, so z. B. bei den Kroaten. In einem Volksliede dieses Slavenstammes richtet unter andern ein Jüngling folgende Bitte an seine Mutter:

„Jung vermähle mich, o meine Mutter!
Eh' der Bart ganz das Gesicht mir einfaßt,
Und sich Kinn- und Schnurrbart mir verschlingen.
Möchten sonst die Mädchen von mir sagen,
Wenn sie einmal mich den Müttern zeigen:
Mutter! sieh' aus dem Gesträuch den Bären!
Oder: sieh' den Hasen aus dem Kraute!"

Das junge Mädchen gesteht, damit übereinstimmend, offen:

„Einen Alten nehm' ich nimmer,
Jung und bartlos muß er sein!"

Ein bärtiger Greis aber schmählt ärgerlich:

„Mädchen sind Teufel,
An bartlose Jünglinge nur
Wollen vermählen sie sich!"

Auch die Indianer lieben den Bart nicht, wie Darwin in seiner „Abstammung des Menschen" mit folgenden Worten berichtet: — „Obschon das Haar am Kopfe sehr beliebt ist, so wird das im Gesicht doch von den nordamerikanischen Indianern „für sehr gemein" gehalten, und jedes Haar wird sorgfältig ausgezogen. Dieser Gebrauch herrscht durch den ganzen amerikanischen Kontingent von Vancouvers Island im Norden bis zum Feuerlande im Süden. Als York Minster, ein Feuerländer am Bord des Beagle nach seinem Lande zurückgebracht wurde, sagten ihm die Eingeborenen, er solle die wenigen kurzen Haare in seinem Gesichte ausreißen. Sie drohten auch einem jungen Missionar, welcher eine Zeit lang bei ihnen gelassen wurde, damit, ihn nackt auszuziehen und die Haare von seinem Gesicht und Körper auszureißen, und doch war er durchaus kein stark behaarter Mann. Es wird diese Mode bis zu einem solchen Extrem getrieben, daß die Indianer von Paraguay ihre Augenbrauen und Augenwimpern ausreißen, indem sie sagen, sie wünschten nicht wie Pferde auszusehen."

„Es ist merkwürdig, daß über die ganze Welt die Rassen, welche fast vollständig eines Bartes entbehren, Haare im Gesicht und am Körper nicht leiden können und Sorgfalt darauf ver-

wenden, sie auszuziehen. Die Kalmücken sind bartlos, und man weiß, daß sie, wie die Amerikaner, alle zerstreut stehenden Haare ausreißen, und dasselbe gilt für die Polynesier, einige Malayen und die Siamesen. Mr. Veith führt an, daß die japanischen Damen „sich sämmtlich an unseren Backenbärten stießen, sie für sehr häßlich erklärten und ihm riethen, sie abzuschneiden und wie japanische Männer auszusehen". Die Neuseeländer sind bartlos, sie reißen sorgfältig die Haare im Gesichte aus und haben ein Sprüchwort, „daß es für einen haarigen Mann keine Frau giebt"."

Die Sitte des Rasirens wird bereits bei den ältesten Kulturvölkern angeführt, schon im ersten Buch Moses geschieht davon Erwähnung, wo von Joseph gesagt wird, daß er sich den Bart abnahm, ehe er vor dem Könige erschien. Auch im Leviticus und anderen biblischen Büchern wird auf die Gewohnheit des Rasirens angespielt. Herodot führt an, daß die Aegypter, ebenso wie später die Juden, den Bart als Zeichen der Trauer wachsen ließen. Zu anderen Zeiten legten die ersteren jedoch den höchsten Werth auf das Rasiren, und es galt als ungebührlich und lächerlich, es zu unterlassen; wollte man einen ungebildeten niederen Menschen darstellen, so bildete man ihn mit einem Barte ab. Bei den Römern wurde das Abschneiden des Bartes 300 Jahre vor Christi eingeführt. Nach Plinius war Scipio Africanus der erste Römer, der sich täglich rasiren ließ. In Frankreich wurde die Sitte des Rasirens allgemein, als Ludwig XIII. jung und bartlos den Thron bestieg. Zum Ersatz für das mangelnde Haar im Gesicht erschien nun die Allongeperrücke auf dem Kopfe. Es wäre zu dieser Zeit, wie auch später zur Zopfzeit, unerhört gewesen, wenn jemand einen Bart hätte tragen wollen; es gab nur ~~un~~rasirte Gesichter. In England war noch vor 30—40 Jahren ein Schnurrbart das Verpönteste, was man sich denken konnte, wenn man je einen Moustache zu sehen bekam, so gehörte er entschieden einem Ausländer.

Unter allen Umständen muß ein Bart — welche Form man auch dafür wählen möge — im Gesicht getragen werden, wenn das Haar auf dem Kopfe fehlt oder eine größere Glatze vorhanden ist. Nichts sieht trostloser aus, als

ein Kopf mit absolutem Haarmangel und glattrasirtem Gesichte. Man denke sich einmal Bismarck ohne Schnurrbart, oder Moltke ohne Perrücke — würde man nicht das Gefühl haben, als ob die zwei klassischen Köpfe trotz ihres charakteristischen Ausdrucks gar nicht mehr dieselben wären? Und nun gar dies mangelnde Attribut an einem jugendlichen Haupte! — Nach einer Hypothese zweier amerikanischer Naturforscher sollen sowohl Haare wie Zähne, „als thierische Ueberbleibsel", mit der Zeit einmal gänzlich verschwinden, da es nachgewiesen sei, daß dieselben immer mehr defekt werden und durch unsere ganze Lebensweise schon frühzeitig in Verfall gerathen. Nun, der Himmel gebe, daß dieses haar- und zahnlose Zeitalter im Interesse aller Kosmetik und Aesthetik noch in möglichst ferne Zukunft hinausgeschoben ist.

IV.

Frauenbärte und Bartfrauen.

Der im allgemeinen ziemlich beherzte Verfasser dieses Buches muß dem geneigten Leser hier mittheilen, daß er an die Ausarbeitung des vorliegenden Kapitels nur mit einer gewissen Scheu und Zaghaftigkeit gegangen ist. Und diese Scheu kam ihm selbst um so unerklärlicher vor, als es ja doch eigentlich derselbe bereits im vorangehenden Kapitel mit großer Kühnheit behandelte Gegenstand ist, welchem er seine Aufmerksamkeit zuzuwenden hat, und streng genommen ja nur die Unterlage dafür gewechselt worden ist. — Leider aber ist es wahr, und sowohl dem Autor dieser Zeilen, als dem verehrten Leser derselben ist es gewiß bekannt, daß eine Pappel ebensowenig in einen Blumengarten paßt, wie ein Dragoner-Rittmeister in ein Nonnenkloster — und so ist denn auch der Bart in einem Frauengesichte ein durchaus ungehöriges Ding.

Ich will hier indeß nicht von jenem zarten dunklen Flaum sprechen, der als kaum merkbarer Schatten die Oberlippe mancher hübschen Brünette ziert und dem Gesicht unter Umständen, namentlich in gewissen Jahren, sogar einen pikanten Reiz verleihen kann, sondern von der ausgesprochenen konstatirten Behaarung, in der man — wenn auch mit Widerstreben — den wirklichen Bart erkennt, und mit welchem ausgestattet selbst auch das schönste Frauengesicht aufhört schön zu sein.

Schon Hippokrates, der Vater der Heilkunde, weiß von Frauen mit Bärten zu erzählen; ein Zeitgenosse dieses berühmten Mediciners berichtet, daß der Priesterin Minervas in der Stadt

Ampyotis jedesmal plötzlich ein gewaltiger Bart sproßte, so oft der Einwohnerschaft ein großes Unheil drohte. Papst Gregor d. Gr. erwähnt in seinen Dialogen, daß einer Frau Gala während ihrer Trauer um den verstorbenen Gatten ein struppiger, langer Bart gewachsen sei. Selbst in den Heiligenlegenden spielen die Frauenbärte eine nicht unwichtige Rolle. Manche heilige Frau oder Jungfrau wurde durch den Bart, der ihr plötzlich wuchs, unkennbar gemacht und entging dadurch ihren Verfolgern. Es giebt sogar Kirchenbilder, auf denen heilige Frauen mit Bärten dargestellt sind. So finden sich Abbildungen der heiligen Kummernuß, der Patronin der Leidenden und Bedrängten, im Gail- und Drauthal, in Gmünd, Loos, Spittal und Prag. Um von ihrem Vater, einem heidnischen Könige, nicht zur Ehe gezwungen zu werden und um sich ganz dem Dienste des Himmels widmen zu können, bat sie Gott um einen Bart. Ihr Gebet ging in Erfüllung und ihr bartgeschmücktes Christus ähnliches Gesicht ist in manchem Altarbilde verewigt. Daß verwegene Mannweiber mit üppigen Bärten prunkten und dadurch oft Männern zum Verwechseln ähnlich sahen, davon weiß die mittelalterliche Geschichte manchen Fall zu melden. So ließ u. a. der polnische Reichstag 1505 die aufständische Amazone Rusinowska, welche einen Bart trug, in Männerkleidern, mit Stiefeln, Sporen und Schwert, wie man sie gefangen hatte, hängen; und Eble berichtet von einer „Dame", die einen großen Schnurrbart trug und unter Maria Theresia als Husaren-Lieutenant diente. — Die in den vierziger Jahren durch ganz Europa herumreisende Französin Madelaine Lefort trug auf ihrem Passe in der Rubrik „Besondere Kennzeichen" die Bemerkung: „Großer kastanienbrauner Schnurr- und Knebelbart". Sie sah aus, wie ein hübscher Mann. Der 9 Zoll lange Vollbart der Frl. Anna Robert lockte 1867 Schaaren von Bewunderern in den Wiener Prater, zu dessen obligaten Schaustücken bis auf die letzten Jahre herab die Frauen mit Bärten gehörten.

Zu allen Zeiten und überall hat es demnach bärtige Frauen gegeben. So berichtet auch Dr. Clasen in seinem Buche „die Haut und das Haar" über einige interessante Fälle. „In einer Wirthschaft zu Hamburg" sagt er u. a. „fungirte ein Mädchen, bekannt unter dem Namen „die schöne Minna", mit einem über einen Fuß langen Vollbart als Kellnerin. In meiner Nähe lebt

noch jetzt eine als gute Köchin geschätzte Wirthsfrau mit einem sehr bemerkbaren Bart an Kinn und Oberlippe. Wie lang derselbe ist, läßt sich nicht feststellen, weil sie zweimal in der Woche, ganz ungenirt in Gegenwart der Gäste, in Gemeinschaft mit ihrem Manne rasirt wird. Das „Daheim" brachte vor einigen Jahren (1883, Nr. 20) eine kleine Bildergallerie von „Bartweibern" (und Haarmenschen). Da sieht man die Helene Antonia von Lüttich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, die bei Verdeckung der unteren Hälfte des Bildes mit der Hand den Eindruck eines spanischen Kavaliers mit starkem Bartwuchs macht; der Vollbart geht bis unter die spanische Halskrause hinunter und der Schnurrbart muß den blassen Neid eines jeden auf die Länge und Schönheit seines Schnurrbarts haltenden Lieutenants erregen. In Löwenberg bei Kassel befindet sich das Oelbild der 1630 in Appenzell in der Schweiz geborenen Elisabeth Knechtin, deren kräftiger Vollbart bis fast auf die Magengrube herabreicht. Diese Bildergallerie wird noch vervollständigt durch die Bildnisse von mehreren der Jetztzeit angehörenden jungen Mädchen, welche einen wohlgebildeten Bart besitzen."

Eine Monstruosität unter den bärtigen Weibern war aber jedenfalls die noch heute bekannte, schwarzbraune Miß Julia Pastrana, ein Muster scheußlicher Weiblichkeit, die angeblich ihre Jugendzeit in mexikanischen Wäldern in unbekleidetem Zustande und wild mit den wilden Thieren zugebracht hatte. Sie hatte nicht nur einen vollständig ausgebildeten Schnurr- und Knebelbart, sondern war auch im übrigen Gesicht und am ganzen Körper mehr oder weniger stark behaart. Es wird nicht ohne Interesse sein, über dieses Haarmonstrum einiges Nähere zu erfahren.

Miß Julia Pastrana wurde Anfang der sechziger Jahre, von einem gewissen Mr. Lent, der später einen schwimmenden Cirkus auf dem Rhein erbaute und dirigirte, und gegenwärtiger Besitzer des großen am Newskiprospekt in St. Petersburg gelegenen Lentschen Raritäten-Museums ist, aus Amerika herübergebracht und zeigte sich zunächst im Cirkus Renz in Berlin als Tänzerin. Da die behaarte braune Miß, trotz ihrer entsetzlichen Häßlichkeit, oder gerade wegen derselben, gleich kolossales Aufsehen erregte und schweres Geld verdiente, (sie verband in ihren Tanzproduktionen und Attitüden mit ihrer Häßlichkeit merkwürdiger-

weise eine gewisse Grazie), so fehlte es bald nicht an Konkurrenz-Unternehmern, die Mr. Lent das rentable Schauobjekt abzujagen suchten. Um diesen habgierigen Mitbewerbern nun ein für alle Mal das Handwerk zu legen — heirathete Mr. Lent die Miß Julia und wurde nicht nur Gatte, sondern nach ohngefähr Jahresfrist auch glücklicher Vater. Mistreß Lent, geb. Pastrana, hatte ihn mit einem, zu seiner unaussprechlichen Freude gleichfalls über und über mit Haaren bewachsenen Knäblein beschenkt.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell," —

und so sollte auch Mr. Lent's Freude nur eine sehr kurze sein. Frau Lent starb im Wochenbett, und bald darauf auch das Söhnchen. Jeder andere Impresario, der große Barnum in Amerika nicht ausgenommen, wäre nun jedenfalls in Verzweiflung gewesen; — nicht so Mr. Lent. Nachdem er Gattin und Kind, wohl einbalsamirt, in St. Petersburg als „interessante Mumien" so lange für Geld gezeigt hatte, bis ihm eines Morgens der Polizeimeister sagen ließ: „er würde ihn, wenn er nicht machte, daß er in 24 Stunden zur Stadt hinaus wäre, mitsammt seinen Mumien nach Sibirien schicken," — reiste Mr. Lent nach Moskau, wo er Mutter und Kind — ausstopfen ließ; die Mutter in der Attitüde und im Kostüm einer spanischen Tänzerin, die Kastagnetten schlagend, und das Kind in Stulpenstiefeln. Beide Präparate haben sich wohl erhalten und waren noch bis vor Kurzem in Präuscher's anatomischem Museum, dessen Besitzer Herrn Lent für die interessanten Schaustücke angeblich pro Jahr 320 Thaler Miethe zahlte, zu sehen.*)

---

*) Der Verfasser erlaubt sich zu diesem Bericht die Bemerkung zu machen, daß derselbe durchaus auf von ihm in St. Petersburg persönlich gesammelten, zum Theil von Mr. Lent selbst erhaltenen Angaben beruht. — Es sei hier noch erwähnt, daß nach dem Tode der Pastrana Mr. Lent eine zweite, der Verstorbenen nicht unähnliche, haarige Dame fand, eine geborene Karlsbaderin, die er gleichfalls heirathete, sie der Reklame wegen für die Schwester seiner ersten Gattin ausgab und als „haariges Wunder" längere Zeit für Geld sehen ließ. Während des Verfassers Anwesenheit in St. Petersburg war Mrs. Lent II. jedoch im Gesicht und soweit sie sonst nicht verhüllt war, rasirt, und stand ihrem Gatten bei der Führung seines ausgedehnten Etablissements als treue Gehülfin zur Seite.

Eines der neuesten weiblichen Haarwunder ist zur Zeit „Krao“ — „the missing link“ (das fehlende Glied zwischen Affe und Mensch), für welches sie Herr Farini, ihr ingenieuser Erfinder und Auffinder ausgegeben hat. Der Verfasser hatte zweimal Gelegenheit, das haarige Wunderkind zu sehen, das letzte Mal im November 1887 in Castans Panoptikum zu Berlin. Das kleine Wesen trägt über den ganzen Körper einen dunklen, ziemlich gleichmäßigen Haarschmuck, Kopf, Gesicht, Hals, Arme, Hände und Beinchen sind damit bewachsen. Auf dem Titelbilde ihrer „Biographie,“ die den Besuchern übermittelt wurde, ist sie, jeder andern Hülle als ihres angestammten Haarpelzes beraubt, zwischen den Palmen- und Bananengebüschen ihrer Heimath, der „Wildnisse von Laos im Norden von Siam,“ umherkletternd dargestellt.

Nach der „Biographie“ ist Krao die Tochter Schua Mayongs, eines Sohnes des „hoch oben in den Aesten der Bäume im tiefsten Walde wohnenden Krao-Stammes der haarigen Affenmenschen.“ Die Mutter der Kleinen, die mit ihr und dem Vater als glücklich eingefangene Genossen dieses Stammes im Besitz des Königs von Birma lebten, mitnehmen zu dürfen, ist dem Unternehmer, dem wir die Ueberführung des Kindes nach Europa danken, nicht gelungen. Der Vater allein durfte sie begleiten, und der starb zum Unglück „an einem Platze Chang-Mi“ an der Cholera. Nur die beiden schwarz gemalten Bildnisse der beiden lieben Eltern gaben, gleichzeitig mit dem Töchterchen ausgestellt, noch eine Anschauung von den haarbedeckten, nicht eben reizvollen Pintschergesichtern des Paares, das eine merkwürdige Aehnlichkeit nicht sowohl mit Krao, als mit jenem braven Russen Andrian Jeflischjew aufwies, dessen völlig behaartes Antlitz uns einstmals gleichfalls im Panoptikum entgegenlächelte. Doch fragen und forschen wir nicht, nach Ibsenschem Muster, nach den Eltern und Vorfahren des Kindes. Wer da wollte, mochte der gedruckten Biographie den Werth eines authentischen Dokumentes einräumen und auf ihre Worte schwören. Nöthig war es nicht, um die Kleine als ein sehr eigenartiges und interessantes junges Wesen zu schätzen.

Prof. Virchow, der ebenso wie Direktor Hermes und andere intime und gelehrte Kenner der natürlichen Dinge in der zur ersten Privatvorstellung Kraos eingeladenen kleinen Gesell-

schaft zu sehen war, verhielt sich entschieden skeptisch gegen die Voraussetzungen, wie gegen die daraus gezogenen Schlußfolgerungen des Biographen. Er wollte Krao, trotz der Behaarung ihres Gesichtes und ihrer Körperhaut, durchaus nicht die Bedeutung jenes fehlenden Zwischengliedes sowie auch keine Beweiskraft für die darwinistische Descendenztheorie zuerkennen. Und offen gestanden, auch für den Blick des ungelehrten Nicht-Physiologen erschien sie als nichts anderes, denn eines von jenen launischen Naturspielen, die man hier und da immer wieder einmal auftauchen sieht. Ihre Behaarung, die bis über Nase und Wangen ausgedehnt ist, ist das Einzige, was sie von einem richtigen zehnjährigen weiblichen Menschenwesen unterscheidet. Die sogenannten „Backentaschen," von denen sie häufigen Gebrauch macht, sind keine besondere nichtmenschliche Gattungseigenschaft, sondern ihr Gebrauch hat erst das Organ gebildet. Die großen, schwarzen, glänzenden Augen, welche aus der vielfach mit schwärzlichem Bartflaum bedeckten Umgebung mit halb schwermüthigem, halb munterem Ausdruck hervorblicken, sind wirklich Menschenaugen, und die Sprache, welche von diesen bärtigen Kindeslippen klingt, ist echte Menschensprache, die nicht nur eingelernt wie die eines Papageien ist, sondern menschliche Gedanken, Bemerkungen und Empfindungen, zuweilen sogar in unserem geliebten Deutsch ausdrückt.

Wie es in Wirklichkeit um die geheimnißvolle kleine Krao stand, theilte später eine Berliner Zeitung in folgenden Worten mit: „Die Geschichte der Herkunft dieses an sich gewiß seltsamen Wesens ist ein großer Humbug und entstammt einer gedruckten Beschreibung, die von dem englischen Unternehmer Farini ausgegangen ist. Diese Beschreibung ist erdichtet. Krao gehört nicht zu einem geheimnißvollen Stamme, dessen Aufenthalt die Phantasie des Unternehmers in die schwer zugänglichen „Wildnisse von Laos" verlegt hat, sondern ist die Tochter eines königlichen Beamten zu Bangkok, der sich sowohl wie die Mutter des Kindes von anderen Siamesen durch nichts unterscheidet. Diese Thatsache steht fest durch ein Schreiben, welches ein hoher Reisender, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, seiner Zeit an Professor Virchow gerichtet hat."*)

---

*) Krao war übrigens nicht die erste „Schöpfung," die der industriöse Mr. Farini der Welt vorgeführt hat. In den ersten 70er Jahren erregte im Renzschen Circus in Berlin unter dem Namen Lulu ein

Wir kehren somit zurück zu unserer eigentlichen Aufgabe.

Vielleicht werden die geehrten Leserinnen, welche die Natur zufällig etwa mit einem kleinen Schmarotzerbärtchen auf der Oberlippe oder am Kinn geziert haben sollte, schon in der Aufzählung der vorgesetzten „eklatanten Fälle" einen gewissen Trost gefunden haben. Und der Verfasser gesteht ein, daß er dieses zum Theil mit seinem historischen Berichte bezweckt hat. Was sind sie denn auch diese kleinen Schattirungen gegen die Manneszier einer „heiligen Kummernuß", einer „aufständischen Amazone Rusinowska", einer „schönen Hamburger Minna" oder gar der „massenbehaarten Julia Pastrana"?! — Nichts. Und da die Kunst der Kosmetik es obenein nicht unter ihrer Würde hält, mit erprobten Vernichtungsmitteln gegen diesen kleinen Schönheitsstörer einherzuziehen, so wird die Sache erst recht zur Bagatelle.

Uebrigens sind nicht alle „Bärtchen-Frauen" — mit den „Bartfrauen" haben wir fortan nichts mehr zu thun, die können sich für Geld sehen lassen —, unglücklich über das verirrte Zierpflänzchen in ihrem Angesicht. So würde z. B. die noch heute wohlbekannte Schriftstellerin Julia Burow, meine alte längst im Herrn entschlafene liebe Gönnerin, empört darüber gewesen sein, wenn man ihr, etwa zur Strafe für die Edition ihres etwas freigehaltenen Romans „Frauenloos", den kleinen Schnurr-

---

junges zierliches Wesen große Sensation, das, aus einem in die Manege gebrachten Kanonen-Mörser an ein ziemlich hoch hängendes Trapez geschossen wurde und an demselben die halsbrecherischsten Künste ausführte. Die Hauptattraktion dieses reizenden Geschöpfes war aber — ein Geheimniß; Niemand wußte und erfuhr, ob das räthselhafte schöne Wesen ein Jüngling oder ein Mädchen war, oder nicht gar vielleicht dem geschlechtslosen Geschlechte der Engel angehörte. In Leipzig jedoch wurde später durch vorwitzige Clowns das Geheimniß enthüllt und in der mystischen Erscheinung ein Schüler des früheren Trapezkünstlers Farini aus London, der mit ihm als Impresario reiste, entdeckt. (Schreiber dieses hat im Jahre 1867 im Alhambra-Theater zu London Herrn Farini selbst wiederholt mit seinem angeblichen, damals vielleicht 10jährigen Sohne — dem späteren „Lulu" — am Trapez „arbeiten" sehen und ist heute noch im Besitz einer der Photographien des Künstlerpaares, welche der Kleine nach der Produktion im Auditorium verkaufte.) — Man kann neugierig sein, welches das nächste Geld machende Wunder des erfinderischen Gentleman sein wird? Wenn ich nicht irre, waren auch die im vorigen Theile des Buches erwähnten „afrikanischen Zwergmenschen" sein Unternehmen. (D. V.)

bart hätte abschneiden wollen. Ich verfertigte von meiner Freundin eines Tages eine Aquarell-Skizze und erinnere mich noch sehr wohl, wie sie wiederholt bat, ja das Bärtchen nicht wegzulassen. — Und was würden nicht gar unsere heutigen jungen „Gelehrtinnen", die sich spielend den Doktorhut erwerben, darum geben, wenn ihnen unter der Krempe desselben zur Sanktionirung ihrer erreichten Würde nun auch ein stattlicher Doktor-Bart emporsproßte?! —

Streng und im vollen Ernste genommen, paßt aber ein Bart, selbst wenn er auch nur klein sein sollte, doch nicht in ein schönes Frauengesicht, ebensowohl wie wir auch keineswegs die Doktorwürde als den idealen Gipfel echter Weiblichkeit hinstellen wollen, und so wollen wir denn hiermit zur Bekämpfung und Vernichtung dieses kleinen Schmarotzers einen flotten Feldzug unternehmen.

Nirgends ist das Haar am weiblichen Körper — mit Ausnahme des Haupthaares natürlich — so verpönt, als im Orient und so hat man auch dort zuerst an die Vertilgung dieses unberechtigten Attributes gedacht. Das chemische Mittel dagegen besteht in dem sog. Rusma, auch „Rusma Turcorum" genannt, einem Präparat, welches nach Dr. Clasen*) aus 1 Theil Operment (Schwefelarsenik), 7 Theile gelöschtem Kalk und 1 Theil Weizenmehl zusammengesetzt ist. Das pulverisirte Gemisch wird in einem Porzellangefäß mit etwa der 12fachen Menge Wasser gekocht, bis von einer hineingetauchten Hühnerfeder durch leichtes Abwischen die Fahne abgeht. Mit dieser Mischung wird dann mittelst eines Holzspatels die haarige Stelle bestrichen, nach 5—10 Minuten etwa, wenn die Masse am Eintrocknen ist und ein leichtes Gefühl von Brennen der Haut entsteht, entfernt man sie durch Abschaben mit einem Holzspatel oder mit einem Schwamm und warmer Milch, worauf die Haut mit Coldcream oder Zinksalbe eingerieben wird. Die Haare werden bis tief in den Haarbalg hinein, um so tiefer, je länger die Masse liegt, vollständig aufgelöst und zerstört. Nach einiger Zeit zwingt dann aber das Nachwachsen des Haares zur Wiederholung der Prozedur. Dieselbe schadet auch der Haut nicht weiter, wenn man das Präparat

*) „Die Haut und das Haar."

durch Abschaben oder durch das obengenannte Abwaschen entfernt, sobald sich das Gefühl leichten Brennens einstellt.

Man kann sich diese Paste in der Apotheke herstellen lassen, bedarf dazu jedoch wegen ihres Gehaltes an Schwefelarsenik eines ärztlichen Rezeptes oder eines Giftscheines. Deshalb schlägt Dr. Clasen, nicht blos zur Vermeidung des giftigen Operments, sondern auch um der immerhin mit einigen Umständen verbundenen und manchem nicht eben angenehmen Herbeischaffung eines ärztlichen Rezeptes aus dem Wege zu gehen, ein anderes, genau dasselbe leistendes Verfahren vor, durch Herstellung eines anderen Depilatoriums. Zur Bereitung dieses unter dem Namen „deutsches Depilatorium" käuflichen Präparates leitet man Schwefelwasserstoffgas in einen Brei von frisch gelöschtem Kalk, wodurch eine grau-grünliche Masse entsteht, von nicht gerade angenehmem Geruche. Ein Zusatz von Stärkemehl und Stärkezucker, etwa die Hälfte dem Gewichte nach giebt der Masse die nöthige Konsistenz. Das Präparat, das wegen seiner geringeren Gefährlichkeit den Vorzug vor jenem verdient, wird gleichfalls als strohhalmdicke Schicht mit Hilfe eines hölzernen Spatels aufgetragen und bleibt 10 bis 20 Minuten liegen, bis das Gefühl leichten Brennens zur Entfernung desselben mit dem scharfen Rande des Spatels auffordert. Eine darauf folgende Waschung mit lauem Wasser und Einreiben mit Coldcream beendet die Prozedur. Die Paste muß ebenso wie jene in einem sehr sorgfältig verschlossenen Glase aufbewahrt und möglichst frisch verwendet werden. Man kann sich dieser Enthaarungsmethode auch statt des Rasirens bedienen, da die Haut, wenn sie nicht ausnahmsweise zart ist, nicht im mindesten dadurch leidet. Die orthodoxen Israeliten, die kein Messer benutzen dürfen, machen es seit alters her vielfach mit ihrem Barte so. — Bekannt und gut empfohlen ist auch das „Böttger'sche Depilatorium." —

Ein altes, populäres Verfahren, Haare von unrechter Stelle zu entfernen, ist das mechanische. Man läßt Leinewand mit gewöhnlichem Schusterpech in der Dicke eines Messerrückens überziehen, schneidet davon fingerbreite Streifen, erweicht das Pech über einem Lichte, drückt den Pflasterstreifen auf die behaarte Stelle, läßt es kalt werden und reißt es dann los; die weichen Haare bleiben mit dem Schafte im Pech stecken und das Verfahren ist gar nicht so schmerzhaft, wie man glauben dürfte.

(Ein wenig Vorsicht dürfte wohl aber bei den ersten Versuchen dennoch zu empfehlen sein). Noch weniger empfindlich ist es, nach Dr. Klencke, die Haare einzeln mit einem Klebmittel auszureißen; man hat hierzu ein angemessenes Klebmittel in die Form einer kleinen Stange gebracht, die unter dem Namen Psilothron käuflich ist; die Stange wird an einem Ende erwärmt, auf das Haar gedrückt, was jedesmal herausgerissen werden soll, und wenn der Klebstoff erkaltet ist, kräftig emporgeschnellt, wobei das Haar fast schmerzlos folgt. Handelt es sich nur um wenige Haare, so lassen sie sich auch mit einer sogenannten „Cilienpinzette", einem Instrumente der Augenärzte, das aber jedermann handhaben kann, sehr leicht entfernen. Man faßt die Haare mit dieser kleinen Zange fest an und zieht sie mit einem kräftigen Ruck rasch heraus.

Das einfachste Mittel, Haare für den Augenblick zu entfernen, ist allerdings das Rasiren, aber für die hier berührten Zwecke weniger zu empfehlen, weil das Messer das Haar bei weitem nicht so gründlich aus der Haut herausnimmt, als die vorher angeführten Verfahren, stets einen bläulichen sog. „Bartgrund" zurückläßt und erfahrungsgemäß zum verstärkten Wachsthum des Haares beiträgt. — Ein Amerikaner, Dr. Michell, hat die merkwürdige Erfindung gemacht, Haare auch auf elektrischem Wege wegzubringen. Die Prozedur wird als ziemlich schmerzhaft geschildert, dennoch aber soll der Erfinder sich eines ganz außerordentlichen Zuspruchs von Damen mit kleinen Schnurrbärtchen zu erfreuen haben.

Schlußwort.

Die verehrten Leser werden die Wahrnehmung gemacht haben, daß der Verfasser in den vorliegenden Zeilen eigentlich mehr das Unschöne, das Häßliche seinen Betrachtungen unterzogen und das wahrhaft Schöne scheinbar nur beiläufig und nebenher behandelt hat. Und das war die Absicht des Verfassers. Es sollte dem Leser zunächst ein Spiegel vorgehalten werden, in welchem er nicht nur seine Schönheitsmängel, sondern auch die seine von Natur vielleicht durchaus fehlerfreie und schöne Erscheinung maskirenden, durch Gewohnheit, widerwärtige Zufälle oder andere mißliche Ursachen erworbenen Häßlichkeiten und Entstellungen des Gesichts zu erkennen vermochte. Wirkliche, geborene Häßlichkeiten giebt es nur wenige; dies beweisen uns schon die im allgemeinen hübschen Kindergesichter. Erst die Erziehung, oder vielmehr die mangelnde oder verkehrte Erziehung, die verquickten Lebensverhältnisse, die Schicksale, die Leidenschaften und die Noth drücken den Zügen zumeist den Stempel der Häßlichkeit auf. Und so sei es hier denn nochmals hervorgehoben, was wir in den vorliegenden Blättern so oft angedeutet haben: Die Entfernung, die Fernhaltung des Unschönen und Häßlichen ist die Grundbedingung nicht nur der physiognomischen, sondern jeder Schönheit überhaupt.

Nun ist es freilich ein Uebelstand, und für eine etwa beabsichtigte Korrektion zugleich ein sehr erschwerender Umstand, daß die meisten Menschen nicht wissen, wie sie aussehen. Wir haben in dem Kapitel „Stimme und Sprache" erwähnt und durch Beispiele nachgewiesen, daß niemand seine eigene Stimme kennt; ähnlich verhält es sich mit der Kenntniß unseres eigenen Angesichts. Wir sehen im Spiegel allerdings, was wir für Augen haben, wie unsere Nase und unser Mund geformt ist und ob wir ein längliches oder rundes Gesicht haben — aber von unserer eigentlichen Physiognomie, von dem Ensemble unserer Züge, von unserem individuellen Gesichtsausdruck lebt in unserer Seele nur ein sehr unbestimmtes Bild. Jeder Portraitmaler und Photograph weiß davon ein Lied zu singen. Er mag das werthe Konterfei noch so ähnlich hergestellt haben, gar oft muß er beim ersten Vorzeigen desselben vom werthen Modell die erstaunte Frage hören: „Das soll ich sein?!"—

Die Sache mag sich, abgesehen von einer psychologischen Lösung des Räthsels, zum Theil dadurch erklären, daß wir beim Hineinschauen in den Spiegel stets nur unsere Vorderansicht, unser volles Enfacebild zu sehen bekommen und durch ein Bild von uns, das auch nur im geringsten von dieser gewohnten Stellung abweicht, irritirt werden. Diesem Umstande ist es jedenfalls auch zuzuschreiben, daß wir niemals, oder nur sehr schwer, Aehnlichkeiten anderer Personen mit uns selbst wahrzunehmen vermögen, ja dieselben selbst dann nur schwer anerkennen, wenn wir von allen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden sind. Ich habe in Breslau einen Doppelgänger gehabt (derselbe war dort als Professor an einer höheren Schule angestellt und ist leider vor kurzem plötzlich gestorben), der eine solche Aehnlichkeit mit mir hatte, daß sowohl er als ich, wie ich als er, aller Augenblicke und an den verschiedensten Orten irrthümlich angesprochen wurden. Die Aehnlichkeit zwischen uns Beiden war so

frappant, daß sie schon vor langen Jahren zu einem intimen Freundschaftsverhältniß führte, und doch hatten wir beiderseits keine rechte Vorstellung davon. Erst als ich eines Tages einmal in einem sog. „Frisiersalon", wo alle Wände mit Spiegeln versehen waren, durch den vervielfältigten Reflex derselben ganz unerwartet mein vollständiges Profilbild zu Gesicht bekam, war ich von unserer gegenseitigen Aehnlichkeit, die allerdings eine erstaunliche war, überzeugt.

Man kann ein solches — für die hier beregten Studien vielleicht nicht ganz überflüssiges — „Sich-von-allen-Seiten-sehen" — am bequemsten mit einem sog. „chinesischen Spiegel" bewerkstelligen, der aus drei durch Charniere mit einander verbundenen gleichen Theilen besteht und mit dem mittleren Theil in Kopfhöhe derart an der Wand befestigt ist, daß die zwei Seitentheile ein paar bewegliche Flügel bilden. Das Instrument dürfte zugleich Damen beim Herstellen ihrer Toilette von nicht geringem Vortheil sein.

Warum dieses Buch nicht illustrirt ist. —

Der Verfasser gesteht zu, daß es anfänglich seine Absicht war, die vorliegende Arbeit mit Zeichnungen versehen zu lassen, nachdem er aber weiter und weiter den Text vollendete, fand er, daß die Illustrationen darin nicht nur überflüssig gewesen wären, sondern auch, wie es bei vielen illustrirten Werken der Fall ist, den Leser vielleicht nur da angezogen hätten, wo zufällig Bilder waren. Ja manche verehrte eifrige Schülerin hätte es gar vielleicht vorgezogen, gänzlich auf den Text dieses „Lehrbuches" zu verzichten, und nach den in demselben gefundenen Musterbildern vor ihrem Toilettenspiegel ganz direkte mimisch-physiognomische Verschönerungs-Studien vorzunehmen, d. h. ein veritables „kosmetisches Gesichterschneiden" in Szene zu setzen. Natürlich würde sie dabei meist noch das ihrem Antlitz am heterogensten gegenüberstehende Idealbild als Muster gewählt haben.

Es ist allgemein bekannt, und jeder bildende Künstler wird es besonders bezeugen, daß man ungleich feiner und richtiger sieht, als man zu zeichnen vermag, ebenso wie es ausgemacht ist, daß wir viel tiefer zu empfinden, als Empfundenes wieder auszudrücken im Stande sind. Wer daher auch nur mit einigermaßen geübtem Auge in seiner Umgebung und überall wo er mit Menschen zusammenkommt, Umschau halten will, wird daselbst stets viel bessere Illustrationen zu diesem Buche finden, als sie selbst der geschickteste Zeichner dafür hätte liefern können.

Verzeichniß

der vom Verfasser zu dem Buche benutzten Werke und Schriften.

---

1. Bain, Alexander. — Geist und Körper. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)
2. Birch-Hirschfeld, Dr. — „Ueber den Ursprung der menschlichen Mienensprache." (Deutsche Rundschau, Heft 4. Januar 1880.)
3. Bodenstedt, Friedrich. — „Die Lieder des Mirza Schaffy."
4. Bresgen, Maximilian. — Ueber die Nase und ihre Bedeutung für Athmung und Geruch. („Vom Fels zum Meer." Jahrgang 1887/88. Heft 3.)
5. Burke. — „Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen."
6. Busch, Prof. Dr. Fr. — Allgemeine Orthopädie, Gymnastik und Massage. (Leipzig, 1882.)
7. Camper, Peter. — Vorlesungen über den Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften durch die Gesichtszüge. (Berlin, 1793.)
8. Carus, Carl Gustav. — Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. (Leipzig 1853.)
9. Cid, Dr. — Essai de Calliplastie. Études sur les formes du visage et examen de divers moyens à les embellir. (Paris, 1846.)
10. Clasen, Dr. F. E. — Die Haut und das Haar. Ihre Pflege und ihre kosmetischen Erkrankungen. (Stuttgart, 1886.)
11. Damerow, Dr. H. — Ueber die Grundlage der Mimik und Physiognomik, als freier Beitrag zur Anthropologie und Psychiatrie. (Berlin, 1860.)

12. Darwin, Ch. — Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl; übers. von Victor Carus. Stuttgart, 1871.) — Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und bei den Thieren; übers. von V. Carus. (Stuttgart, 1872.)
13. Dietz, Dr. — Versuch einer theoretischen Begründung der Physiognomik. (Freiburg im Breisgau, 1830.)
14. Duchenne, Dr. — Mécanisme de la Physionomie Humaine. (Paris, 1862.)
15. Emerson, R. W. — Die Führung des Lebens, Gedanken und Studien. (Leipzig, A. Unflad.)
16. Engel, J. J. — Ideen zu einer Mimik. (Berlin, 1845.)
17. Feuchtersleben, Ernst Freiherr von. — Zur Diätetik der Seele. (Hamburg, 1880.)
18. Gall, Franz Joseph. — Schädellehre.
19. Goltz, Bogumil. — Naturgeschichte der Frauen. (Berlin, O. Janke.) — Der Mensch und die Leute. (Berlin, 1858.) — Hinter den Feigenblättern. (Berlin, 1862.)
20. Gratiolet, P. — De la Physionomie et des Mouvements des Expressions. (Paris, 1865.)
21. Guttman, Oskar. — Die Gymnastik der Stimme, gestützt auf physiologische Gesetze. III. Aufl. — Die ästhetische Bildung des menschlichen Körpers. (Leipzig, J. J. Weber.)
22. Heine, H. — Gedichte.
23. Henke, Prof. W. — Das Auge und der Blick. Vortrag, gehalten in Schwerin 1869. (Rostock, E. Kuhns Verlag.)
24. Henle, J. — Ueber das Erröthen. (Deutsche Bücherei, Breslau, S. Schottländer.)
25. Heymann, Dr. F. M. — Das Auge und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande. II. Aufl., bearb. von Dr. P. Schröter. (Leipzig, J. J. Weber, 1879.)
26. Hogarth. — Zergliederung der Schönheit. Aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius. (Berlin und Potsdam, 1754.)
27. Kant, J. — Von der Macht des Gemüths, mit Anmerkungen von C. W. Hufeland. (Leipzig, 1854.)
28. Kingsley. — Die Anomalien der Zahnstellung. (Felix, Leipzig, 1881.)
29. Kleinpaul, Rudolf. — Sprache ohne Worte. (Leipzig, 1888.)

30. Klencke, Dr. Herm. — Diätetische Kosmetik oder Gesundheits- und Schönheitspflege der äußeren Erscheinung des Menschen. (Leipzig, 1875.) — Die Zähne, ihre Natur, Pflege, Erhaltung, Krankheit und Heilung. (J. J. Weber, Leipzig.)
31. Lavater, Joh. Caspar. — Physiognomische Fragmente.
32. Le Brun. — Conférences sur l'expression des différens Caractères des Passions. (Paris, 1667.)
33. Lichtenberg, G. C. — Vermischte Schriften. (Göttingen, 1867.)
34. Magnus, Dr. H., (Augenarzt und Professor an der Universität zu Breslau). — Das Auge in seinen ästhetischen und kulturgeschichtlichen Beziehungen. Fünf Vorlesungen. (Breslau, 1876). — Die Sprache der Augen. (Wiesbaden, 1885.)
35. Mantegazza, Paolo. — Fisonomia e Mimica. (Mit eingehenden Betrachtungen über Schönheit und Häßlichkeit des Gesichts. — Mailand, 1881.)
36. Meinert, Hofrath Prof. Th. — Mechanik der Physiognomik. Vortrag, gehalten in der 2. allgem. Sitzung der 60. Naturforscher-Versammlung in Wiesbaden. (Wien, 1888.)
37. Moppey, J. — Der Mensch wie er leibt und lebt. Eine anthropologische Skizze. (Pforzheim, 1866.)
38. Moreau. — L'art de connaître les hommes. (Paris.)
39. Ovid. — Ars amandi. (Kunst zu lieben.) — Von den Schönheitsmitteln für das Gesicht.
40. Piderit, Dr. Th. — Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik. (Detmold, 1867.)
41. Ploß, Dr. H. — Das Weib. (Grieben's Verlag. Leipzig, 1887.)
42. Preyer, Prof. W. — Aus Natur- und Menschenleben. (Gebr. Paetel, Berlin.)
43. Reclam, Prof. Dr. C. — Des Weibes Gesundheit und Schönheit. (Leipzig, 1883.)
44. Reich, Ed. — Die Erblichkeit der Gebrechen des Leibes und der Seele. (Neuwied und Leipzig, 1883). — Die persönliche Entwickelung des Menschen und die Civilisation. (Minden i. W., 1883.)

45. Riehl, W. H. — Die bürgerliche Gesellschaft. (Stuttgart und Augsburg, 1855.)
46. Rosenthal-Bonin, Hugo. — Frauenschönheit. Reisestudien. (Ueber Land und Meer, Bd. 56. Nr. 45 u. 46.)
47. Runge, Dr. W. — Die Nase in ihren Beziehungen zum übrigen Körper. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. M. J. Roßbach. (Jena, 1885.)
48. Rückert, Fr. — Gedichte, Liebesfrühling.
49. Schack, Sophus. — Physiognomische Studien. Deutsche Ausgabe von E. Liebig. (Jena, 1881.)
50. Schefer, Leopold. — Laienbrevier. (Leipzig, 1859.)
51. Scheve, Dr. G. — Katechismus der Phrenologie. II. Aufl. (Leipzig, 1852.)
52. Schiller, Fr. v. — Ueber Anmuth und Würde. — Gedichte.
53. Schreber, Dr. D. G. M. — Anthropos. — Buch der Erziehung an Leib und Seele. (Friedr. Fleischer, Leipzig.)
54. Schweiger-Lerchenfeld, A. v. — Frauenleben der Erde. (A. Hartleben, Wien.)
55. Shakespeare. — (Aus verschiedenen Dramen.)
56. Sterne, Carus. — Die Krone der Schöpfung. Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur. (Wien und Teschen.)
57. Stöhr, Cölestin. — Physiognomik oder die Kunst, den Menschen aus dem Gesichte zu beurtheilen. (Koburg und Leipzig, 1804.)
58. Tarde, G. — Das offenbarte Verbrecherthum. (Paris, 1888.)
59. Thackerey. — Vanety Fair. (Der Jahrmarkt des Lebens.) Tauchnitz Edition.
60. Vischer, Fr. Theodor. — Aesthetik. (1847—1858.)
61. Winckelmann, Joh. Joachim. Von der Empfindung des Schönen in der Kunst ꝛc. (1763.)
62. Wundt, Prof. W. — Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen. (Deutsche Rundschau. III. Jahrg. Heft 7.)

(Die Namen der etwa hier nicht genannten in dem Buche erwähnten Autoren sind an betreffender Stelle angeführt.)

Kroll's Buchdruckerei in Berlin S., Sebastianstr. 76.

Ferner erschienen in demselben Verlage von

Julius Stinde:

Die Familie Buchholz. 68. Auflage.

Der Familie Buchholz 2. Theil. 51. Auflage.

Frau Wilhelmine. 37. Auflage.

Buchholzens in Italien. 50. Auflage.

Frau Buchholz im Orient. 22. Auflage.

Preis eines jeden Bandes geheftet 3 Mk., elegant geb. 4 Mk. 50 Pf.

Das Geheimniß des Erfolges, welcher den Werken des beliebten Schriftstellers zu Theil geworden ist und der sich von Tage zu Tage steigert, liegt in der, dem echten Humoristen eigenen feinen und taktvollen Mischung von frohester Heiterkeit und tiefernstem Gemüth. Die **Buchholz-Bücher** bergen etwas von dem Sonnenschein des Lebens in sich, der den Geist erfreut, und das Herz erwärmt. Deshalb werden sie überall, wohin sie kommen, Hausfreunde, die man immer wieder zur Hand nimmt, da ihr köstlicher reicher Inhalt stets auf's Neue wirkt, so oft man sich mit ihnen beschäftigt. — Julius Stinde's Buchholz-Bücher sind Familien- und Volksbücher in dem edelsten und weitesten Sinne des Wortes; dieselben wurden bereits in das Dänische, Englische, Französische, Holländische, Italienische, Norwegische, Schwedische und Ungarische übersetzt.

Die Verlagsbuchhandlung von Freund & Jeckel.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Kroll's Buchdruckerei in Berlin S.

5/11

Schinn